
SA räumt
auf

SA räumt auf!

Aus der Kampfzeit der Bewegung

Aufzeichnungen

von

Heinz Lohmann

Einmalige Ausgabe

Deutsche Hausbücherei Hamburg

Band 7 der 19. Jahresreihe
Dieses Buch erscheint hiermit in Einmaliger Ausgabe für die Deutsche Hausbücherei, Hamburg 36, Schließfach 233 und wird nur an Mitglieder innerhalb einer Jahresreihe abgegeben. Einzeln ist es nur im Buchhandel in der Originalausgabe der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg 36, zu haben. Der Einbandentwurf stammt von Herbert Post. Der Druck und das Einbinden erfolgten in der Hanseatischen Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 36 und Wandsbek.

Den Kameraden

die an meiner Seite

am 17. Juli 1932, dem Blutsonntag von Greifswald,

für die deutsche Revolution gefallen sind:

SA Mann Bruno Reinhardt, Student

SA Mann Ulrich Massow, Schmied

SA Mann Herbert Schuhmacher, Kaufmann

Als ich im Sommer 1933, gleich nach der nationalsozialistischen Revolution, mein Buch „SA räumt auf!" schrieb, glaubte ich es tun zu müssen, da die ungeheuren Leistungen während der schweren Kampfjahre, die unsäglichen Opfer der Treuesten Adolf Hitlers nicht in Vergessenheit geraten sollten. Ich schrieb dies Buch nicht um meiner selbst willen.

Wenn mir heute von irgendwelchen Seiten der Vorwurf gemacht wird, ich hätte mich durch dieses mein Buch selbst verherrlichen wollen, so beweist das, daß es heute noch Volksgenossen gibt, die einfach an dem herrlichen Kampf, an dem Glauben der Nationalsozialisten nicht nur achtlos vorübergehen, sondern in gemeinster Weise all die Opfer und Nöte aller SA- und SS-Männer verurteilen und ablehnen.

Es war so, wie ich es niederschrieb. Ich habe damals in die Front meiner Kameraden gehört, ich bin auch heute noch ein Stück von ihnen. Wenn ich von Putsch Bendt schrieb, so sprach ich für ihn, für jeden anderen Kameraden. Erzählte ich von mir, so legte ich damit tausend und aber tausend Gefühle all der anderen unbekannten Soldaten Adolf Hitlers mit hinein.

Wir sind früher verbissen den Weg gegangen, den der Führer wies, wir marschieren heute genau so weiter in treuem Glauben und in treuer Gefolgschaft für unser nationalsozialistisches Deutschland.

Berlin, im September 1935.

Fackeln in deutscher Nacht

Es war ein Samstag und spät abends. Aus den verlassenen Straßen der Stadt stampften zehn Männer hinaus ins Freie, in die dunkle westfälische Landschaft, in die kaltnasse Vorfrühlingsnacht. Hinter ihnen, mit ihnen trotteten zwei Jungens, fünfzehnjährig.

Niemand in der geheimnisvollen kleinen Kolonne sprach ein Wort; aber es war ein zwiefach verschiedenes Schweigen, das hier herrschte.

Das der Männer war selbstverständlich wie ihr Schritt und zeugte von langer und alter Gewohnheit. Sicher waren sie diesen Weg schon oft gegangen. Außerdem setzten sie den einen Fuß derart vor den andern, wie das nur marschgeübte Feldsoldaten und andere alte Straßengäule fertigbringen. So schaukelten sie unbekümmert und seelenruhig durch den Dreck und die Pfützen dahin.

Das konnten die beiden Jungens ihnen natürlich nicht nachmachen. Stolpernd platschten sie von einem Wasserloch in das andere, immer wieder zogen sie mit Anstrengung den Fuß aus der saugenden Umklammerung der zähen roten Lehmerde. Der pfeifende Wind klebte ihnen den dünnen Stoff der Inflationsmäntel auf die mageren Jungensknochen, fraß sich durch bis auf die Haut. Trotzdem merkten auch sie von alledem nichts. Sie glühten vor Aufregung. Woher ich das alles weiß? Nun, ich muß es wohl wissen, denn der eine von den beiden

Burschen war ja mein Freund Gustav Fischer und der andere ich.

Ich sah mich um. Dünn und kümmerlich flackerten da die Lichter der Stadt. Damals brannte nur jede dritte Laterne in den Straßen. Sparsamkeit! Wir waren ja so arm damals, so bettelarm.

Da liegt das Nest, mußte ich denken, obwohl es meine Heimatstadt war, die da hinter der Schattenlinie der nachtschwarzen Äcker tiefer und tiefer versank. Verdammte Kleinstadt!

Die Herren vom Verkehrsverein werden vielleicht protestieren. Man muß diese Gefühle eines fünfzehnjährigen Jungen richtig verstehen. Kleine Kerle haben eben die Sehnsucht nach etwas Großem. In diesen Mauern gab es damals nichts mehr, das uns noch imponieren konnte, am allerwenigsten der Riesenvollbart und die Löwenstimme unseres Schuldirektors. Deshalb nannte ich dieses mein Schwelm, eine ganz normale preußische Stadt von mittlerer Größe, mit wütender Vorliebe nicht eine kleine Stadt, sondern — eine Kleinstadt.

Etwas Beklommenheit war aber doch dabei. Hätte ich nicht mit dem gleichen Recht das Deutschland von damals ein Kleinland nennen müssen? Unser Leben, das sich vor uns auftat, ein Kleinleben? Ein Kleinland, ein Kleinleben, das war unser Schicksal, dem wir nicht entfliehen konnten. So schien es uns Jungen damals, im Jahre 1922.

Kläglich und schwach brachen die fernen Lichter der Stadt sich mühselig ihren Weg in das Dunkel.

Da!

Unwillkürlich entfuhr mir ein Laut. Auch diese letzte Herrlichkeit war plötzlich erloschen. Unser kleiner Trupp hielt, stand wohl eine Minute mit seitwärts gewendeten

Köpfen und schob weiter, als der trübe Schimmer wieder durch die bekannten Adern des irdischen Sternbildes da unten dahinkroch.

Solche Störungen waren damals nichts Ungewöhnliches. Es war ja alles verlumpt und verlottert. Das mußten auch wir Jungens begreifen.

Weiter ging es. Wie bei jedem Menschen in den Stunden der Entscheidung, flammte in blitzschnellen Bruchstücken vor mir auf mein bisheriges Leben. Es war voll von Widersprüchen.

Schon ganz früh war die Welt in zwei Hälften geborsten. Auf der einen Seite stand der gepflegte Kaufmannshaushalt, die Familie, in der ich das Schreckenskind war. Denn ich riß immer wieder aus in den „Betrieb", versaute mir das Zeug, quetschte mir die Finger, brachte mich und andere in Lebensgefahr und platzte bei den unpassendsten Gelegenheiten mit Ausdrücken und Anschauungen heraus, die weder in die gute Kinderstube noch in den geistigen Rahmen einer bürgerlichen Weltanschauung gehörten.

So wurde mir der Unterschied zwischen der Welt des „Kapitalisten" und der des Arbeiters zur handgreiflichen Wirklichkeit. Ich liebte die eine und haßte die andere. Ich, das Kaufmannssöhnchen, wollte mit Gewalt zu den Proleten gehören. Es ist ja auch nur zu natürlich, daß das hundertköpfige Bataillon der Arbeit, das jeden Morgen in geschlossener Masse angerückt kam, mir imponierte, daß ich am liebsten da war, wo es am heftigsten krachte, donnerte, sprühte und blitzte, daß ich die geringsten Arbeiter, die halbnackt mit bloßen Füßen in Holzpantinen wie die leibhaftigen Teufel herumliefen, am meisten verehrte.

Wie ein Hohn kam es mir vor, daß man mir nahe-

legte, nicht zuerst zu grüßen, sondern auch weiterhin mich grüßen zu lassen. Und bitter empfand ich den vorsichtigen Abstand, den meine erklärten Freunde mir gegenüber bewahrten, selbst wenn ich ihnen immer und immer wieder die Ölkanne umschmiß oder ein Werkstück verpatzte. Wo sie ihre eigenen Gören längst verdroschen hätten, die ich manchmal in der Mittagszeit zum Spielen aus der Kantine zu mir herauslockte, da wurde ich sanft abgeschoben, was, wie ich sehr wohl fühlte, die Stimmung mir gegenüber nur noch mehr beeinträchtigte. Nur einmal riß einem doch die Geduld, und ich hatte eine gewaltige Ohrfeige weg, aber von einer anderen Sorte, als ich sie von Zuhause gewohnt war. Nur schien mein Mann nicht weniger erschrocken als ich.

„Da haste endlich, was de verdienst, du kleenes Aas! Nu loof ins Kontor und bring' mir de Papiere jleich mit, wenn se mich rausjeschmissen haben, und bloß wegen deiner, du Rotzjunge, du!"

Ich ging aber nicht, sondern klebte hingerissen am Schutzgitter der Maschine und starrte den Arbeiter an.

„Na, wird's bald, du Kapitalistenküken?"

„Ich bin keen Kapitaliste. Ich nicht!"

„Ha! Wirst's aber bald werden!"

„Nee, nie nich! Und uff's Kontor geh ich überhaupt nich. Ich werd' bestimmt keen Kapitaliste."

„Wat willst'e denn werden?"

„Arbeeter, so wie du bist."

„Nu kiek den kleen'n roten Deibel."

Ich weiß heute noch nicht, ob damit mein rotblondes Haar, das mir der Prolet aus der Stirn strich, oder was anderes gemeint war.

„Denn stell' dich hier an de Ecke, daß uns de Sauerei nich noch e'mal passiert, Junge!"

Herr Gott, wie war ich damals glücklich!

Daß ich unter solchen Verhältnissen frühzeitig gewisse Vorstellungen von der Macht und dem Recht der Arbeiterklasse mein eigen nannte, ist klar. Als die Revolution kam, verband ich damit manche undeutliche Hoffnung, wurde aber bald restlos enttäuscht.

Nicht, weil plötzlich ein läppisches Mißtrauen wieder zwischen mir und meinen Arbeiterfreunden aufstand! Nicht, weil ich aus einer Betriebsversammlung hinausgeschickt wurde, wo ich doch so brennend dabei sein wollte! Aber ich hatte mir vorgestellt, daß, wenn schon ein Führer da sein mußte, es das Urbild eines Arbeiters sein würde, ein klobiger Riese mit entsprechender Schnauze und Kluft und schmierigen Händen, meinetwegen einen Schmiedehammer in der Faust. Wie so ein Elfjähriger sich eben einen „Revolutionär" vorstellt! Statt dessen war es ein kleiner mickriger Kerl mit 'ner — Aktentasche, den ich als den wichtigsten Mann des Tages bald herausgefühlt hatte. Und bald war auch alles wieder beim alten, höchstens, daß alte Familienväter, die im Feld gewesen waren, mich, den „Ausbeutersprößling", noch respektvoller grüßten. Das alte Verhältnis war kaum wiederherzustellen. Schlagworte wie Klasse und Internationale schwirrten in der Luft herum. Was konnte ich davon verstehen? Aber mit ihnen verband sich nun meine ganze Enttäuschung.

Arbeiter, auf die Straße!

So hieß es in den Tagen, die keine Revolution bedeuteten, nur eine Revolte. War es ein Wunder, wenn ich Knirps diesem Ruf ebenfalls folgte? Die Umwälzung erschien mir in einer Gruppe junger Burschen, die eine Straße versperrten und den vorüberkommenden Militärpersonen, soweit sie noch Abzeichen und Achselstücke

trugen, diese abrissen. Ich schämte mich durchaus nicht, am Straßenzaun herumzulungern und weiter der Dinge zu warten, die da noch kommen sollten.

Wieder ein Feldgrauer! Von weitem sah es aus, als hätte er schon „abgerüstet". Jetzt, da er mit großen, schnellen Schritten näherkam, erkannte man doch den kleinen Farbfleck der schwarzweißroten Kokarde am Krätzchen.

„Hoch die Internationale", knurrte einer von meinen Helden, die Zigarette im Mundwinkel hängend.

„Hallo, Kamerad", rief ein anderer. „Mach das Ding da mal ab!"

„Ja, Scheiße!"

Jawohl, das war die Antwort; und wenn selbst ein Goethe für die eine bekannte Stelle im Götz von Berlichingen keine Umschreibung finden konnte; wenn die Franzosen sich mit berechtigtem Stolz an jenes gleichbedeutende „Merde!" des Gardehauptmanns bei Waterloo erinnern, den man zur Ergebung aufgefordert hatte; dann haben wir Heutigen noch viel weniger Recht, die Sprache der Front und damit ihren Geist durch gezierte Übersetzungen zu verfälschen. Wer damit nicht einverstanden ist, muß das Buch gleich an dieser Stelle zumachen. Er könnte noch mehrmals erschrecken. Noch überraschender als die Antwort war der Erfolg. Der Mann konnte ungehindert weitergehen. Ich — schlich mich nach Hause. So trat zum erstenmal der Begriff des sogenannten „Nationalen", verkörpert durch einen Menschen von Fleisch und Blut, in meinen jugendlichen Gesichtskreis, um nie wieder daraus zu verschwinden.

Er kam übrigens nicht in ein unvorbereitetes Gehirn. Vier Jahre hatte ich mich als Angehörigen eines siegreichen Volkes gefühlt. In wenigen Tagen sollte jetzt

dieser gleiche Krieg verloren worden sein? Natürlich hatte ich kleiner Steppke keine eigenen Gedanken über diese Dinge. Aber so viel konnte ich doch schon verstehen: wenn der schon so sichere Sieg jetzt dahin war und auch aus der Revolution „meiner“ Arbeiter nichts geworden war, dann konnte daran nur eine „Schiebung“ schuld sein. Schiebung, Schiebung, Schiebung rief es in mir durch Monate und Jahre. Und wenn ein Junge dies Gefühl hat, dann hat er es eben, dann vergißt er diesen bitteren Geschmack nie wieder.

Dann waren ein paar sogenannte Lernjahre gekommen. Sexta, Quinta, Quarta, Untertertia ... Der Pennäler, der eben mit Atlas und Geschichtstabelle umgehen lernte, erfaßte diese Jahre der tiefsten Demütigung und innersten Zerrissenheit vielleicht besser als mancher Erwachsene, weil er noch nicht gelernt hatte, an den Dingen zu deuteln und ihr wahres Gesicht zu verkennen.

Wieder ein Jahr, und wir Vierzehnjährigen fingen an zu begreifen, daß es mehrere Bilder von dieser Welt gab, von denen jeder sich eines aussuchen mußte, über die man sich streiten konnte. Wir taten das in jeder Pause auf dem Schulhof. Nicht selten endete die Diskussion mit Prügeln, aber schließlich wurde die Gruppe wieder kleiner. Eine Reihe von Klassenkameraden glaubte in Fußball, Zigaretten und Weibern die Ideale und den Inhalt des vor uns liegenden Lebens gefunden zu haben.

Wir andern, vor allem Gustav Fischer und ich, diskutierten noch weiter. Ich hatte ein paar handfeste Fäuste und ein energisches Draufgängertemperament. Meine rötliche Tolle kam nicht nur mir sehr deutsch und sehr germanisch vor. Diese Umstände und meine Kindheitseindrücke gaben meinen ersten selbständigen Denkversuchen zwei Mittelpunkte und eine Richtung. Alles für

Deutschland! Alles für die wahre Revolution des Arbeiters! Und das beides sehr, sehr radikal!

Die Lehrer haßte ich ohnehin. Daß sie entgegengesetzten Anschauungen huldigten, sprach in meinen Augen nur für die Richtigkeit der meinen. Man nannte mich im Lehrerzimmer und vor den Klassen den Volksredner, auch Hermann den Cherusker, und unsere ganze kleine Gruppe die ollen Germanen. Welch ein Glück, daß die nationale Idee damals bei unseren Paukern so unbeliebt war! Das einzige Mittel, uns davon zu heilen, wäre vielleicht gewesen, wenn d i e s e Leute sich dafür eingesetzt hätten! Statt dessen kamen sie uns mit liberalen Gedanken und erreichten — unüberwindliche Abneigung.

Ich kannte nur einen Mann, der seinen Weg gefunden zu haben schien. Das war mein älterer Bruder. Er war bei der Brigade Ehrhardt. Wir hatten die Freikorps vor zwei Jahren gesehen, als sie eine ebenso hilflose wie später undankbare Regierung von der Geißel der Roten Armee im Ruhrgebiet befreiten. Damals waren wir noch zu jung, um daran denken zu können.

Jetzt, da die Dinge sich wiederum unerträglich zuspitzten, die schwarze Schweinerei am Rhein uns in haarsträubender mündlicher Überlieferung zugetragen wurde und man nicht wußte, wie bald wir dasselbe vor unseren eigenen Augen erleben sollten, jetzt bettelten wir tagtäglich:

„Albert, nimm uns doch mal mit!"

„Wohin denn, Jungens?"

„Na, zum Kameradschaftsabend in der Ehrhardt-Brigade. Wir sind doch nun schon fünfzehn."

„Und noch nischt für die Unsterblichkeit getan, ha? Nee, Jungens, ihr seid viel zu jung, kommt gar nicht in

Frage.“ Wir gaben aber keine Ruhe, bis er grob wurde, saugrob. Von nun an waren wir still. Trotzdem wichen wir meinem Bruder jetzt erst recht nicht von der Seite. Er sollte es auf jeden Fall sofort bemerken, wenn wir endlich „alt genug“ sein würden. Diese jagdhundsmäßige Aufmerksamkeit rührte ihn so, daß er schon nach vier Wochen plötzlich auf einem Spaziergang stehen blieb.

„Also, Jungens! Jetzt gebt mal Ruhe!“

Dabei hatten wir gar nichts gesagt!

„Ich nehme euch heute zum Kameradschaftsabend mit. Verstanden?“

Und ob wir verstanden hatten! Das war eine ernste, stumme Musterung, die wir da vor diesem Kreis alter Frontsoldaten oder Freikorpskämpfer auszuhalten hatten. Wir waren bedrückt wie noch nie in unserm Leben. Plötzlich erschien es uns wie eine idiotische Anmaßung, daß wir Schuljungen uns mit diesen Männern auf eine Bank setzen wollten. Es handelte sich ja nicht um den Altersunterschied. Unsere Lehrer waren durchweg älter, und wir lachten über sie. Das Geheimnis dieser Wirkung lag in den Augen der Ehrhardt-Leute, aus denen sich ein gewisser Ernst auch beim Lachen nicht verlor. Unsere Prüfung in diesem Kreis dauerte abermals vier Wochen. Wir wurden gute Freunde. Ob wir deshalb aber auch aufgenommen werden konnten, war eine andere Frage.

„Sie sind doch zu jung“, meinte mein Bruder.

„Warum? Wir waren auch kaum älter, als es damals losging.“

„Ja so, das ist wahr.“

„Und wir brauchen doch Kerls.“

„Vor allem zwei, die 'n bißchen fix im Laufen sind, die fehlen uns gerade.“

Damit war unsere Aufnahme beschlossene Sache, und heute, in dieser Nacht, sollten wir vereidigt werden. —

Alle diese Erinnerungen waren wach geworden, während ich mit den Gefährten durch die dunkle Nacht stapfte. Endlich war der Rand des Steinbruchs Göckinghof erreicht. Aus einem hochgeschlagenen Mantelkragen kam eine Stimme.

„Na, Jungens, überlegt's euch noch mal! Besser, allein den dunkeln Weg durch den dicken Dreck da wieder nach Hause zu gehen, als mit uns durch dick und dünn zu müssen, das kann ich euch sagen. Nee, Karle, laß sie noch 'n Momentchen. Du weißt's ja selber, wie das ist. Jetzt geht's um die Wurscht!"

Wir stiegen in den Steinkessel hinein, und mit dem ersten Schritt begann eine andere Sprache. Fackeln flammten auf. Die Felsensprünge in den hohen Wänden, deren Schattenrisse die hellen Flächen durchkreuzten, waren wie geheimnisvoll erhabene Runenzeichen. Hier und da hing das Nachtdunkel zu dichten Klumpen geballt im Gestein, wie schwarze, schlafende Adler, bereit, in die Zukunft zu fliegen.

Der Kameradschaftsführer sprach. Das warst du, Karl Schaumburg. Ich erfuhr jetzt zum erstenmal, daß in diesem Kreis nicht nur starke Ausdrücke nach unten hin gebraucht werden konnten, wenn es nämlich den Dreck beim richtigen Namen zu nennen galt. Nun fielen wieder starke Worte, aber sie hatten die Richtung steil nach oben; und wir schämten uns ihrer nicht, jener uralten und einfachen Formeln von Ehre, Treue, Kameradschaft und — Deutschland. Im Schlagschatten des Fackellichtes erschien das Gesicht des Führers, schmal, scharf und raubvogelartig wie das der meisten Kameraden, noch schärfer jetzt, noch ernster. Seine Augensterne standen unbewegt. Ehern

brach sich die Stimme an den Wänden ringsum, sie war laut genug für uns alle, aber gut so, auch die Felsen sollten es hören.

Die entrollte Fahne gesenkt! Meine Schwurfinger drauf!

So leistete ich den Eid auf die Fahne, sprach eine stehende Formel dazu. Dann erhielten wir die blaue Marineschirmmütze mit der schwarzweißroten Kokarde und dem Edelweiß aufgesetzt. Als die jüngsten und zugleich stolzesten Ehrhardtleute traten wir in den Kreis der Kameraden zurück.

Es war nicht ganz leicht, aus dieser Stimmung den Übergang in den gewöhnlichen Gesprächston zu finden. Wir hockten auf Steinblöcken um die zusammengeworfenen und niederbrennenden Fackeln. Jemand sah von mir zu meinem Bruder, der mir ernster als sonst schien.

„Euer Jüngster, was, Albert? Eigentlich hätt'st du ihn auch zu Hause lassen können."

„Er hat's ja selber gewollt."

„Was heißt gewollt? In dem Alter?"

„Na ja. Aber wir waren doch auch in dem Alter, damals."

„Ja, damals."

Da war es wieder, dieses „damals", das einer ganzen Generation den Stempel aufdrückte. Stumm starrten wir in die Flammen, bis der Führer uns hochriß.

„Auf, Jungens. Es wird Zeit. Na, und ihr beiden? Was sagt ihr? Nee, ihr sollt noch nischt sagen. Wartet's nur ab, morgen fängt euer Dienst an, ihr —"

Ich glaube, wir machten die wahren Generalsgesichter, so ernst nahmen wir uns.

„— ihr Meldejungens."

Immerhin. Es war auch eine ernste Sache. Verteufelt ernst manchmal.

„Komm, Kamerad!"

Der das zu mir sagte, war — mein leiblicher Bruder.

Ein neues Leben hatte begonnen.

Meldejunge für Ehrhardt

Ich hatte wohl selbst kaum daran zu glauben gewagt, daß unser Dienst so wortwörtlich der Voraussage entsprechen würde.

Jeden Tag gab es neue und eilige Befehle, die in der kürzesten Zeit den Kameraden überbracht werden mußten. Nur darf man nicht denken, daß es sich dabei etwa um Einladungen für den nächsten Kameradschaftsabend handelte. Unsere Zettel, auf billigem Durchschlagpapier hergestellt und uns zusammengesteckt in Telegrammform übergeben, waren heiß und nochmals heiß.

Man muß sich die innerpolitische Lage jener Tage vorstellen. Spartakisten, Syndikalisten und Radikalisten — sie alle hatten das Schießen in den wenigen Jahren, die seit Kriegsende verstrichen waren, noch nicht verlernt. Und die Brigade Ehrhardt, wenn sie auch als militärische Formation zu existieren aufgehört hatte, war eben auch kein „Verein" im ganz gewöhnlichen Sinne des Wortes. Jede von diesen Gruppen suchte das, was an Waffen noch im Lande herumschwamm, in seine Hand zu bringen. Das war natürlich alles Kleinzeug. Die großen Vorräte davon, soweit sie in Gestalt eines falschen Frachtscheins ohne Explosionsgefahr für das eigene Persönchen bequem in die Tasche gesteckt werden konnten, mochte der Jude auch verschoben haben. Die handgreifliche Berührung mit Dingen, die knallen und losgehen konnten,

scheute er aber, und so war noch einiges übriggeblieben, das den Leuten, die es hatten oder nicht hatten, reichliche Kopfschmerzen machte.

Es galt also festzuhalten, was man hatte, vor allem auch die Alarmbefehle und Meldezettel. Sie durften auf keinen Fall in die unrechten Hände geraten.

Aber auch die andere Seite schien einen Riecher dafür zu haben, wenn etwas in der Luft lag. Jedenfalls wurde ich eines Tages auf dem Weg zu einem Kameraden überfallen, als mein Zettel sich am allerwenigsten dazu eignete, von den Roten gelesen zu werden. Es gelang mir, mich aus der Prügelei loszureißen und zu türmen.

Nicht lange war ich gelaufen, als ich meinen Bruder mit zwei weiteren Kameraden traf. Im Handumdrehen waren noch fünf andere da. Wir machten Kehrt-marsch und gingen mit niedlichen jungen Birkenbäumchen bewaffnet auf die Angreifer los.

„Schlagt sie, die Landesverräter!"

„Arbeitermörder! Arbeiterverräter!"

Trotz der Maibäume war uns durchaus nicht zum Lachen zumute. Vielleicht wird es eines Tages die Geschichtsschreibung interessieren, zu erfahren, wie es in solchen Augenblicken in den Herzen und Köpfen von uns jungen Deutschen ausgesehen hat.

Es waren Wut und Verzweiflung, die uns erfüllten. Unser Fahneneid stand uns vor Augen. „Unter Einsatz unseres Lebens —" so hieß es darin. Unsere Parole! Sie lautete: Alles für Deutschland. Wir wußten in solchen Minuten auch, daß wir das letzte Aufgebot waren. Also standen wir und schlugen zu.

Inzwischen war die Polizei herangekommen. Sie drosch mit den Gummiknüppeln auf uns ein, trieb uns

acht Mann zur Wache. Wir stimmten das, ach so harmlose Noskelied an.

Ich bin kein Jud, ein Christ,
Ich bin kein Spartakist.
Mit Kommißbrot und einem Frank,
da hauen wir Noske blank.

Und schon gab es wieder die graue Gummisuppe zu schmecken, die nun für lange Jahre nicht von unserem Wochenzettel verschwinden sollte.

Ruhe, hieß es, Singen verboten!

Das wurde eine etwas lebhafte Protokollaufnahme!

Als wir endlich das freundliche Lokal verlassen konnten, stand mein Kameradschaftsführer schon vor der Tür und nahm mich beim Schlafittchen.

„Mensch", sagte er, ganz heiser vor Aufregung und Wut, „Menschenskind, wo hast du den Zettel?"

„Den hab' ich gefressen und wohl auch schon verdaut."

„Dann ist ja alles gut. Und morgen kommst du also wieder?"

„Zu Befehl", bestätigte ich. „Vor der Schule oder nach der Schule?"

In der Ehrhardt-Brigade gab es damals jeden Tag Dienst. Wenn nichts anderes vorlag, besuchten wir marxistische Versammlungen oder gingen in Arbeiterkneipen, um bei solcher Gelegenheit verbissene Kommunisten zu uns herüberzuholen. Wir brauchten nämlich manchmal solche Leute, aus verschiedenen Gründen. Die kommunistische Weltanschauung kann einer vergessen. Die Bedienung eines M.-G., der Umgang mit Sprengzündern lernt sich nicht so ohne weiteres. In diesem Sinne —.

Es war damals noch möglich, von Mann zu Mann über die Sache des nationalen Sozialismus und des

Kommunismus zu sprechen. Ich konnte mit einem kommunistischen Funktionär durch die Straßen bummeln und meine Argumente gegen die seinigen stellen. Schließlich hatten wir beide anscheinend unseren Vorrat erschöpft.

„Bist du nun überzeugt, Robert?"

„Von dir jungem Kerl lasse ich mir natürlich überhaupt nischt sagen, und wenn dat noch so gut stimmt. Du drückst ja noch die Schulbank. Aba vielleicht kommst du bei dieser Gelegenheit auf unsere Seite? Was gegen uns sagen kannste doch nicht mehr? Sonst hab' ich noch'n ganz besonderes Argument in petto."

„Na, dann raus mit der Sprache! Aber mich kriegt ihr doch nicht!"

„Hier auf der Stelle kann ich dir das nicht so erklären."

Damit trennten wir uns. Drei Tage später lernte ich das sogenannte „letzte Argument" kennen. Nicht weit von meinem Elternhaus, in jenem kaum beleuchteten, weitläufigen Stadtteil, faßte die Kommune mich ab und fiel über mich her.

Meine Wut war größer als der Schmerz von den Schlägen, die ich bekam, als ich meinen Freund Robert erkannte.

„Du Schwein! Fünf gegen Einen! Diese Feigheit!"

An Händen und Füßen festgehalten, wurde ich so lange versohlt, bis man mich von der Idee eines nationalen Sozialismus geheilt glaubte. Dann war die Bande wie ein Spuk verschwunden. Himmel, wie sah ich aus! Das rechte Auge fast ganz „geschlossen", die Windjacke in Fetzen und bedeckt mit Blut, das mir aus der zerschlagenen Nase herausfloß. Meine Mütze mit dem Edelweiß war als Siegestrophäe mitgenommen worden und wurde wahrscheinlich stolz in irgendeiner Kommunistenkneipe

von Hand zu Hand gegeben, während ich mich mühsam nach Hause schleppte.

Zu allem Unglück kam meine Mutter selbst an die Tür und öffnete mir, der Jammererscheinung. Es gab Umschläge, Bettruhe und, was das Schlimmste war, Tränen über Tränen. Mein Vater, der nun auch noch dazukam, wiederholte die Bitten meiner Mutter in einer anderen Tonart. Ja, was soll man da machen? Nein, da kann man eben nichts machen.

Es war ja nicht immer so schlimm. Es gab Kameradschaftsabende in unserem verräucherten Vereinslokal, die die Gemütlichkeit selbst waren. Da saßen wir dann, besprachen, heftig gestikulierend, die Tagesneuigkeiten und teilten alles, was wir hatten.

„Du, Karle, lang' mir mal 'ne Giftnudel her! Du weißt ja, wie das so ist. Na, und dann noch die Olle —"

„Oller Dussel! Schon viel zu lange haste gequatscht!"

Dann wurde gesungen, und eines Tages war auch plötzlich das Lied da, von dem keiner wußte, wie es entstanden war, unser Kampflied „Kamerad, reich' mir die Hände."

Wir sind die Schmiede der Zukunft,
wir hämmern Tag und Nacht.
Den Erdball soll es umdröhnen,
denn wir, wir sind erwacht.

Das waren die Worte, nach denen wir lange gesucht hatten. Das war es, was wir meinten. Leider gab es längst nicht genug davon.

Ich merkte bald, daß, wenn die Zeiten für uns ruhiger waren, die Kameraden um so unruhiger wurden.

Wenn dann der Meldezettel nichts Bedeutendes enthielt, waren sie enttäuscht. Nischt los! Wieder mal nischt!

Und dann folgte irgendein polnischer Fluch, den ich nicht verstand.

Einer stand schon immer am Zaun und sah mir entgegen. Hungrig und hastig entriß er mir die Meldung, um sich ohne ein weiteres Wort nach dem Haublock zu begeben und mit der großen Axt darauf loszuhauen. Ohne ein Stück Holz darunter zu legen, versteht sich! Dann erschien regelmäßig am Fenster die Frau und machte mir ein Zeichen, daß ich fortgehen sollte.

Es war schon ein Elend mit diesen Kerls. Erwerbslos! Der alte Mantel, die alten Stiefel endlich aufgetragen! Aber das war nicht das Schlimmste! Schlimm war die Angst in der Kehle, daß auch der Geist der Front nicht ewig vorhalten würde! Was war denn das Neue? Wann kam es? Warum ging es nicht vorwärts? Warum ging es nicht los?

Kurz, wir hatten eine Auffrischung bitter nötig, wie sie unsere Begegnung mit Kapitän Ehrhardt kurz darauf in Beyenburg am Winterberg darstellte.

Sonntags früh um fünf „sammelten" wir zwölf Mann uns. „Achtung! Angetreten! Zu Vieren abzählen! In Gruppen rechts schwenkt — marsch! Singen!"

Man sieht, daß auf jeden Mann ungefähr ein Kommandowort kam. Aber das Mißverhältnis störte uns nicht.

Hell klang es in den klaren Morgen, durch die Schwelmer Tannen, über die nassen Äcker hin.

Hat man uns auch verraten,
trieb mit uns Schindluderei,
wir wußten, was wir taten,
wir blieben dem Vaterland treu.

Eine kleine Front von hundert Mann in Windjacken und blauer Mütze — so standen wir endlich vor unserem

Führer. Markige Worte von der Treue eines Hagen Tronje! Ein Blick ins Auge! Ein Händedruck! Das war unser Erlebnis.

Für tausende von braven Spießbürgern aber, die gekommen waren, um uns hundert Uniformierte einer sogenannten staatsfeindlichen Organisation wie die leibhaftigen Teufel anzustaunen, für die waren wir das Erlebnis des Tages.

Nach einem Kameradschaftsabend in der „Porta Westfalika" marschierte unsere kleine Kolonne endlich in dunkler Nacht nach Hause.

Hakenkreuz am Stahlhelm,
Schwarzweißrot das Band,
die Brigade Ehrhardt
werden wir genannt.

Heute sangen wir das Lied noch, fühlten uns einig in unserem unerschütterlichen Glauben. Kurze Zeit später war die Kameradschaft Schwelm der Ehrhardt-Brigade — aufgelöst! Das alte Leiden war wiedergekommen, hatte Unstimmigkeiten verursacht. Was uns fehlte, war der klare Blick in die Zukunft, die große Idee.

Um uns die zu geben, mußte ein Größerer kommen.

Und er kam!

Wer ist denn dieser Hitler?

Die Auflösung unserer Ehrhardt-Kameradschaft konnte natürlich in einer Stadt wie der unsern nicht unbemerkt bleiben.

Vor allem unsere Gegner stürzten sich gierig auf die Neuigkeit und weideten sich daran mit wahrer Wonne. Wo wir uns in jenen Tagen nur blicken ließen, da überschütteten sie uns mit beißendem Hohn und Spott. Nicht umsonst hatten wir dafür gesorgt, daß die wenigen Mitglieder unserer kleinen Schar überall bekannt waren wie die bunten Hunde. Übrigens lag System in der Sache. Es war das Vorbereitungsfeuer für den Versuch, uns in das andere Lager hinüberzuziehen.

Ohne Führer! Ohne Fahne!

Unser Schmerz war tief und bitter, und das waren dunkle Tage für uns. So viel militärischen Sinn hatte der ständige Umgang mit alterprobten Frontsoldaten und Freikorpskämpfern uns damals schon überliefert, um zu wissen, daß jede innere Unordnung in einer Truppe, und sei sie noch so klein, sich nicht von ungefähr zeigt. Unser eigener kleiner Einzelfall war uns deshalb ein unheimliches, drohendes Zeichen, das wir allerdings in seiner vollen Klarheit damals noch nicht zu deuten vermochten. Heute glaube ich, hier ziemlich klar zu sehen.

Wir Ehrhardt-Leute kämpften. Gegen wen? Das war keine Frage. Gegen die Novemberrepublik!

Wenn uns aber jemand die Frage vorlegte — und sie wurde gestellt! —, was werden sollte, sobald wir unser Ziel erreicht und die Republik mit den Mitteln der Gewalt gestürzt haben würden, dann vermochten wir keine eindeutige Antwort zu geben. Ja, Meinungsverschiedenheiten in der Beantwortung dieser Frage hatten letzten Endes zu unserer Auflösung geführt.

Das Ziel unseres Hasses, der Vernichtung stand uns handgreiflich genug vor Augen. Das Bild jenes Deutschland aber, dem unsere Liebe und Treue geweiht war, verhüllte sich immer mehr in ungewissen Nebelschleiern. Mancher mühte sich, seine Umrisse zu erkennen. Jeder sah etwas anderes dahinter.

War es noch das alte Deutschland unserer Väter, das Kaiserreich?

Nein, sagten wir Jungen. Was in der Geschichte stürzt, hat diesen Sturz verdient. Ein Mann kann auf der Höhe seines Daseins durch eine heimtückische Kugel sein Ende finden. Eine Maschine kann man in Stücke schlagen. Ein Staat, ein Volk kann nur an sich selbst, seinen Fehlern und Schwächen zugrunde gehen. So auch das alte Reich, das dem Ansturm aller äußeren Feinde standhielt, bis es an seinen eigenen Widersprüchen zusammenbrach.

Wenn uns in jenen Tagen würdige alte Herren aus einem Kriegerverein versicherten, daß sie mit uns eines Sinnes wären, dann wußten wir felsenfest, daß gerade das Gegenteil der Fall war. Unser Deutschland, das aus den Trümmern der Republik hervorwachsen sollte, war nicht das ihre. Wie es aber aussehen sollte, das hätten wir noch nicht zu sagen vermocht.

Es gibt keinen Zufall. Es war auch nicht zufällig, daß unser Kapitän und Führer bei unserer letzten Begegnung gerade von der Treue eines Hagen von Tronje zu uns

gesprochen hatte. Wir fühlten uns wirklich im Nachkriegsdeutschland jener Zeit wie die letzten Nibelungen im Hunnensaal. Es schien keinen Ausweg ins Freie mehr für uns zu geben. Sich deshalb unter den stürzenden Trümmern des brennenden Gebäudes zwischen Feindesleichen begraben zu lassen — das war ein Bild, das manchen von uns in mancher Stunde beherrschte.

Und dann wieder bäumten wir uns dagegen auf, daß es das letzte Ziel dieser Zeiten sein sollte, aus Deutschland ein unwiderrufliches Chaos zu machen. Unser Wollen war schwarz wie Schießpulver und gallenbitter wie der Tod. Aber den Wahnsinn von Anarchisten und Nihilisten, die alles zerstören wollen, ohne etwas anderes an seine Stelle zu setzen, konnten wir, so nahe wir manchmal daran waren, gerade deshalb nicht teilen.

Führerlos, mutlos, voll von Zweifeln und Hoffnungslosigkeit irrten wir Kameraden, die wir auch nach der Auflösung unserer Gruppe uns nicht trennen konnten, durch die nächsten Wochen und Monate. Wo man uns zusammen erblickte, wurden wir natürlich erst recht mit Spott überschüttet. Das kümmerte uns aber nicht mehr.

Der Totentanz der Inflation hatte begonnen. In gewaltigen Aufmärschen demonstrierte der deutsche Arbeiter, und der blasse Hunger, das Elend der Erwerbslosigkeit gaben ihm wahrhaftig das Recht dazu.

„Wacht auf, Verdammte dieser Erde,
die man euch stets zu hungern zwingt!"

Leidenschaftlich stieg dieses Lied jetzt aus dem tiefsten Innern der Proletariermassen empor. Wir fühlten uns mit ihnen eins und hätten uns eingereiht in die geschlossenen Züge, wären nicht jene verfluchten roten Lappen des Klassenkampfes und der Völkerverbrüderung ihnen vorangetragen worden.

In diesen Tagen hörten wir zum ersten Male den Namen Adolf Hitler. Untrennbar damit verbunden war die Idee des Nationalsozialismus.

Nationalsozialismus! Ein neues Wort! Zwei Begriffe, die wie Feuer und Wasser in unüberwindlicher natürlicher Feindschaft zu stehen schienen, waren bedingungslos zusammengefügt!

Viele Leute schüttelten die klugen Köpfe. Beweisen, warum eigentlich Sozialismus und Nationalismus nichts miteinander zu tun haben sollten, konnte allerdings niemand. Wenn wir das verlangten, kamen die fadenscheinigsten Gründe zum Vorschein.

Ich erinnere mich noch deutlich, was ein Bekannter meines Vaters zu mir sagte, ein sehr würdiger Herr.

„Lieber Junge, national und sozialistisch sind Eigenschaften, die sich nicht vertragen; denn Sozius heißt Genosse, und Genossen gibt es nur bei den Sozialdemokraten und Kommunisten."

Basta! Das war alles.

Mit derartigen Ausführungen konnte uns nun allerdings niemand von der neuen Idee des Nationalsozialismus abbringen. Zwar wußten wir anfangs kaum mehr davon als das Wort. Aber wir verstanden sehr wohl, daß man mit einem Schlagwort allein nicht Woche für Woche, jahraus und jahrein die Münchener Riesenversammlungen aufziehen konnte, die Adolf Hitler bekannt gemacht hatten. Wir ahnten, dies war der große Griff in die ewige Dämmerung über allen Zeiten, wie er einem großen Mann nur alle hundert Jahre einmal gelingt.

Mit sechs Kameraden aus der alten Ehrhardt-Kameradschaft entschloß ich mich darum, eine Ortsgruppe des „Nationalsozialistischen Arbeitervereins" in meiner

Heimatstadt ins Leben zu rufen, die erste im Orte. Ihre Gründer waren Hermann und Erich Isenburg, Engelbert und Joseph Braun, Albrecht Wrede, mein Bruder Albert und ich.

Da wir als kleine, geschlossene Gruppe den Marxisten sowie den Bürgern noch in allzu guter Erinnerung waren, hatten wir den Vorteil, uns die Abneigung und den Haß unserer natürlichen Gegner nicht erst erkämpfen zu brauchen. Sozialdemokratie und Spießertum begnügten sich vorläufig allerdings noch mit einem überlegenen Lächeln. Die Kommunisten aber hatten uns von Anfang an den Krieg erklärt, und auch die Polizei hatten wir zu fürchten.

Deshalb mußte immer einer von uns vor dem Vereinslokal von Emil Eickert Wache schieben, wenn wir andern drinnen eine unserer geheimen Versammlungen abzogen. Diese bestand gewöhnlich darin, daß wir mit großen Hakenkreuzen an der Brust in der verräucherten Hinterstube hockten und über die nächste Versammlung berieten, über den Wochenplan und die Neuwerbung von Mitgliedern unter Freunden und Bekannten.

Durch Propaganda von Mund zu Mund wuchs unsere kleine Ortsgruppe tatsächlich in zwei bis drei Monaten auf das Dreifache, auf zwanzig Mitglieder an, alles Leute, auf die wir uns unbedingt verlassen konnten. Von einer festeren Organisation oder einer einheitlichen Uniform konnte noch keine Rede sein. Wir trugen jedoch alle die feldgraue Windjacke, die allerdings, da sie bei Tage in den verschiedensten Berufen getragen wurde, die verschiedensten Spuren trug, Kalkspritzer bei dem einen, Ölflecke bei dem andern.

Durch unseren anfänglichen Aufschwung ermutigt, versuchten wir jetzt, ihn durch systematische Hauspropa-

ganda mit von uns selbst gedruckten Flugzetteln zu beschleunigen. Oft wurde uns die Tür so heftig vor der Nase zugeschlagen, daß der Wandputz auf uns herabfiel. Oft gab es sogar Keile. Wir ließen uns durch nichts beirren, ließen nicht locker und — hatten keinen Erfolg.

Immer wieder begegnete uns die gleiche Frage, „Wer ist denn dieser Adolf Hitler?"

Und am Abend, wenn wir in unserer Parteistube zusammenkamen und unsere Erfahrungen austauschten, war sie wieder da, die alte Frage, die niemand von uns beantworten konnte. Wir brauchten notwendig eine Antwort darauf.

Wir sollten sie haben.

Gauleiter Goebbels spricht zu zwanzig Mann

Man muß sich unsere damalige Lage vorstellen!

Alles, was wir vom Nationalsozialismus wußten, hatten wir aus einigen wenigen Zeitungsnummern des Völkischen Beobachters, der damals erst zweimal wöchentlich erschien und nicht ohne weiteres am Ort zu haben war, aus einer kleinen Handvoll Flugblätter und endlich aus einem Parteiprogramm. Dieses Material kannten wir beinahe auswendig, hüteten es trotzdem sorgfältig wie einen Schatz.

Über die Männer aber, die hinter der Bewegung standen, war in diesen Drucksachen so gut wie nichts enthalten, und gerade sie wünschten wir sehnlichst kennenzulernen. Deshalb war es ein Ereignis und eine Erlösung zugleich, als es eines Tages hieß:

„Er kommt!"

„Wer denn? Wer?"

„Unser Gauleiter! Joseph Goebbels; morgen schon! morgen Abend!"

Mit heißen Augen und klopfendem Herzen waren wir am nächsten Abend vollzählig in unserer niedrigen, raucherfüllten Hinterstube versammelt, vollzählig und doch nur zwanzig Mann. Schon diese Form der Begegnung mit einem unserer zukünftigen Führer war uns etwas vollkommen Neues, die wir ja in den militärischen Formen des Wehrverbandes aufgewachsen waren.

Leicht möglich, daß sich bei dem einen oder andern von uns in die Erwartung etwas bange Sorge mischte! Daß um Himmels willen anstatt eines Führers nur kein Vereinsvorsitzender kam!

Aber so sah er allerdings nicht aus, der Doktor Goebbels, der nun plötzlich mitten unter uns stand, Kamerad unter Kameraden. Während er mit jedem von uns einen Händedruck tauschte, vergegenwärtigten wir uns schnell seine Erscheinung. Keine Uniform, sondern ein einfacher, abgetragener Anzug! Darin ein kleiner Mann mit einem großen Kopf!

Aber im nächsten Augenblick schon hatten wir nicht nur einen Mann mehr unter uns, sondern eine einzige, heiß brennende Flamme. Unser Gast war ganz Wort, Bewegung, Leidenschaft geworden, und atemlos sahen wir, hörten wir zu.

Unsere stummen Fragen waren einfach.

Wer war denn dieser Adolf Hitler?

Was wollte er?

Was sollten wir, was konnten wir für ihn und die Bewegung tun?

Und wie kamen wir hinweg über den toten Punkt, auf dem unsere junge Gruppe sich offensichtlich festgefahren hatte?

Es gab auf alles eine Antwort. Die Wirkung auf uns läßt sich heute kaum noch beschreiben; denn was heute jedes Kind weiß, das war uns damals eine Offenbarung.

Adolf Hitler! Der Mann aus dem Volk! Der unbekannte Frontkämpfer! Der einsame Meldegänger! Der mehrfach Verwundete! Der Gefreite mit dem E. K. I.! Der Führer, der weder Titel, Rang noch Geld gebraucht hatte, um das zu werden, was er war, nur seine eigene Kraft!

Es war, als ob unser Gauleiter von den Wänden ablas, was uns in diesem Raum seit Monaten beschäftigt hatte, unsere heimlichen Zweifel, unsere Sorgen.

Einigen Kameraden kam es damals unmännlich und unwürdig vor, daß wir, die wir uns jahrelang auf einen Kampf im Stahlhelm mit Schußwaffen und Handgranaten vorbereitet hatten, jetzt mit Papierzetteln und Worten kämpfen sollten.

Aber Joseph Goebbels verstand es, sie von der Größe und Würde des Kampfes zu überzeugen, der uns bevorstand. Dieser Kampf war ja erstmalig in seiner Art. Politisch würde er sein, aber soldatisch sollte er geführt werden. Und nicht lauter kleine Stammtischpolitiker sollten wir werden, sondern politische Soldaten Adolf Hitlers. Als solche nahmen wir an diesem Abend unsere ersten Gefechtsanweisungen entgegen.

Wir lernten begreifen, warum unsere Mitgliederzahl seit Monaten stillstand. Unser persönlicher Bekanntenkreis, das wies unser Gauleiter uns nach, konnte naturgemäß nur eine beschränkte Anzahl von Menschen enthalten, die sich durch unsere bisherige Art der persönlichen Werbung von Mund zu Mund, von Mann zu Mann gewinnen ließen. Nachdem dieser Kreis einmal erschöpft war, mußten wir anders vorgehen.

Es wurde spät an diesem Abend. Wir hatten es nicht bemerkt.

Im Sturmschritt ging es zum Bahnhof, ein dicht gedrängter Haufe, Joseph Goebbels in der Mitte. Da war nichts mehr, das zwischen uns stand. Wer uns in dieser Mitternachtsstunde sah, der mußte es uns ansehn, was wir waren, Revolutionäre mit Leib und Seele.

Stürmisch reckten wir uns über das Bahnhofsgitter, während unser Gauleiter am Abteilfenster stand. Noch

eine Minute Zeit bis zur Abfahrt des Zuges! Hinter uns lagen die Lichter der Stadt.

„Diese Stadt, wie sie daliegt — hundert Straßen, Tausende von Häusern, Zehntausende von Menschen — das ist jetzt eure Aufgabe, Jungens. Ihr müßt sie erobern, i h r ganz allein."

Ein jubelnder Heilruf war die Antwort.

„Und ihr wißt auch, was ihr zu tun habt, Jungens?"

„Und ob wir das wissen!"

„Wie lange, meint ihr, werdet ihr brauchen?"

Wir dachten einen Augenblick nach. Mit diesen Führern, mit solchen Wahrheiten — es müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn es uns nicht gelang, die Stadt und die Herzen ihrer Bewohner im Sturmschritt zu erobern! Und bis jetzt hatten wir ja geschlafen! Immerhin — wir wollten nicht zuviel versprechen und vorsichtig sein. Wie lange wir brauchen würden?

„Zehn Tage, Joseph Goebbels! Zehn Tage!"

Der Zug hatte sich in Bewegung gesetzt. In verhaltener Ruhe stand die uns jetzt wohlvertraute Gestalt des unbekannten Mannes im Fensterrahmen, glitt vorüber. Wahrscheinlich spielte um den schmalen Mund ein verborgenes, wissendes Lächeln; denn wenn wir es auch noch nicht wußten — Joseph Goebbels ahnte es sicherlich schon, daß aus den zehn Tagen zehn Jahre und mehr werden würden.

Aus unserem Haufen flammte es zum letzten Male auf. „Heil dir, Joseph Goebbels! Heil dir und unserem Führer!"

Aus dem schon entfernten Wagen hob sich eine Hand in den Lichtschein einer Laterne.

„Ich komme wieder!"

So klang es als Letztes aus dem Dunkel der Schienenkurve, schon von ferne.

Wir aber gingen noch nicht nach Hause. Wir mußten vorher die Vorarbeiten für unsere geplante „Massenversammlung“ besprechen.

Zwei kleine Versammlungen — eine große Enttäuschung

Die erste nationalsozialistische Versammlung sollte steigen! Die allererste in der Stadt!

Es war alles wunderbar vorbereitet. Durch die Straßen der Stadt marschierte eine Werbekolonne von sechs Mann. Der erste trug das große Plakat mit der Versammlungsankündigung. Wir übrigen verteilten unsere selbstverfaßten Flugblätter.

Auf zur Massenversammlung! Redner: Erich Koch, Elberfeld.

Mancher kluge und abgeklärte Zeitgenosse, der diese Ankündigung mit einem überlegenen Lächeln vor unseren Augen zerriß und die Fetzen dann ruhig, ach, so ruhig in den Straßenschmutz niederflattern ließ, würde sich diese hübsche Geste wohl noch einmal überlegt haben, wenn er geahnt hätte, daß es der Vortrag des zukünftigen Oberpräsidenten einer großen deutschen Provinz war, über den er jetzt die Nase rümpfte.

Eine wilde Wut stieg in uns auf, wenn so ein offensichtlicher Spießer es überhaupt von vornherein ablehnte, unser Flugblatt auch nur in die Hand zu nehmen.

Und wenn wirklich einmal jemand begierig danach griff, dann war es bestimmt ein Gewerkschaftssekretär oder Funktionär der SPD., der es als hochwichtiges Dokument in seine Aktentasche verstaute, wobei ein

schadenfrohes Grinsen uns die wahre Bedeutung dieses Manövers ahnen ließ.

Oder es war ein Jude, der es noch nicht glauben wollte, das Unerhörte, daß damals zum ersten Male in meiner Heimatstadt auf einem Flugblatt zu lesen war: Juden ist der Zutritt verboten!

Wie von der Tarantel gestochen fuhr dieser einzige unter allen deutschen Staatsbürgern, mit dem wir uns auf keinen Fall in eine Diskussion einlassen wollten, dann zurück, nicht ohne seinen beleidigten Gefühlen lebhaften Ausdruck zu geben.

Nicht weniger empört waren Sozialdemokraten und Kommunisten; die einen, weil sie allein die Idee des Sozialismus gepachtet zu haben glaubten, die andern, weil wir uns wie sie revolutionär nannten. Von der Sozialdemokratie und den Gewerkschaften wurde ein Verbot erlassen, unsere Versammlung zu besuchen. Da aber bekanntlich verbotene Früchte am besten schmecken und unsere Versammlung auf diese Weise den Leuten erst recht interessant gemacht wurde, schickte man, um ganz sicher zu gehen, im letzten Augenblick eine ausreichende Zahl roter Mannschaften unter geeigneter Führung in den Versammlungssaal mit der Parole, uns „einen Denkzettel zu geben für ewige Zeiten".

Es zeigte sich nun die überraschende Tatsache, daß wir geschworenen Parlamentsgegner in unserer grundehrlichen Naivität noch an die Möglichkeit einer gegenseitigen Auseinandersetzung in Rede und Gegenrede glaubten, als die Anhänger einer sogenannten parlamentarischen Partei schon längst nicht mehr daran dachten, uns zu Wort kommen zu lassen.

Ein ohrenbetäubender Lärm setzte ein, als unser Pg. Koch mit dem Versammlungsleiter die Bühne betrat.

Empört riefen wir übrigen Nazi in die tobende, brüllende Masse: „Schnauze halten! Reden lassen!"

Niemand reagierte darauf.

„Kinder, seht doch mal diese halbstarken, zukünftigen Befreier Deutschlands!" brauchte nur jemand auf der anderen Seite zu schreien, und schon war der ganze Saal ein einziges, allgemeines, wildes Gelächter.

Aber unser Parteigenosse sprach doch! Und je länger er sprach, desto mehr malten sich auf den Gesichtern Überraschung und grenzenloses Erstaunen. Die gleichen Arbeiter, die gekommen waren, um uns zu zeigen, daß man mit dem Begriff „sozialistisch" nicht ungestraft Schindluder treibt, fühlten sofort, daß es uns Ernst war mit unserem nationalen Sozialismus, daß hier wirklich eine sozialistische und revolutionäre Sprache gesprochen wurde.

Nur wollte es ihnen als unfaßbar und ungeheuerlich vorkommen, daß nicht wir, sondern eben ihre eigenen Führer mit der Idee des Sozialismus Schindluder gespielt und sie verraten hatten. Hatte doch noch auf dem letzten Parteikongreß Ebert selbst erklärt, daß der wahre sozialistische Staat in Kürze errichtet sein würde!

Unser Redner wurde deshalb ganz einfach ausgelacht. Lügner! Bierdeckel waren andere Argumente, die gegen das Rednerpult geschleudert wurden. Als sie unseren Parteigenossen durchaus nicht aus der Fassung bringen konnten, ging der Rest seiner Rede in einem ungeheuren Gejohle und Gepfeife unter.

Es war das erste Mal, daß ich mit meinen Kameraden Gelegenheit hatte, etwas Derartiges zu sehen und zu hören. Plötzlich hatten wir um uns das Bild einer vielhundertköpfigen Menge, von der jeder einzelne sich gebärdete, als sei er sternhagelbetrunken. Maler, Film-

regisseure oder Psychologen werden in späteren Zeiten vielleicht einmal viel Geld dafür bieten, könnten sie damit Zeugen einer solchen phantastischen Szene werden.

Wir jungen Menschen von damals wandten uns angeekelt ab. Das sollten noch Deutsche sein? Aus dieser wüsten Horde wollte unser Führer den neuen deutschen Menschen der Zukunft erwecken? War es nicht besser, gemeinsam auszuziehen in irgendein menschenleeres, unbekanntes Land?

Das waren die Gedanken, die uns bei diesem Schauspiel kamen. Aber glücklicherweise hatten wir nicht zu denken, sondern zu gehorchen, wo der Führer befohlen hatte. Deshalb allein hielten wir aus, kehrten der Versammlung nicht den Rücken.

Der Lärm flaute ab, als es zur Diskussion kommen sollte. Von einer regelrechten Diskussion konnte allerdings kaum die Rede sein, da unser Redner während des letzten Teiles seiner Ausführungen von niemand hatte verstanden werden können. Aber diese Gelegenheit zur kostenlosen Propagierung ihrer Ideen wollten die Gegner sich doch nicht entgehen lassen.

Nicht wahr, SA.-Kamerad von heute, damals noch kommunistischer Diskussionsredner, es war auf einem Funktionärkursus mühsam eingepauktes Zeug, das du uns an jenem Abend zum Besten gabst? Du brauchst dich der Tatsache auch heute noch nicht zu schämen. Dein Wollen wenigstens war ehrlich.

Viel mehr empörte uns das Auftreten jener akademisch gebildeten Dame, deren auffallende, ewig wechselnde Kleidung wahrscheinlich ihre Hauptsorge war. Sie schwebte so ahnungslos unberührt durch dieses Dasein, als ob es um sie her weit und breit keinen rußgeschwärzten Proletarier gäbe, daß wir sie schon lange nur das Schnee-

wittchen nannten. Und ausgerechnet die wollte auch auf unserer Versammlung sprechen — über Kindererziehung. Ebensogut kann man ja von einem Mann, dessen Haus und Hof lichterloh brennt, Interesse für einen Vortrag über die Pflege seiner Obstbäume erwarten.

Unser Pg. Koch gab dem zarten Fräulein denn auch eine Antwort, die echt proletarische Hörner und Zähne hatte.

„Frau Doktor! Ziehen Sie selbst erst einmal sechs oder acht Kinder mit dem Wochenlohn eines Arbeiters groß! Lassen Sie jedes Kind ein ehrliches Handwerk erlernen! Erst dann, nachdem Sie Ihre eigenen Kinder erzogen haben und aus eigener Erfahrung über die Not unseres Proletariats mitteilen können, erlauben wir Ihnen, zum zweiten Male hierher in eine unserer Versammlungen zu kommen und Arbeiterfrauen Ratschläge über Jugenderziehung zu geben. So wie Sie jetzt hier vor uns stehen, können Sie einfach nicht wissen, wie einer Arbeitermutter zumute ist, die heute noch nicht weiß, womit sie morgen die hungrigen Schnäbel ihrer Kleinsten sattmachen soll."

Das waren Worte, die sogar die eingefleischtesten Anhänger der Sozialdemokraten und Kommunisten vergessen ließen, von wem sie kamen. Ihre Anführer schleuderten zwar verzweifelt Zwischenrufe über Zwischenrufe, aber es ließ sich nicht länger leugnen, unser Redner hatte eine Handbreit Boden bei den Arbeitern im Saal gewonnen, als plötzlich irgendein Bonze ein Zeichen gab. Schon verließen die Versammlungsteilnehmer unter dem Gesang der Internationale den Saal. Wir waren allein mit uns selbst. Die Versammlung war damit beendet. Wir sahen uns an.

Ein bedauerliches Defizit von vierzig Mark ließ sich

nicht wegdiskutieren. Die meisten der Kameraden waren entweder arbeitslos oder Schüler. Woher wir soviel Geld aufbringen sollten, wußten wir also wirklich nicht. Wir machten uns nach wenigen Minuten trüben Dahinbrütens auch keine Sorgen mehr darüber. Trotz allem war dieser Abend für uns ein Erlebnis gewesen. Wir sangen:

Hakenkreuz im Banner,
blutigrot das Band,
Sturmabteilung Hitler
werden wir genannt!

Als der Gauleiter unseres Gaues Rhein—Ruhr, Joseph Goebbels, nach einiger Zeit abermals bei uns war, galt seine erste stumme Frage unserer „Massenversammlung".

Natürlich standen wir da wie die begossenen Pudel. Achselzucken. Ratlosigkeit.

„Ja, was sollen wir denn machen, wenn es schon gleich mit der ersten Versammlung nichts war?"

„Das ist ganz einfach. Ihr macht eine zweite Versammlung!"

Wir beriefen die Versammlung dann auch wirklich ein.

Die erste Veranstaltung unsererseits war noch unvergessen. Diese sollte nun bestimmt auseinandergesprengt werden. Unser Redner und Parteigenosse, Bergmann Dolle, hatte kaum einige Sätze über die Reform des Bodeneigentums und die Brechung der Zinsknechtschaft sagen können, als ihm das Weitersprechen durch den immer mehr anwachsenden, rasenden Lärm unmöglich gemacht wurde. Es traf uns noch tiefer, als der Gegner uns seine Geringschätzung damit beweisen durfte, daß er uns eine Gewerkschaftsrednerin der allerletzten Garnitur auf das Podium schickte, die uns obendrein noch lächerlich machte.

Unser Kumpel, der diesem kleinen Ding unsere Antwort geben wollte, wurde ausgepfiffen, und dieses Pfeifkonzert ging anschließend in ein Dauerkonzert über.

Was sollten wir tun? Es blieb uns nichts anderes übrig, als unter dem schadenfrohen Jubel unserer Feinde unseren eigenen Saal zu verlassen.

Eine unbeschreibliche Mischung von Wut, Scham und Schande erfüllte uns an diesem Abend. Sie hielt vor, bis Joseph Goebbels zum drittenmal kam.

Zerknirscht beichteten wir unsere Niederlage, aber unser Gauleiter schien merkwürdigerweise auch darauf vorbereitet zu sein.

„Na, Jungens, das ist eine Erfahrung, die gemacht werden mußte. Beim nächsten Mal werdet ihr euch nicht wieder hinauswerfen lassen, sondern dann werden die anderen fliegen. Ich denke, jetzt seid ihr reif für die SA."

Und ob wir das waren! Nachdem wir den Mangel eines eigenen Saalschutzes am eigenen Leibe so bitter hatten empfinden müssen, gab es für uns kein Halten mehr, als uns jetzt die Aufgabe der Sturmabteilungen klargemacht wurde.

Hinein in die SA.! Wir meldeten uns geschlossen.

Allerdings sollte es mit der nächsten Versammlung noch gute Weile haben, denn inzwischen war der Ruhreinfall geschehen. Der Feind stand wenige Kilometer von uns entfernt.

Wir lagen in ständiger Alarmbereitschaft. Abermals wurden geheime Meldezettel von fixen, flinken Jungens durch die Nacht getragen.

Und abermals kam alles anders!

Schlageter mitten unter uns

Am 27. Mai 1923 um zehn Uhr morgens sammelte sich unsere Ortsgruppe Schwelm des nationalsozialistischen Arbeitervereins zu ihrem denkwürdigsten Gang. Knapp, beinahe stumm, grüßten sich die zwölf, fünfzehn Kameraden. Dann ging es hinaus vor die Stadt.

Hier schimmerten zwischen den saftgrünen Feldern wie verwehte Schleier die Gebüsche weißblühenden Schlehdorns. Die Lerchen hingen jubelnd in der Luft, und festlich erglänzten im Sonnenschein dieses bräutlichen Maimorgens die zarten jungen Blätter der Birken.

Aber unsere kleine Kolonne zog in verbissenem Schweigen dahin. Wenn es nach uns gegangen wäre, hätte es heute glühende Asche und Blut regnen müssen. Wir alle hatten nur einen Gedanken:

Schlageter!

Schlageter? Den kannten wir lange. Immer wieder war der Name unter anderen gefallen, wenn die älteren Kameraden und Freikorpsleute aus der damals noch ungeschriebenen Chronik der deutschen Freiheitskämpfe der Nachkriegszeit erzählten.

Der eine war im Baltikum mit dabei gewesen. Der andere in Oberschlesien. Und den Kampf der Brigade Löwenfeld gegen die rote Armee an der Ruhr hatten wir ja selbst aus nächster Nähe mit verfolgen können. Und gierig hatten wir Jungens diese Geschichten in uns

hineingefressen, uns die Namen dieser unbekannten jungen deutschen Männer gemerkt, ihre Köpfe auf den wenigen überkommenen Gruppenbildern gedeutet.

Und dieser da? Das ist doch Schlageter? Der Schwarzwälder! Der Badenser! War das nicht der junge Batterieführer von der Westfront? Dessen Name eng verknüpft war mit der Befreiung Rigas von der blutigen Bolschewistenherrschaft? Und am Annaberg, ganz recht, führte er eine Kompanie.

Aber dazwischen war er doch auch einmal hier in unserer Gegend, half mit seinen kleinen Geschützen die westfälische Erde von der tausendköpfigen roten Rotte zu säubern, die sich hier als die sogenannte Rote Armee breitgemacht hatte.

Wir Jungen von damals pfiffen auf die ganze Ilias und Odyssee. Unser Heldenepos waren diese Kämpfe der Freikorps. Sie waren das tägliche Brot unseres Herzens. Oft waren es nur Namen, von Männern, von Gefechten, oft schon Legenden. Wir sammelten sie leidenschaftlich. Eine Anekdote aus diesen Tagen war uns mehr wert als die seltenste Mauritiusmarke. Deshalb hatten wir sofort ein Bild vor Augen, als es vor etwa sechs Wochen hieß: Schlageter ist auch wieder da, ist in Elberfeld.

Die Nachricht ging im Flüsterton im Kameradenkreis von Mund zu Mund. Wir wunderten uns nicht.

Elberfeld! Unsere Nachbarstadt, gleich meinem Heimatort von Besatzungstruppen verschont geblieben! Unser heutiges Marschziel! Wohin hätten wir uns sonst auch wenden können? Rings um uns stand ja der Feind. Auf jener Landstraße, die da drüben über den Horizont schnitt, standen französische Tanks! Und wären wir nach Osten zu marschiert, dann hätte uns jetzt wohl gerade der

feindliche Kordon, der sich in einem Korridor zwischen meine Heimatstadt und das unbesetzte Deutschland schob, mit blitzenden Bajonetten sein Halt! geboten. Und wir brauchten ja nur die Augen aufzuheben! Sonst wölbte sich im Westen als vertrautes Wahrzeichen über dem Säulenwald der Schlote und Essen am Horizont eine Riesenkuppel von bräunlichem Dunst hoch in den Himmel, zum Zeichen, daß das Ruhrgebiet atmete, lebte. Die war jetzt schon seit Monaten nicht mehr zu sehen.

Elberfeld! Es war kein Zufall, daß Schlageter gerade hier auftauchte, nachdem wir so lange nichts von ihm gehört hatten. In Elberfeld wußten wir schon andere Männer. Da war Emmes Veller! Da war Leutnant Busch, der wegen seines Draufgängertums der „verrückte Leutnant" genannt wurde. Da zog Hauenstein, der Freikorpsführer, seine Leute zusammen. Wir vermieden es, den Namen auszusprechen, vorläufig gab es nur einen gewissen „Heinz". Elberfeld war die Zentrale des aktiven Widerstandes gegen die Ruhrbesetzung. Von hier aus gingen die Berufenen, die Bewährten in den unsichtbaren, stillen Kampf, der von keinem Kanonendonner begleitet wurde, der keine Fahnen kannte, keine Uniformen.

Als der Name Schlageter in diesen Tagen zum ersten Male fiel, da wußten wir, daß wir bald mehr von ihm hören würden.

Schon wenige Tage später flog bei Calcum ein Stück Bahnkörper in die Luft, nur eine kleine Brücke; aber nun konnten nicht länger die langen Züge mit dem Raubgut sogenannter Reparationsleistungen wie vorher bei Tag und bei Nacht über diese Strecke nach Frankreich rollen. Die Wehrwölfe waren an der Arbeit. Wir Kameraden sahen uns an. Das war Schlageters Handschrift!

Wochen vergingen. Ein Monat! Albert Leo Schlageter

war ein Gefangener. Tag für Tag lebten wir mit ihm, bis zum frühen Nachmittag des vorigen Tages.

Da saßen wir wieder wie sonst im Parteilokal, warteten auf neue Nachrichten, warteten auf neue Befehle. Jeder hockte hinter seinem Glas Bier. Witze wurden gemacht, dumme, saublöde Witze.

Gewiß, Schlageter war seit siebzehn Tagen zum Tode verurteilt. Der Papst, das Rote Kreuz, die Königin von Schweden — sie alle hatten vergeblich um Gnade gebeten. Trotzdem waren wir ruhig, denn wir hatten eine ziemlich sichere Hoffnung. Schlageter würde bald frei sein. Je schlimmer seine Lage zu sein schien, desto eher! Gefängnismauern! Gefängnistüren! Nun ja, aber sie waren nicht unüberwindlich. Wir kannten alle den Fall von Kosel, Oberschlesien. Siebzehn junge Deutsche wurden damals in einer Nacht aus den Händen französischer Wächter befreit, und kein anderer als Schlageter selbst hatte die Hand dabei im Spiel gehabt. Was damals möglich war, das war auch heute noch nicht unmöglich. Wenige Tage vor seiner Verhaftung hatte Schlageter sich das Gefängnis von Werden genau angesehen, um die Befreiung des Prinzen Lippe vorzubereiten, und er war nicht der Mann, der Unausführbares plante. Schon war er, nun selber im gleichen Gefängnis, im Besitz von Ausbruchwerkzeugen, als die überraschende Überführung nach Düsseldorf diesen ersten Versuch zu seiner Rettung vereitelte. Der zweite Versuch mußte, würde gelingen.

Das alles war uns bewußt, es war zu oft besprochen, um noch ein Wort darüber zu verlieren. Wir saßen da und warteten, täglich, stündlich. Wir hörten es schon am hastigen, stürmischen Schritt, wenn ein Kamerad eine wichtige Nachricht mitbrachte. So war auch gestern die Tür mit einem Krach aufgeflogen.

„Kameraden!"

Wir waren die Schreckensnachrichten allmählich gewohnt geworden, nahmen sie in stiller Wut hin, addierten die Zahlen der abermals erschossenen Deutschen zu den andern, Gefängnisstrafe zu Gefängnisstrafe, Ausweisung zu Ausweisung. Das wurde eine furchtbare Rechnung. Aber diesmal mußte etwas geschehen sein, das nicht einmal in ihren Rahmen paßte. Die rauhe, heisere Stimme des Kameraden in der Tür riß uns hoch.

„Kamerad?"

„Schlageter!"

„Frei", jubelten wir auf, „er ist frei!"

„Ja, frei! Heute früh haben ihn die Franzosen auf der Golzheimer Heide erschossen."

Einige brüllten vor Schmerz und Wut wie verwundete Tiere. Andere begruben ihr Gesicht in den Händen.

Der letzte Hoffnungsfunke, es möchte sich um eine Falschmeldung handeln, war nun heute morgen durch die offizielle Verkündung der Vollstreckung des Schandurteils in den Zeitungen vernichtet. Wir wußten manches mehr als das, was in den Zeitungen stand. Wir wußten noch nicht alle die wunderbaren Einzelheiten, aber wir wußten doch schon, daß Schlageter nicht nur als Mann, als ein Held gefallen war. Jeder für sich, durchlebten wir im Geist seine letzten Tage, Stunden, Minuten. Und immer wieder wandte sich der Blick nach Westen. Wenn wir in gerader Richtung hätten weitergehen können, war es nicht mehr als ein Tagesmarsch bis zu jenem Pfahl auf der Golzheimer Heide. Dazwischen stand der Feind. Mit jedem Schritt, mit dem wir uns Elberfeld näherten, mischte sich in unseren Schmerz eine unbändige Wut. Hier waren nicht nur die Freunde Schlageters, hier saßen auch

seine Verräter. Nicht genug, daß sie ihn den Franzosen in die Hände geliefert hatten, — diese Schufte, für die kein Wort zu schlecht ist, hatten auch seine Befreiung verhindert.

Hauenstein hatte Schlageters Rettung langer Hand vorbereitet, hielt die Fäden in seiner Hand. Da wurde er in Elberfeld, auf unbesetztem Gebiet also, von Herrn Severings Polizeibeamten verhaftet. Als er darauf verwies, daß nur er allein noch imstande war, den deutschesten aller Deutschen vor dem meuchlerischen Spruch eines französischen Kriegsgerichts zu bewahren, das zu Unrecht auf deutschem Boden tagte, wurde er dennoch in Haft genommen, um — vier Wochen später aus dieser Untersuchungshaft wieder entlassen zu werden. Inzwischen hatte sich Schlageters Schicksal erfüllt. Wir wußten schon heute, einen Tag nach seinem Tode, daß der einzige Zweck von Hauensteins Verhaftung gewesen war, den geplanten Befreiungsversuch zu verhindern.

Die Kehle war uns wie zugeschnürt, als wir in Elberfeld einrückten. Hier atmeten wir vielleicht die gleiche Luft mit den Verrätern, ohne es zu wissen, denn die Straßen waren schwarz von Menschenmassen, herangezogen von Sensationslust und Neugier; die Stadthalle, in welcher der Sarg mit dem von Kugeln durchlöcherten Leib unseres Helden aufgebahrt war, fanden wir nur mäßig besetzt.

Da standen die Abordnungen einiger studentischer Korporationen. Vertreter der Wehrverbände waren gekommen. Die nationalsozialistischen Gruppen der Umgegend. Junge, schlanke Gestalten. Junge, scharfe Köpfe. Goebbels war dabei. Kaufmann. Koch.

Ich weiß nicht mehr, wer die Gedenkrede hielt, in der von dem Soldaten Schlageter gesprochen wurde. Aber

kein noch so schönes Wort konnte die Empfindungen unserer Seele wiedergeben, als wir so nahe vor dem Sarg standen. Ganz im Bewußtsein, einen gefallenen, vertrauten Kameraden vor uns zu haben, sangen wir das Lied vom guten Kameraden.

Kampfgefährten des Toten trugen ihn dann auf ihren Schultern hinaus, durch die Straßen zum Bahnhof. Deutschlandlied.

Da verlangte die Polizei, daß die alte Kriegsflagge, die den Sarg deckte, entfernt würde. Es mußte zu leidenschaftlichen Protestrufen kommen. Jetzt brauste der Sturm der Entrüstung auch durch die Menge der Zuschauer. Wer nun noch versucht hätte, Hand an die Fahne zu legen, wäre wohl auf der Stelle zertreten worden, vernichtet. Das Tuch blieb also liegen, und Albert Leo Schlageter konnte unter der Fahne, für die er gefallen war, seine letzte Fahrt bis zu seiner Ruhestätte in der heimatlichen Schwarzwalderde antreten.

Am Abend dieses Tages kam uns die leise Hoffnung, daß der Tod unseres Helden nicht umsonst gewesen sein sollte. Einige Zeitungen bewiesen es, über ganz Deutschland fegten die Flammen der Empörung. Aber noch mehr Zeitungen gab es, jüdische und sozialdemokratische nämlich, die schon heute in geschickter Aufmachung das Lügenmärchen von dem „gefährlichen deutschen Phantasten" brachten und damit den ersten Toten der deutschen Revolution im Sarge noch verhöhnten und mit Schmutz bewarfen.

Auf dem Rückmarsch von Elberfeld hämmerte es in mir: Du mußt etwas tun, du mußt jetzt unbedingt auch etwas tun!

Dabei brannte das Bewußtsein meiner Nichtigkeit wie Feuer in meiner Seele. Wer war ich denn? Ein kleiner

Pennäler, der noch vier lange Jahre auf der Schulbank vor sich hatte.

Aber schließlich glaubte ich doch, ein Versäumnis in meinem bisherigen Handeln entdeckt zu haben. Das sollte gleich am nächsten Morgen wiedergutgemacht werden.

Das erste Blut

Unsere erste Weihnachtsfeier! Um den erwerbslosen Kameraden wenigstens eine kleine, eine ganz kleine Freude zu machen, hatten wir bei Bekannten und Verwandten allerlei Krimskram für eine Verlosung zusammengebettelt. Der Billionenschwindel der Inflation war damals gerade zusammengebrochen. Wo niemand Geld hatte, da hatten wir natürlich erst recht nischt.

Aus Mitleid mit uns jugendlichen Phantasten hatte man uns ein paar Kleinigkeiten geschenkt. Aber sie waren danach! Mit sehr gemischten Gefühlen pilgerten wir mit einigen Angehörigen zum „Wildpark" hinauf! Wären wir bloß nicht auf die Schnapsidee gekommen, dachten die meisten. Krampf, und noch mal Krampf!

Tatsächlich blieb die Stimmung bei diesem stimmungsvollsten aller deutschen Feste denn auch kläglich und gedrückt. Stille Nacht, heilige Nacht! So klang es schwach durch den ungemütlich kalten Saal.

Es sollte heute nicht davon gesprochen werden! Aber unsere Gedanken ließen sich nicht zwingen. Und einer las es in den Augen des andern. Was für ein Jahr lag hinter uns! Die Ruhr geraubt! Schlageter verraten! Hitler verraten! Am Rhein die Separatistenschweine! Und wie sah es rund um uns in Deutschland aus!

Nicht davon sprechen, hämmerten wir uns ein. Nicht daran denken! Heute nicht!

Stille Nacht! Heilige Nacht!

Da flog die Tür auf. Herein stürzten zwei Kameraden. Blut! Überfall! Blut!

Ein Messerstich in den Unterarm war es. In aller Eile wurde ein Notverband angelegt. Dann stürmten wir hinaus in die Nacht. Mein verwundeter Freund und Klassenkamerad mit uns. Das ließ er sich nicht nehmen!

Der Weg, Bäume, Häuserschatten, Lichter — das alles glitt wie im Traum an mir vorbei. Später lernte ich, auch bei solchen Gelegenheiten die Eindrücke meiner Umgebung geordnet aufzunehmen. Diesmal stürzte alles durcheinander. Ich muß mich besinnen.

„Hier war es! Der Lump da hat mit dem Messer gestochen." Vor der Tür eines Hauses stand ein Mann. Er nahm die Hand vom Rücken und ließ eine blinkende Axt darin hin und her pendeln.

„Mensch! Nimm das Ding weg oder wir hauen dir deinen ganzen Laden in Klump!"

„Denke gar nicht daran! Wer von euch Banditen an mich rankommt, hat das Eisen im Schädel. Verstanden?"

Dabei ließ er das Mordinstrument immer weiter ausschwingen.

Wir heulten vor Wut auf. Der Mann begriff wohl, daß seine bloße Drohung uns nicht abschrecken würde. Wie ein Schatten war er plötzlich verschwunden und hatte die Tür abgeriegelt.

Ein Kamerad war nicht mehr zu halten, trat die Türfüllung ein, wollte dem Kerl „an die Kehle".

Da befahl der Ortsgruppenführer den Rückmarsch.

Die Feier nahm ihren Fortgang. Mit einem gefrorenen Lächeln auf den Lippen sehnten wir heimlich ihr Ende herbei. Die Angehörigen sollten nicht merken, wie ernst die Sache ausgesehen hatte. Stumm, aber verbissen und

erbittert gingen wir deshalb an diesem „heiligen" Abend nach Hause.

Also Messer und Äxte! Würden wir jemals damit fertig werden? Und wie viele Jahre würden wir brauchen?

Aber dennoch! Es sei!

Auch gegen Messer!

Auch gegen Äxte!

Wanderclub Arminius, Boxclub Eiche

Am andern Morgen trug ich mein Hakenkreuz offen am Jackenaufschlag und entfernte es auch nicht in der Schule, wo das Tragen politischer Abzeichen damals verboten war.

Voll Spannung wartete ich mit trotzig verschränkten Armen auf meiner Bank, ob wohl ein Pauker es wagen würde, mir, wie früher, deswegen eine Ohrfeige anzubieten. Vorbereitet war ich darauf, und mir sollte es recht sein. Ich wußte, was ich wollte. Der „Fall" Schlageter, ängstlich totgeschwiegen, würde dann wohl oder übel wenigstens in einer deutschen Schule besprochen werden müssen.

Aber nichts geschah. Ich durfte mein Abzeichen tragen. Heute bemerkte es niemand.

Stolz, zu derselben Bewegung wie Schlageter zu gehören, legte ich das Hakenkreuz von nun an nicht wieder ab.

Ein starker, einarmiger Arbeiterturner riß es mir eines Tages im Schwelmer Strandbad heraus, warf es auf die Erde, trat darauf und gab mir eine schallende Ohrfeige.

„Wirste den Dreck abmachen, du Lausejunge? Mir haben sie die Knochen kaputtgeschossen, der sogenannte Dank des Vaterlandes ist Kohldampfschieben und Stempelngehen, und da sehnt ihr jungen Bluthunde euch schon wieder nach einem neuen Krieg?"

Schon bekam ich einen zweiten Schlag, und der schmerzte mich doppelt und dreifach, weil es der grauenhafte Armstumpf eines im Kriege für Deutschland Verwundeten war, der mich wie ein Faustthieb ins Gesicht traf. Ich wollte, nachdem meine erste Überraschung vorbei war, mich wehren, als drei oder vier andere Arbeiterturner dazukamen. Vor einem johlenden Publikum wurde ich grün und blau geschlagen, so daß ich mich eine Woche lang nicht bewegen konnte.

Aber das ging vorüber, und vor dieser Art des Terrors waren wir wenigstens in unseren eigenen vier Wänden noch sicher. Schlimm wurde es erst, als auch der Staat uns mit einem amtlich organisierten Terror in unser Vereinslokal, ja bis in die elterlichen Wohnungen verfolgte.

Das war, als im November 1923 der nationalsozialistische Befreiungsversuch in München niedergeschlagen worden war. Sechzehn deutsche Männer von Deutschen erschossen!

Wir konnten es nicht anders ansehen, unser Führer war verraten worden im letzten Augenblick, im Stich gelassen von Männern, auf die er fest gerechnet hatte. Erst Schlageter verraten! Dann Hitler verraten!

Aber als ob wir ahnten, daß das deutsche Schicksal in der Gestalt des Mannes zwischen den stillen Festungsmauern von Landsberg jetzt zu seiner vollen Größe heranreifen würde, gaben wir den Kampf nicht auf.

Unsere Ortsgruppe wurde verboten wie alle andern. Mit allen Mitteln versuchten wir jedoch, die Verbindung zwischen den Jahren hinter uns und den kommenden nicht abreißen zu lassen.

Wir nannten uns zuerst „Wanderclub Arminius", wanderten aber nicht allzu lange unter dieser Bezeich-

nung. Wir waren in unserem kleinen Nest zu bekannt, und die Polizei hatte bald heraus, daß unsere Wanderungen sich durchweg nur bis in die Wohnungen ehemaliger Ortsgruppenmitglieder erstreckten. In den Listen der Polizei wurden wir als politisch Verdächtige weitergeführt. So war es kein Wunder, daß wir bald ausgehoben wurden.

Allerdings versuchten wir, den alten Laden unter der neuen Anschrift „Boxclub Eiche" noch einmal wieder aufzumachen. Auch dieser Traum nahm ein schnelles Ende.

Verzweifelnd sahen wir, wie der engere Zusammenhang zwischen uns Kameraden sich trotz besten Willens immer mehr lockerte, und konnten es doch nicht ändern. Dann begann die Hetze der Haussuchungen bei den früheren Ortsgruppenmitgliedern. Es hagelte Strafen wegen unbefugten Waffenbesitzes.

Ein halbes Jahr lang hatten wir auf diese Weise alle Leiden der „führerlosen, der schrecklichen Zeit" kennengelernt, als ich endlich ein geschütztes Loch fand, in dem wir unterschlüpfen konnten. Ich sammelte die versprengten Kameraden wieder in einer Ortsgruppe der Bismarck-Jugend der Deutschnationalen Volkspartei und übergab, da ich selbst zu jung war, meinem Bruder Albert die Führung. Das war eine ganz bewußte Tarnung. Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, muß das vielleicht gesagt werden.

Mochte die Polizei uns nun auch für reumütig auf den Weg des Parlamentarismus zurückgekehrte Schäflein halten, wir selbst sorgten schon dafür, daß wir uns an unserer eigenen Wolfsklaue immer wieder erkannten. Wir blieben die Alten, kämpften weiter für Adolf Hitler.

Und als die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-

partei endlich wieder neu gegründet werden konnte, waren wir mit dem ersten Tage dabei. Bis dahin war es eine eigentümliche Sache mit uns Nationalsozialisten meiner Heimatstadt, von denen einige auch im Wehrwolf untergekommen waren, andere im Jungdo. Ein merkwürdiges Zusammengehörigkeitsgefühl verband uns trotz des Fehlens aller äußeren Abzeichen. Jeder kannte den andern, konnte sicher auf seine Hilfe rechnen, wenn es darauf ankam. Die Organisation war verboten. Die Bewegung lebte.

Der Mann mit der Wasserpistole

Das war ein ganz eigentümliches Gefühl, das ich da im Rücken verspürte. Ich bummelte um die Dämmerungsstunde durch die Straßen unserer kleinen Stadt, um mich mit den Kameraden zu treffen.

Und wieder jenes sonderbare Kitzeln im Nacken, das wir empfinden, wenn uns jemand von hinten mit Blicken durchbohrt. Nicht wahr, das fühlt man? Ich drehte mich um.

Auch die Passanten, das konnte ich immer wieder bemerken, waren dann stehengeblieben, warfen verstohlene Blicke auf mich, nickten vielsagend oder schüttelten bedenklich die Köpfe. Daß diese Gespräche nur mich zum Gegenstand hatten, war mir sofort klar.

Auch die mir begegnenden Leute sahen mich schon so merkwürdig an! Hochgezogene Brauen und ein verkniffenes, überlegenes Lächeln in Gesichtern, die ihre Neugier nur schwer hinter einer Maske abweisender Kühle verbargen! Hier und da blickte jemand auch starr gegen die Häuserwand, um nur nicht meinen Gruß erwidern zu brauchen.

Was war denn mit mir los? Vielleicht ein Loch in der Hose? Oder hatte ich sonst etwas Lächerliches an mir? Sollte mir jemand einen Schabernack gespielt haben? Ich drehte mich um und um, musterte meine Kleider von oben bis unten, befühlte meinen Rücken und besah

in einer Schaufensterscheibe mein Gesicht. Nein, ich hatte weder die Pest noch den Aussatz, und auch sonst war alles in Ordnung.

Und doch — ich täuschte mich nicht. Es war, als ob selbst die Häuser sich vornüber neigten, um mich besser sehen zu können. Und die Gardinen grinsten:

Aha, da kommt er! Er! Er, von dem wir alle etwas so Furchtbares, Abscheuliches wissen!

Und wie erst die Mädels die Hälse steif machten und krampfhaft an mir vorbei- und geradeaus sahen! Verflucht und zugenäht! Es ist für niemand angenehm, der es nicht gewohnt ist, sich so im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu wissen, erst recht aber nicht für einen jungen Burschen in den Mauserjahren, der sowieso nicht recht weiß, wo er mit seinen immer länger werdenden Knochen bleiben soll.

Endlich! Die Kameraden! Aber auch sie sahen mir schon gespannt entgegen. Was war denn bloß mit mir los?

„Hier, lies mal!"

Unsere Stadtzeitung! Ein langer Artikel! Überschrift: Rauflust unter politischem Deckmantel.

Ich las und las und las, immer wieder. Wie war das? Friedliebendes Reichsbanner in großer Übermacht überfallen? Vertreter rechtsradikaler Gruppen? Ach so, das waren wohl wir! Der Führer ein noch unreifer Bursche? Sollte i ch damit gemeint sein?

Ich kann nicht sagen, wie mir zumute war. Der „unreife Bursche" war ich, und die ganze Stadt wußte das, würde es wissen, um es so leicht nicht wieder zu vergessen.

Gewiß, ich hatte mich ja geprügelt! Am Abend vorher! Und nicht schlecht!

Aber die Sache war so gewesen:

Wir waren um Mitternacht von einer Tagung in Hagen nach Hause gekommen und hatten die Kameraden nach Hause begleitet, um sie, wie üblich, vor den Überfällen unserer politischen Gegner zu schützen.

In den ausgestorbenen Straßen nur unser gespenstischer Zug!

Plötzlich ein Schrei! Hinter uns windet sich einer der kleinsten Kameraden, der aus einem begreiflichen Grunde etwas zurückgeblieben war, in den klobigen Händen eines wegen seiner Muskelkräfte stadtbekannten Fleischergesellen. Mit klarer Überlegung würde ich mich an den Burschen, den ein gewaltiger Nimbus umgab, wohl kaum herangemacht haben.

Jetzt riß es mich hin. Im nächsten Augenblick wälzten wir uns beide eng umschlungen auf dem Pflaster.

Heute nun, berichteten mir die Kameraden, lief in der Stadt das Gerücht um, ich hätte dem früher so gefürchteten, jetzt aber allgemein bedauerten Kraftkerl nicht weniger als drei Rippen gebrochen. Die Jungens gratulierten mir natürlich herzlich. Unter anderen Umständen hätte mich die wertvolle Entdeckung, daß mancher Mann durchaus nicht so unüberwindlich ist wie viele Leute glauben, ehrlich gefreut.

Heute war mir gar nicht nach Glückwünschen zumute. Denn — ich stand ja in der Zeitung. Das ist eine Aufmerksamkeit, wußte ich, die man nur berühmten Leuten oder ganz berüchtigten erweist, Verbrechern. Wie war das noch? Unreifer Bursche? Raufbold? Ich fühlte mich an den Pranger gestellt und gebrandmarkt.

Heute kann ich diese meine niederdrückenden Empfindungen von damals noch viel besser verstehen. War ich doch seit meiner Kindheit gewohnt, in unserem kleinen

Ortsblatt einen unerbittlichen Spiegel der Wahrheit zu sehen, eine Art Klassenbuch für Erwachsene von unbegreiflichen Ausmaßen, mit Lob und vernichtendem Tadel!

Dazu kam noch etwas anderes. Für die meisten naiven Menschen ist die Zeitung etwas Wunderbares und Geheimnisvolles. Auch in mir steckte noch ein Stück alten Aberglaubens an magische Kräfte.

Bekanntlich gab es in früheren Zeiten gewisse Zauberformeln, mit deren Hilfe ein Mensch dem andern Schlimmes zufügen zu können glaubte. Man mußte sich zu diesem Zweck nur einen Teil von der Persönlichkeit des gehaßten Feindes verschaffen, ein Haar, ein Stückchen von einem Nagel, einen alten Zahn. Auch der auf einen Zettel geschriebene Name konnte dazu dienen. Dann tat man dem Ersatzstück unter Verfluchungen alles das, was man der zugehörigen Persönlichkeit wünschte: Verbrennen, Zertreten, Bespeien, Zerstechen und ähnliche schöne Dinge mehr. Auch heute noch werden viele Menschen, wenn man sie nur in der nötigen effektvollen Form davon unterrichtet, wie man sie in Abwesenheit also behandelt hat, sich eines unbehaglichen oder unheimlichen Gefühls nicht erwehren können, mag ihre Vernunft noch so sehr dagegen sprechen. So unheimlich war auch mir zumute, als ich sah, wie ein mir wildfremder Mensch mit einem Stück meiner selbst, mit meinem guten Ruf nämlich, vor aller Welt machen konnte, was er wollte!

Ich wehrte mich also! Ich wollte mich von dem magischen Bann, der über mich ausgesprochen war, befreien. Nur so ist es zu verstehen, daß ich mich abends bis in die späte Nacht hinein hinsetzte und an den Schriftleiter unserer Zeitung einen Brief fabrizierte, der m e i n e Ansicht enthielt.

Er kam mir höchst wunderbar vor, dieser Brief, zumal er sogar mit einem lateinischen Zitat gespickt war. Er mußte, meinte ich, auf meinen Widersacher den tiefsten, vernichtendsten Eindruck machen. Ich kam mir tatsächlich erleichtert vor, als ich das Ding in den Kasten gesteckt hatte.

Ja, ich verstieg mich in Gedanken sogar zu der Hoffnung, der Mann würde nun wohl unter dem Druck meiner Antwort und seines schlechten Gewissens nicht anders können und am nächsten Tag seine Bosheit wieder gutmachen.

Und aufgeregt, wenn ich es auch nicht zugeben wollte, entfaltete ich in einer stillen Ecke des Hausflurs die nächste Nummer der Zeitung.

Von mir und meiner Sache stand nicht ein Wort darin. Ich fand das unglaublich. Ich begriff zum erstenmal, eine wie große Macht der Presse nicht nur im Reden, sondern auch im — Totschweigen liegt.

Wenn wir Kameraden dem großen Zauberer, dem Herrn Schriftleiter, auch in kräftigen Worten Rache schworen, so oft wir unter uns waren — ich blieb unbefriedigt. Die Sache fraß und zehrte im stillen an mir weiter. Da wollte es der Zufall, daß, während ich bald darauf mit meinen Kameraden um eine Straßenecke bog, mein Gegner uns in Person entgegenkam.

Insgeheim fühlte ich mich dem Mann noch immer unterlegen, und doch drängte es mich zu einer näheren Auseinandersetzung mit ihm.

Was wir eigentlich von ihm wollten, weiß ich heute noch nicht — jedenfalls liefen wir auf ihn zu. Endlich, endlich würde ich ihn aus der Nähe besehen können.

Der durch seine ungewöhnliche Länge auffallende Herr sah uns kommen. Mit dem Rücken gegen eine Hauswand,

in der einen Hand den Regenschirm, hielt er in der andern — eine Pistole.

Bleich und wohl auf das Schlimmste gefaßt, donnerte er uns pathetisch an:

„Der erste von Ihnen, der mir zu nahe tritt, meine Herren, ist ein Kind des Todes!"

Meine Herren! Hatte er nicht „Meine Herren!" gesagt? Wir standen da wie ein Rudel junger neugieriger Hunde. Die Pistole flößte uns Respekt ein, das muß ich sagen.

Trotzdem hatten wir noch so viel Besinnung, uns angenehm überrascht und geschmeichelt zu fühlen. In der Zeitung hatten wir immer nur Rowdies, politische Marodeure und Grünschnäbel geheißen. Jetzt waren wir plötzlich „Herren" und wurden für so gefährlich erachtet, daß man eine Pistole auf uns zückte. Wir glotzten unsern Mann immer noch an. Er zitterte ja. Vor Aufregung? Oder sollte es — Angst sein?

Plötzlich lachte einer von uns laut auf, hielt sich den Bauch, wollte bersten vor Heiterkeit.

„Menschenkinners! Das ist ja bloß 'ne Wasserpistole!"

Jetzt war es mit unserer Ruhe vorbei. Auf den Unterschied von Wasser-, Gas- und richtigen Pistolen verstanden wir uns damals ja schon so einigermaßen. Das Ganze kam uns jetzt so unsagbar lächerlich vor. Wir hatten schon manchen kritischen Augenblick mitgemacht, hatten es hier und da knallen gehört, Messer aufblitzen sehen; aber mit solchen Redensarten wie „Kinder des Todes" waren diese Sachen nie angefangen, da gab es schon etwas kraftvollere Ausdrücke. Dies hier war ja wie im Film! Kinder des Todes!

Wir schrien vor Wonne. Unser Held dagegen war so verdattert, wie ich noch nie wieder einen Menschen gesehen habe.

Jemand gab ihm einen verächtlichen Puff.

„Mensch! Zieh bloß Leine!"

„Nein, totschlagen, den Hund", riefen andere und ergingen sich in grausigen Drohungen, ohne allerdings an deren Ausführung auch nur zu denken.

Und unter schallendem Gelächter eilte der Tapfere mit Riesenschritten davon.

Von diesem Augenblick war der Zeitungszauber für mich gebrochen. Später bin ich dann noch manches liebe Mal auf dem Zeitungspapier zum Tode verurteilt worden — es hat mich nie mehr gerührt.

Kann man sich unsere Stimmung der damaligen Jahre heute noch vorstellen?

Wo wir auch antippten, da stürzten die „Mächte" des Staates morsch in sich zusammen. Die Schule, die Welt der Erwachsenen, die Polizei — das alles war uns nicht einen Pfifferling wert und nicht imstande, auch nur einen Funken Respekt aus uns herauszuschlagen. Jetzt war auch die Großmacht der Presse für uns erledigt.

Wieder eine Autorität zum Deibel!

Und dabei war es doch unsere größte Sehnsucht, jemand über uns zu wissen.

Manchmal wurde uns etwas unheimlich. Wer konnte wissen, wann dieser allgemeine Kladderadatsch der Autoritäten aufhören würde?

Braunhemden wirken wie Dynamit

Wie es zusammenhing, weiß ich heute auch nicht mehr, daß die ersten Braunhemden in meiner Heimatstadt Schwelm gerade zu einem Begräbnis aufmarschierten. Bis dahin hatte man in dem Städtchen noch keine braunen Uniformen gesehen.

Möglich, daß unser verstorbener Parteigenosse es sich selbst ausdrücklich so gewünscht hat: Emmes Beller und sein Barmer Sturm sollen kommen.

Ähnlich sah es dem begeisterten Feuerkopf ja, unserem alten Nikoley.

Möglich auch, daß ihm ein wohlmeinender Freund oder eine eigene innere Stimme den Gedanken hat ausreden wollen.

Aber Julius! Wozu denn? Das wird nicht gut gehen. Schließlich will doch jeder mit Anstand und in Ruhe unter die Erde!

Nun, Anstand und Ruhe hatten wir damals gerade genug. Die Leute waren ja sooo anständig, uns überhaupt nicht zu bemerken. Was wir brauchten, war etwas anderes als Anstand und Ruhe, und unser treuer Pg. wußte wohl schon, was er wollte.

Jedenfalls rückte ein Dutzend Sturmabteilung unter Emmes Beller geschlossen an. Dem Toten war sein Recht geworden, das Lied vom guten Kameraden verklungen. Vor dem Friedhof sammelte sich der kleine Sturm. Schwarz von Menschen der Platz.

„SA angetreten! Rechts schwenkt — marsch!"

Wir zwanzig Schwelmer Nazis schlossen uns in Gruppenkolonne an. Kommando! Singen!

Das war schon zuviel für Reichsbanner und Kommune.

Wutgebrüll! Die ersten Steine!

Die SA ging zum Angriff über, wir Schwelmer selbstverständlich mit.

Nur das Überfallkommando rettete uns vor der drohenden Vernichtung durch die Übermacht des Gegners. Wir hatten Verletzte, zu unserer Befriedigung die Gegenseite aber auch. Auf die kleine Zahl von Intellektuellen mochte es ja wenig Eindruck machen, daß auch unsere Fäuste sichtbare Spuren hinterließen. Für die große Masse des Volkes war das aber unbedingt notwendig, wollten wir uns nicht lächerlich machen. Wir lebten ja selbst mitten drinnen in den unsichtbaren und doch so wichtigen Stimmungen und Schwingungen der Volksmassen, welche die Straßen füllten.

Deshalb fühlten wir auch sehr wohl die eisige Ablehnung bei einem großen Teil der Zuschauer, als sie uns nach unserem Wiederantreten von der Polizei eskortiert sahen, also beschützt von den Organen eines Staates, mit dem doch gerade wir nichts zu tun haben wollten.

Nein, so durften die Braunhemden sich auf keinen Fall einführen in Schwelm. Und wir sangen deshalb, was die Kehle nur hergeben wollte, von Freiheit und Ehre, von Volk und Vaterland.

Aber unsere Beschützer ließen uns singen, wie unzurechnungsfähige Narren, und beschützten uns weiter.

Das war nun das Schlimmste, was uns passieren konnte, nämlich auf diese Weise als harmloser Gesangverein zu erscheinen.

Da fing einer von uns ein neues Lied an, und das war endlich das Richtige.

„Aus uns'rer Fahne Schwarz-Weiß-Rot,
da stahl man uns das Weiße.
Sie wischten sich das A—ntlitz aus
und hatten Schwarz-Rot-Schei—be."

Da kam der Polizeiinspektor endlich hoch!

Ruhe! Sofort aufhören! Lasse alles verhaften!

Unser Karle Unterkellner fing die gleiche Strophe noch einmal an. Sie hatte ihm ja sooo gut gefallen! Und dann noch einmal!

Die Polizeisäbel flogen, aber so ein Westfalenschädel ist dick; unser Karle konnte sein Lied zu Ende bringen, ehe er mit einer klaffenden Dachwunde umklappte und wie ein Sack auf das Polizeiauto verladen wurde.

Wir andern aber erlebten jetzt einen zweiten Massenangriff.

Haut die Schweine, hieß es, nieder mit den Hunden!

Das Gedränge war so groß, daß man kaum einen Arm heben, viel weniger zuschlagen konnte. Schon blitzten — nicht bei uns! — die ersten Messer auf.

Einer von diesen Messerhelden wurde langsam auf mich hingedrängt, näher, immer näher. Ich griff nach seinem Handgelenk, hielt es mit eisernem Griff fest und hatte nun Zeit, einige wertvolle Überlegungen anzustellen.

Schafskopf, sagte ich zu mir selbst, beim nächsten Male siehst du vorher hin, ob die Spitze nach oben oder unten zeigt. Zufällig hält der Schuft sie diesmal nach unten — sonst wärst du glatt mit der Pulsader hineingerannt.

Siehst du, du hast nun manchmal daran gedacht, zur See zu gehen; aber viel mehr kannst du auf der Reeperbahn in Sankt Pauli oder in San Franzisko wohl auch

nicht erleben als jetzt auf dem alten, guten Schwelmer Pflaster.

Die Polizei versuchte, mit Pfiffen und mit der flachen Klinge die festgekeilten Massen von der Straße zu bringen. Erst als Schüsse fielen, kamen die Menschenmauern in Bewegung, und wir Nazis blieben allein auf dem Platz, mit zwei Messerstichen in Oberarm und Schulterblatt.

Am nächsten Tag besprach ich den Fall mit einem Kameraden.

„Diese Wut auf uns! Das war aber nicht, weil wir ihre Fahne beleidigt hatten."

„Nein, das war wegen der Braunhemden. Die wirken anscheinend wie Dynamit auf die Leute."

In diesem Augenblick kam der Lehrer, und wir mußten still sein, denn wir waren ja — in der Schule. Daß wir an diesem Tag aber sehr aufmerksam waren, kann ich nicht sagen. Wir hatten am vorigen Tag zu viel Neues gelernt, etwas fürs ganze Leben.

Und Braunhemden schafften wir uns natürlich auch an.

Wir lassen die Toten die Toten begraben

Wir kamen zurück von der Hatzfelder Feldmark bei Barmen, wo uns junge Kerls Leutnant Busch einexerziert hatte.

„Sturmabteilung angetreten", hatte es geheißen, für manchen von uns zum erstenmal.

„Stillgestanden!"

Und mancher mochte nach diesem Kommando wohl denken, was für wunderbare Kerls und fertige Sturmsoldaten wir doch wären. Schade doch, daß wir keine Zuschauer hatten!

Es war aber gut, daß uns niemand sah, ganz abgesehen von dem Räuberzivil von Schlägermützen, blauen Schirmmützen und nur wenigen ernsten Uniformkappen, die wir über den Windjacken trugen.

„Kinder! Jungens, Kerls! Wie steht ihr bloß da?!"

Vielleicht gab es den einen oder andern unter uns, der noch immer nicht glaubte, daß auch er, nicht nur der Nachbar und Nebenmann gemeint sei.

Ja, Scheibe!

Denn nun kam der Reihe nach jeder einzelne dran.

Ach, du verlorenes Fragezeichen!

So ging es und ähnlich, und — immer begeisterter waren wir bei der Sache.

Kurzum, Heuchelei war nicht unser Fall. Nachdem die Knochen — zugegeben, die unseren waren ja etwas

schlenkrig und noch nicht ganz ausgewachsen — erst einmal gelernt hatten, gerade zu stehen, machte die Seele es ihnen nach. Deshalb waren wir ehrlich genug, uns an diesem Sonntag ehrlich zu freuen, obwohl die Novemberrepublik Totentrauer trug.

Vor zwei Tagen war Ebert gestorben, des Reiches erster, aber nicht vom Volke gewählter Präsident, der auch nach sieben Jahren Präsidentschaft selbst seinen Genossen noch immer nicht mehr war als „Fritze, der Sattlergeselle". Seine irdische Hülle stand an diesem Tag noch über der Erde. Jede Musik war in ganz Deutschland verboten.

Nun gut! Verbote solcher Art sind dazu da, von der einen Seite übertreten zu werden; dann hat die andere Seite die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sie zu erzwingen.

Vor unserem kleinen Trupp von zwanzig oder fünfundzwanzig Mann marschierte die „berüchtigte" Schlüter-Kapelle, die erste im Gau Rhein—Ruhr, wohl ein Dutzend Mann stark. Scharf und schneidend klirrten deren Klänge durch die Landschaft.

Aber kein Genosse stellte sich uns entgegen, um den Frevel zu rächen!

Irgendein verstecktes Rotschwänzchen muß uns aber doch verpfiffen haben; denn als wir unter den Klängen alter deutscher Militärmärsche in Barmen einmarschierten, da sahen wir uns plötzlich zwischen Polizeiketten gefangen, unseren Leutnant gestellt. Frage über Frage.

„Beruf?"

„Deutscher! Leutnant a. D. Ganz, wie Sie wollen."

Das alles wurde mit peinlicher Umständlichkeit eingetragen, indessen Leutnant Busch uns plötzlich anfuhr.

„Stillgestanden!"

Dann, mit eisiger Stimme:

„Kameraden! Vor zwei Tagen starb unser verehrter Herr Reichspräsident, Fritz Ebert! Friede seiner Asche! Wir wollen zwei Minuten des Mannes gedenken, der diese Republik bisher geführt hat. Kameraden! Ihr wißt, wie ich's meine."

Nein, zuerst wußten wir das bestimmt nicht, rissen nur verdutzt unsere Mützen vom Schädel, während die Kapelle gedämpft das Lied vom Kameraden vorspielte. War es, damit unsere teuer erkauften Instrumente nicht hopsgehen sollten? War es, um auf einen Keil einen noch gröbern zu setzen?

Ja, jetzt verstanden wir schon, wie „es gemeint war".

Diese Republik? Noch stand der Feind an Rhein und Ruhr, sieben Jahre nach dem Kriege! Und die Pestbeulen der Skandale um Kutisker und Barmat waren eben daran, stinkend zu voller Blüte aufzubrechen.

Das scharfe, unerbittliche Narrengesicht Eulenspiegels schaute so unverhüllt aus der ganzen Komödie hervor, daß die Polizei uns von Rechts wegen hätte zusammenschießen, niederschlagen, vor's Gericht hätte schleppen müssen, wenn wir in einem wahren „Volksstaat" uns befunden hätten. Sie tat es nicht!

Wir konnten in aller Ruhe wegtreten. Es kam nicht einmal ein Strafmandat.

Das war in jenen Tagen, da wir nur ungern an die kleine Zahl unserer Abgeordneten im Reichstag dachten. Das waren nämlich gerade ebensoviel wie die — sieben Schwaben!

Aber in solchen Augenblicken bekamen wir einen ganz tollen Mut. Wir fühlten immer wieder: der Koloß, gegen den wir kämpften, stand nur auf tönernen Füßen.

Wir Jungens im Kleisterkampf

Reichspräsidentenwahl! Die erste, die das Volk selbst zu vollziehen hatte!

Dieser Wahlkampf war in erster Linie ein Plakatkampf.

Und dieser Plakatkampf war ein Großkampf.

Die ehrwürdige Gestalt des Siegers von Tannenberg sprach für sich selbst. Wir brauchten seinem Bild kaum ein Wort hinzuzufügen.

Unglückseliger Gedanke der Gegenseite, nun ebenfalls ein Porträt ihres Kandidaten in Plakatform loszulassen! Nein, dieser Herr Marx, dessen Fraktionsgenosse und Minister soeben im Untersuchungsgefängnis Selbstmord begangen hatte, um mit einem schlimmen Ende einem noch schlimmeren Skandalprozeß zu entgehen — dieser Mann war geradezu eine Herausforderung zu einer Karikatur. Unsere Propagandisten setzten ihm einfach eine blühend rote Jakobinermütze auf, unter der er mit listigen kleinen Äuglein hervorsah, und auch dieses unser Gegenplakat sprach Bände! Das war ein Streich, den der Gegner sich mit dem Bild unseres Kandidaten nie und nimmer erlauben durfte, wollte er nicht die ganze entrüstete Nation gegen sich aufrufen.

So hatten kluge Leute für eine reinliche und klare Scheidung der Geister gesorgt. Es gab nur diese drei Plakate.

Aber — sie mußten auch geklebt werden, nämlich die unseren, und verklebt werden, nämlich die des Gegners. Sieben Jahre lang war das Plakatkleben erlaubt gewesen. Diesmal ahnte die Republik wohl, daß sie bei dem kommenden Feldzug mit Pinsel und Kleistertopf nur viel verlieren und wenig gewinnen konnte. Daher das „unbefugte" Kleben von Wahlplakaten auf angebliches Verlangen der Hausbesitzer kurzerhand polizeilich verboten wurde!

Bravo, sagten wir jungen Kerls von den nationalen Wehrverbänden! Endlich einmal eine Aufgabe, die für uns wie gemacht war!

In einem kleinen Café trafen sich eines Abends die Führer. Der Wehrwolf war vertreten, auch der Jungdeutsche Orden, der seine berüchtigte Linksum-Wendung damals noch vor sich hatte. Sieben kurze Tage hatten wir Zeit. Sie sollten entscheiden über sieben lange Jahre.

Die Stadt wurde in Bezirke eingeteilt, die den verschiedenen Trupps zugewiesen wurden. Jeder Trupp wurde gestaffelt in die eigentliche Klebekolonne, die Verbindungsleute und die Schmieresteher. Signalpfiffe wurden verabredet. Hauptarbeitszeit: die Stunden zwischen Mitternacht und Morgengrauen.

Wir waren unterwegs, mit Plakatrolle, Kleisterpott und Pinsel bewaffnet, als mein kleiner Emil Krüger neben mir mich anstieß.

„Wir sind zu weit gelaufen, Heinz! Da unten arbeiten schon andere."

„Nee, nee, mein Junge. Das ist die Bahnhofstraße, und die gehört zu unserem Viertel, das weiß ich ganz genau."

Ein Pfiff von mir. Die Kameraden rückten auf. Laufschritt! Richtig vermutet!

Ein paar Jungens von der Gegenseite waren gerade

dabei, die Wand mit ihrem Herrn Marx zu illustrieren. Wir merkten gleich, daß sie nicht die Spur von Organisation hatten, und noch viel weniger Forsche.

Ob sie geglaubt haben, daß wir ihnen ruhig zusehen würden? Jedenfalls kam der Mann auf der Leiter erst auf unsere dringende Aufforderung herunter, dann allerdings so plötzlich, daß wir lachen mußten.

Mein Emil huppte vor Freude von einem Fuß auf den andern.

„Kinners, was for 'ne feine Leiter! Fünf Meter lang! Die hat uns nur noch gefehlt!"

„Los, Emil", drängte ich. „Rasch rauf und 'nen anderen Marx drübergeklebt! Zeig' ihnen mal, was die wahre höhere Kunst ist!"

Die Reichsbannerleute standen nämlich immer noch da. „Der beste Untergrund für ein Plakat ist ein anderes Plakat, eins von der Gegenseite, versteht sich."

So fachsimpelte Emil hoch oben auf der Leiter laut vor sich hin, breitete dann gegen das vollendete Werk entzückt die Arme aus.

„Zum Verlieben, hach!"

Der kleine Kerl machte große Augen, als er die rechtmäßigen Besitzer der Leiter bei seinem Abstieg noch vor sich sah.

„Na, was denn? Also, Jungens! Der nächste Nachtspaziergang eurerseits kostet euch 'n Fellvoll, das ihr nicht vergeßt! Jetzt marsch nach Haus! Und kommt nie wieder!"

Ein paar Püffe gaben dieser Ansprache den nötigen Nachdruck. Wir waren allein mit unserem Meisterwerk.

„Los, Jungens! Weiter!"

Plötzlich ein Pfiff! Na ja, darauf waren wir gefaßt. Ein Verbindungsmann gibt von der nächsten Ecke aus die Warnung an uns weiter.

„Polente! Polente!"

Eine Sekunde genügt, um Kleistertopf, Plakate und Leiter hinter einer Vorgartenhecke zu verstauen. Unschuldig schlendern Kamerad Emil und ich dann der Polizeipatrouille entgegen, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben. „Ah, der junge Herr Lohmann! Wohl fleißig geklebt, was?" „Aber bitte, Herr Wachtmeister! Zwei von Schlaflosigkeit gequälte junge Menschen machen einen kleinen Abendspaziergang. Nichts weiter."

Etwas Besseres war mir im Augenblick nicht eingefallen. Man bedenke: Es war gegen vier Uhr morgens! Der Polyp brummte entsprechend.

„Unsinn! Wissen genau, daß Sie geklebt haben! Keine faulen Ausreden machen! Niemand glauben!"

Da trat Emil vor, so daß die Laterne über uns ein treuherziges Engelsgesicht beleuchtete. Es war wie auf der Bühne. Großaufnahme!

„Herr Wachtmeister! Wir haben aber würklich nicht geklebt!"

Ich hätte beinah einen Lachausbruch gehabt, aber unser Sherlock Holmes gab sich zufrieden, durch Emils Unschuldsmiene überwältigt.

„Na ja! Dem Kleinen da könnt' ich's glauben!"

Damit rollte das gefährliche Paar wieder in die Dunkelheit ab.

Schnell war unser unentbehrliches Werkzeug aus seinem Versteck hervorgeholt. Die Arbeit nahm ihren Fortgang. Emil führte wieder Selbstgespräche. Gerade stand er wieder einmal hoch oben auf der Leiter und befestigte ein Hindenburgplakat an der Wand. Man kann das mit mehr oder weniger Liebe machen. Mein Emil machte es mit sehr viel Liebe, hatte die Gedanken aber immer noch bei der Begegnung mit der Polente.

„Der olle Quatschkopp! Der hat's noch weit zum Meisterdetektiv! Huch!"

Jawohl, wir schraken beide zusammen, als hinter mir plötzlich eine posaunentiefe Stimme erdröhnte.

„So so! Was machen denn Sie da?"

Unsere Verbindungsleute mußten geschlafen haben. Verdammt! Emil war der Schreck so in die Knochen gefahren, daß er den Kleisterpott ausgerechnet auf dem Tschako des einen der beiden Beamten landen ließ.

Später hat er dann allerdings behaupten wollen, es sei auch etwas Absicht dabei gewesen. Aber zu deiner Ehre und zu deinem Ärger, lieber Emil, sei es hier ausdrücklich wiederholt: es war d o c h nur ein Versehen.

„Mensch! Können Sie denn nicht aufpassen?"

Ach, wie graute uns bei dem Gedanken, daß man uns vielleicht zu den Reinigungsarbeiten dieses Tschakos und dieses ehemals blauen Überwurfs heranziehen könnte! Wenn die beiden Polypen die widerspenstige Zähigkeit unseres Mehlkleisters so gut wie wir aus Erfahrung gekannt hätten, würde sie auch wohl schwerlich meines Emils Gewimmer versöhnt haben.

„Herr Inspektor! Herr Inspektor! Und ich hab's doch wirklich nicht gesehen, daß Sie darunter standen!"

„Schluß davon! Marsch jetzt! Zur Wache!"

Nachdem Emil wie der Blitz von seiner Höhe heruntergesaust war, trotteten wir zwischen den Beamten dahin. Einmal faßte mein Kamerad hinter sich und murmelte etwas. „Verflixt! Der ganze Boden weg! Und das ist meine gute Sonntagsnachmittagsausgehehose, Lohmann!"

„Heda! Sagten Sie etwas?"

„Ich wollte nur fragen, Herr Wachtmeister, was jetzt aus uns wird."

„Jetzt wird zunächst ein Protokoll aufgenommen. Da-

nach können Sie vorläufig wieder gehen. Aber das Strafmandat kommt! Kommt nach drei Tagen!"

Seufzend ergaben wir uns in unser Schicksal, standen endlich wieder auf der Straße.

Was nun? Nach Hause gehen?

„Ob's wohl beim zweiten Mal billiger ist?" grübelte Emil. „Ich hab's!"

Damit lief er in die Höhle des Löwen, in die Polizeiwache zurück, um den Kopf in die Wachtstube zu stecken.

„Herr Wachtmeister! Dieser Kleister —"

„Rrrraus!"

„Schon geschehen", flüsterte der fixe kleine Kerl mir draußen zu, indem er triumphierend unsere — Plakatrolle schwenkte. „Sie stand ja gerade neben der Tür. Da konnt' ich nicht anders."

Es fiel uns nicht allzu schwer, die „beschlagnahmte" Leiter und den Kleisterpott aus dem Korridor der Polizeiwache zu klauen. Von neuem ging es an die Arbeit. Die Kameraden wurden auch wiedergefunden, aber an Schmierestehen dachte jetzt niemand mehr. Wir fühlten uns sicher, allzu sicher; als wir um eine Ecke bogen, standen wir plötzlich einer großen Horde Kommunisten gegenüber. Wen erkannte ich an der Spitze? Meinen Klassengenossen Rosenthal, den Juden! Mit Indianergeheul stürzte die Bande sich auf uns.

„Schlagt sie tot, die Bluthunde! Die Kapitalistenknechte!" Wir waren um eine Antwort ebensowenig verlegen.

„Ihr Strolche, ihr! Ihr Judenknechte!"

So ging es hin und her, bis die Schlagringe, Gummiknüppel und abgerissene Zaunlatten allein das Wort hatten, hier und da unterbrochen durch einen verbissenen Ausruf.

„Autsch! Laß los, Hund!"

„Warte, du Lump! Dir zeig' ich 'ne Harke!"

Die Schlägerei war noch im vollsten Gange, als plötzlich mein Emil seelenruhig auf mich zukommt, in den hoch erhobenen Händen seinen Schlips und seinen zerrissenen Kragen. „Nun sieh dir bloß mal diese Bescherung hier an. Ist das nicht doll?"

Obwohl anderweitig ziemlich beschäftigt, mußte ich doch laut lachen. Aber das Lachen verging mir, und auch mein Emil hatte für seine Hände bald wieder dringendere Verwendung. Wir standen mit zehn Mann gegen fünfzig, und der Feind schien aufs Ganze zu gehen. Die Lage wurde ernst, wurde kritisch. Da schrillten Polizeipfeifen durch die Nacht!

Ihr Ton kam näher.

Überfallkommando!

Im Augenblick ließ die Kommune uns los und war im Dunkeln verschwunden. Wir waren für diesmal gerettet.

Gegen sieben Uhr in der Frühe endlich trollten wir uns nach Hause. Der Wahltag war da.

Unsere Arbeit war jetzt getan, denn bis zum stimmberechtigten Alter fehlte uns ja noch so manches Jährchen.

„Hast du den Juden gesehen, den Rosenthal?" fing mein Freund Emil zum letztenmal an.

„Und ob! Aber wie's losging, hat das Schwein sich im Hausflur versteckt. Ich hab's deutlich gesehen."

Ich schlug mir die Hand vor den Kopf, denn mich überkam es wie eine Erleuchtung.

„Mensch, Emil, was sind wir Deutschen doch für Schafsköppe! Hauen uns gegenseitig auf der Straße die Schädel ein und merken nicht mal, wie diebisch dieser Kerl sich über unsere Keilerei freut!"

„Schlag ihm für seine Feigheit doch morgen eins in die Fresse, Lohmann! Triffst ihn ja in der Schule!“

„Nee, Emil, das verstehst du nun wieder nicht! Schule ist Schule, und Straße ist Straße. Das ist nun mal so. Verrückte Zeit, was? Aber Kerl, du gähnst ja! Marsch, kriech' in die Falle! Wenn du dann wieder aufwachst, ist Hindenburg Reichspräsident.“

Und so war es.

Kampf gegen graue Mauern

Fünf Jahre Jugend!

Fünf Jahre Kampf!

Nichts anderes bedeuteten für mich jene denkwürdigen Jahre zwischen 1922 und 1927, die Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung sahen.

Ich habe in den vorhergehenden Abschnitten meiner Erzählung aus dem bunten Strauß der Erlebnisse, mit denen diese meine erste Jugendzeit ausgefüllt war, nur einige herausgegriffen.

Ganz im Gegensatz zu den meisten Memoirenschreibern nicht die interessantesten, abenteuerlichsten, gefährlichsten, wohlverstanden! Hier wird meine Feder durch leicht begreifliche Bindungen gehemmt, und ich von mir aus will sie nicht lösen.

Nun könnte es so aussehen, als ob ich diesen Teil meines Lebens zur Hauptsache im Kreis der Kameraden zugebracht hätte, auf der Straße, in Parteilokalen, in Versammlungen, auf Polizeirevieren, mit Straßenschlachten, Märschen, Meldegängen und noch anderen, ernsteren Aktionen.

Aber so war es nicht. Ich war ja noch lange kein freier Herr meiner selbst. Ich mußte täglich in — die Schule.

Das war ein merkwürdiger Zwiespalt, der mein und meines Kameraden Gustav Fischer Dasein damals unerträglich zerriß.

Wurden wir nicht — abends und nachts — von Männern für Männer genommen?

Hatten wir nicht schon heilige Eide auf Tod und Leben geschworen?

Wußten wir nicht um Geheimnisse, deren Verrat uns Kopf und Kragen kosten konnte?

Verstanden wir nicht schon mit Waffen umzugehen?

Und litten wir nicht unter dem deutschen Schicksal mehr, als es die Mehrzahl der Erwachsenen tat?

Waren wir denn plötzlich wie durch einen Zauber in andere Wesen verwandelt, wenn frühmorgens die Schulglocke schrillte?

Jedenfalls begann mit diesem Augenblick ein ganz anderes, ein kindisches, albernes, unnützes und läppisches Dasein, wenn es sich auch in den Mauern eines Realgymnasiums abspielte. Wir mußten Gedichte aufsagen, lächerlich nichtssagende Texte übersetzen, wurden getadelt, verhöhnt, sogar geschlagen und — ließen uns das alles merkwürdigerweise auch gefallen.

Jedenfalls im Anfang! Im Lauf der Zeit mußte dieses unnatürliche Leben in zwei so grundverschiedenen Welten selbstverständlich zu Zusammenstößen führen, um so mehr, da ich ein frischer, handfester Junge war und nie den Ehrgeiz hatte, in den zweifelhaften Ruf eines Musterschülers zu geraten. Dazu kam, daß die meisten meiner Lehrer vom Dasein und Wesen des jungen nationalen Deutschland auch nicht die blasseste Ahnung hatten!

„Lohmann, du solltest auch lieber die Nase ins Buch stecken, anstatt jeden nationalen Rummel mitzumachen!"

„Lohmann, nun wollen wir einmal sehen, ob du auf wissenschaftlichem Gebiet ebensoviel leistest wie in deinen Schlägereien! Übersetze!"

„Lohmann, du bist wohl wieder mit deiner Bande über Nacht ausgewesen, weil du so wenig weißt?"

„Nationaler Rummel!"

So nannte ein ahnungsloser Hornochse unseren Abschied von Schlageter.

„Schlägereien!"

Als ob es unsere Schuld war, wenn wir uns das selbstverständliche Recht jedes Bürgers zur freien und friedlichen Benutzung der Straßen oft und oft mit Blut und Schlägen erst teuer erkaufen mußten!

„Bande!"

Das war die Bezeichnung für eine Kameradschaft von Männern, die seit dem Schützengraben, der Befreiung Schlesiens und dem roten Ruhrkrieg sich einen eisernen Idealismus bewahrten.

Aber so ging es fünf Jahre lang. Und es begann auf folgende Weise:

Ich marschierte eines Abends mit den Ehrhardt-Leuten durch die Stadt, als uns mein besonderer Freund begegnete, Studienrat Stephan. Wir sangen gerade aus voller Kehle.

Die Republik hat uns gefragt:
Wollt ihr nicht kapitulieren?
Da haben wir nein, nein gesagt,
wir wollen keinen Pleitegeier führen.

„Natürlich wieder der Lohmann!"

Diesen Gedanken konnte ich deutlich in der sauren Miene meines republikanischen Lehrers lesen.

In einer Vorahnung erzählte ich meinen Klassenkameraden am nächsten Morgen die Begegnung, als auch schon der Schuldiener in die Klasse gestürzt kam.

„Schüler Lohmann! Sofort zum Herrn Direktor!"

Aha! Ich wußte sofort, um was es sich handeln würde. Also hinein in die Höhle des Löwen!

„Lohmann, man hat sich über dich beschwert und verlangt, daß du exemplarisch bestraft wirst. Ich frage dich: Bist du gestern als Schüler mit den Angehörigen der Brigade Ehrhardt marschiert?"

„Als Deutscher, Herr Direktor."

„Ihr habt die Republik verächtlich gemacht und die Reichsfarben beschimpft."

„Herr Direktor, wenn wir von einer Judenrepublik sprechen oder singen, dann meinen wir nicht das Deutsche Reich als solches, sondern seinen gegenwärtigen Zustand."

„Du weißt, Schülern dieser Anstalt ist es verboten, sich politischen Verbänden anzuschließen. Als Leiter der Anstalt verbiete ich dir die weitere Teilnahme an der Ehrhardt-Brigade."

Soweit waren wir also. Die Erneuerung eines alten Verbotes störte mich nicht. Aber ich war wütend auf den Angeber, der sich so fein im Hintergrund gehalten hatte, und ich verlangte meinem Freund Stephan gegenübergestellt zu werden. Er wurde geholt.

Man stelle sich das Bild vor! Zwischen mir und Studienrat Stephan entspann sich eine lebhafte Auseinandersetzung, in deren Verlauf er wieder zu den gewohnten Ausdrücken griff.

Dummer Junge! Politische Phantastereien!

Ich hatte die feierliche Umgebung des Direktorzimmers längst vergessen. Jetzt konnte ich mich nicht mehr halten und ging, da mir für meine Empörung die Worte fehlten, mit den Fäusten auf meinen Gegner los.

Ehe es zu Handgreiflichkeiten kam, sprang der Direx dazwischen. Er konnte ein Lächeln nicht unterdrücken,

gab mir aber doch einen förmlichen schweren Verweis und ließ mich dann gehen.

Von nun an nahmen die Sticheleien kein Ende. Jede Aufforderung zum Übersetzen eines neuen französischen Textes war verbunden mit einer boshaften Anspielung auf meine politischen Neigungen.

„Jetzt bin ich wirklich neugierig, Lohmann, ob du auf wissenschaftlichem Gebiet ebensoviel leistest wie in deinen Raufereien."

Aber der gezückte Bleistift und das bereitgehaltene Zensurenbüchlein machten keinen Eindruck auf mich.

„Herr Studienrat, es kommt mir durchaus nicht darauf an, bei Ihnen als Musterschüler zu glänzen; ich lege viel mehr Wert darauf, ein anständiger und ehrlicher Kerl zu sein."

Eine derartige Antwort konnte ein Mann wie Stephan mir durch die ganzen folgenden fünf Jahre nicht wieder verzeihen.

Nachdem ich ein halbes Jahr der Ehrhardt-Brigade angehört hatte, bestand mein Herbstzeugnis aus einer einzigen, vielsagenden Klammer.

„Mangelhaft!"

Das traf mich doch! Ich wollte auf keinen Fall länger als unbedingt notwendig in diesem staubigen Kasten zubringen müssen. Außerdem nahmen gerade wir beiden Ehrhardt-Jungen seit unserem Leben unter den Ehrhardt-Leuten den Unterricht ernster, als irgendeiner von unseren Lehrern ahnte, als wohl die meisten unserer Klassenkameraden. Kamen wir doch jetzt täglich mit Männern zusammen, die es gelegentlich ehrlich und offen bedauerten, daß sie ihre Schulzeit nicht besser ausgenutzt hatten! Da waren Arbeiter, die mit Bitterkeit daran dachten, daß ihnen die Möglichkeit einer besseren Aus-

bildung versagt geblieben war! Solche Eindrücke mußten in uns Jungens selbstverständlich die Verpflichtung erwecken, in der Schule unser Bestes zu tun.

Also kam ich eines Tages mit den heiligsten Vorsätzen in die Schule, saß in angespannter Aufmerksamkeit da, las dem Pauker förmlich jedes Wort von den Lippen. Das Ergebnis war sehr bezeichnend. Ich fühlte schon lange, wie der Mann immer unruhiger wurde. Schließlich fragte er mich, seinen Sermon unterbrechend:

„Lohmann, was ist denn mit dir los? Du machst heute ein ganz besonders blödes Gesicht. Du scheinst an ganz etwas anderes zu denken."

Ironie des Schicksals! Unsere Pauker waren so an die kindische Atmosphäre der geringsten Leistung, der dauernden Unaufmerksamkeit und des geistigen Leerlaufs gewöhnt, daß sie den Ausdruck strengster, männlicher Konzentration auf dem Gesicht eines Schülers für — das Gegenteil hielten. Es irritierte sie geradezu, einmal wirklich ernstgenommen zu werden. In der Tat war das, was sie von sich gaben und wie sie es von sich gaben, eine derartige Würdigung allerdings auch überhaupt nicht wert.

So blieben unsere Bemühungen also ohne Anerkennung und Erfolg!

Schlimmer als die schlechtesten Zensuren aber trafen uns die spöttischen Bemerkungen, von denen sie ständig begleitet wurden. Wir rächten uns durch die üblichen Schülerstreiche.

Immer wieder gab es dramatische Auseinandersetzungen, die sich von Stufe zu Stufe steigerten. Ein anschaulicher Beweis dafür, wie wenig ernst unsere Lehrer selber den damaligen heuchlerischen Schulbetrieb nahmen, waren die Religionsstunden unseres Deutschlehrers

Fritzken. Es hatte sich nämlich die Sitte herausgebildet, daß wir diese Stunden benutzten, um — Fußball zu spielen.

Immerhin hatten wir, um die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, verabredet, daß wenigstens jeweils acht Mann dem Unterricht beiwohnen sollten, damit das Klassenzimmer nicht gar zu leer aussah. Für regelmäßige Abwechslung war gesorgt.

Eines Tages war die Abmachung aber doch nicht eingehalten worden. Als ich zur Ablösung in die Klasse kam, fand ich den Magister allein mit unseren drei notorischen Strebern. Ich kam mir blödsinnig dumm vor. Unwillkürlich entfuhr es mir:

„Ist das alles?"

Schon stand ein Tadel im Klassenbuch.

„Lohmann macht unerlaubte Bemerkungen."

Ich bat um eine Erläuterung dieser Rüge. Die Antwort war eine zweite.

„Lohmann fordert seinen Lehrer zur Rechenschaft auf."

Ich war wütend. Der Auseinandersetzung mit der ganzen Klasse, die systematisch seine Stunden schwänzte, ging der ängstliche Pädagoge vorsichtig aus dem Wege, wahrscheinlich, um den Skandal zu vermeiden, daß wir uns sämtlich für Heiden erklärten, ehe wir diesen staubtrockenen sogenannten Religionsunterricht über uns ergehen ließen. Nur nicht diesen Skandal! O rühre nicht daran! Ein solcher Beweis der eigenen Schwäche muß eine Horde Jungens naturgemäß zu neuen Tollheiten reizen.

In der folgenden Deutschstunde litten wir alle der Reihe nach an einem merkwürdigen Sprachfehler. Selbst unser Primus wagte es diesmal nicht, aus der Reihe

zu tanzen. Das Autoritätsschifflein unseres Fritzken war vor eine bedrohliche Klippe getrieben. Würde es stranden?

Mit umflorter Stimme und gefalteten Händen wandte sich der Unglücksmensch an seinen Liebling:

„Primus, ich beschwöre dich! Du hast dich doch sicherlich nur versprochen! Sag es, daß du dich versprochen hast!"

„Jawohl, ver-, ver-, versprochen", schluchzte da der Knabe, indem er den hingeworfenen Rettungsring aufnahm, und rasselte das Gedicht herunter.

Unverzüglich heiterte sich das Gesicht unseres Dr. Fritzken wieder auf. Jetzt war ich es, der alles ausbaden sollte.

„Da steckt natürlich wieder der Lohmann dahinter. Dieser Lümmel! Nichts als Dummheiten und Politik!"

Ich sprang entrüstet auf.

„Herr Doktor, Sie irren sich! Auch ich habe mich nur — ver-, ver-, versprochen."

Das war zuviel für ein Philologenherz.

Aber die Ohrfeige, die ich als Antwort bezog, brachte mich nur zum Lachen.

Eine andere Strafe mußte erfunden werden. Ich sollte deshalb einen Abschnitt aus unserer damaligen Lektüre vorlesen, aus Goethes Götz von Berlichingen.

O unglückseliger Mißgriff! Dieses Buch war das erste in meinem Leben, das trotz aller schulmäßigen Behandlung so etwas wie Begeisterung in mir erweckte. Und das sollte nun plötzlich als Strafmittel dienen? Kurz und gut, ich weigerte mich, unter diesen Umständen daraus vorzulesen.

Herrn Fritzkens Weisheit war jetzt zu Ende. Ein neuer Tadel wurde im Klassenbuch verewigt, der vierte an diesem Tag.

Aber auch ich fand Gelegenheit, meine Meinung zum

Ausdruck zu bringen. Sowie es läutete, stand ich als erster in der Klassentür, um den Raum zu verlassen. Die Klasse und der Magister verstanden den Sinn dieser erneuten Demonstration durchaus. Fritzken wollte sie mit Gewalt verhindern, indem er mich am Rockzipfel ergriff und mich in die Klasse zurückzuziehen suchte.

Unsagbar lächerliche Szene!

Die Kameraden wälzten sich vor Heiterkeit, aber mich packte allmählich die Wut. Im Handumdrehen war ich mit meinem Gegner in der schönsten Keilerei begriffen, bis ich durch eine fremde Hand zurückgerissen wurde.

Aus dem wutverzerrten Gesicht des Novemberlings Rixmann fauchte es mich an:

„Na, du bist mir ja ein nettes Früchtchen! Vergreift sich an seinem Lehrer! Warte, das werde ich dir ankreiden, daß du ewig daran zu schlucken hast!"

Die Sache ging weiter. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich mich sehr diplomatisch benahm.

Das Ende war denn auch ein feierliches „Consilium abeundi", der „dringende Rat, freiwillig von der Schule abzugehen".

Ich dachte gar nicht daran, ich blieb — zum größten Verdruß vieler Lehrer.

Immerhin gab es einen Mann an der ganzen Schule, der unserem stürmischen politischen Wollen wenigstens mit Verständnis entgegenkam. Das war bezeichnenderweise unser Geschichtslehrer, Dr. Helling.

Seine Stunden, und vor allem die letzten zehn Minuten, in denen er die politischen Tagesereignisse mit uns zu besprechen pflegte, waren die einzigen, in denen wir mit wirklicher Anteilnahme dabei waren. Hier wurden unsere sicherlich durchaus nicht immer richtigen Ge-

dankengänge wenigstens nicht mit den üblichen Worten abgeschnitten:

„Ist ja doch nur großer Quatsch! Ist ja doch alles nichts weiter als jugendlicher Unverstand!“

Dieser Mann machte unter anderm den Versuch, unser romantisches Bedürfnis nach Abenteuern für die Schulung unseres politischen Denkens und Redens zu benutzen, und zwar auf folgende Weise:

Eine Stunde außerhalb meiner Heimatstadt liegt in halber Höhe eines kleinen Berges eine geheimnisvolle Höhle. Ein hundert Meter langer Gang führt in eine saalartige Halle, von der aus mehrere, zum Teil noch unerforschte Gänge sich in das Innere des Berges hinziehen. Eine natürliche steinerne Kanzel gegenüber dem Eingangsstollen hatte uns bei unseren heimlichen Klassenversammlungen schon längst als Rednertribüne gedient. Eines Tages machte Dr. Helling uns nun den Vorschlag, hier „Parlament“ zu spielen.

Begeistert gingen wir darauf ein. Die beiden Fraktionsführer brauchten nicht erst gewählt zu werden, sie standen von vornherein fest. Der eine war ich, der andere mein natürlicher Antipode unter den Klassenkameraden, der Jude Rosenthal, der sich wie ich sehr viel mit Politik beschäftigte und die entgegengesetzte, die marxistische Weltanschauung verfocht. Wir bekamen den Auftrag, uns vorzubereiten.

Nun, wir bereiteten uns vor, allerdings auf unsere Weise. Die Sitzung nahm einen unerwarteten Verlauf. Ich will sie nicht übergehen. Sie ist in ihrer Art ein kleines Zeitbild und beweist, wie wenig es dem System des Parlamentarismus damals gelungen war, der Volksseele zu imponieren.

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit.“

Eine riesengroße Karbidlampe aus funkelndem Messing, die mein Freund Heidenstecker mitbrachte, war die erste Sensation. Wir hatten alle nur ein Urteil darüber: Aus einem Streckenwärterhäuschen geklaut!

Der Abgeordnete Rosenthal bestieg die Tribüne.

„Meine Herren Abgeordneten! Wir wollen —"

„Nieder!"

„Meine Herren, ich bitte Sie —"

„Pfui! Pfui! Nieder!"

So hagelten die Zwischenrufe, und schon hatten die jugendlichen Abgeordneten alle möglichen Kaliber von Schreckschuß-, Scheintod- und Gaspistolen aus der Tasche gezogen und knallten wie wild gegen die Tropfsteindecke. Schauerlich hallte es wider. Unheimlich geisterten unsere Schatten wild gestikulierend über die Höhlenwände. Der sogenannte Reichstagspräsident, unser Lehrer, klingelte mit einer alten Kuhglocke vergeblich um Ruhe.

Dabei handelte es sich nicht um eine Verabredung. Jeder von uns hatte geglaubt, daß seine Pistole die einzige sein würde. Jetzt stellte es sich heraus, daß wir uns sämtlich die gleiche Rolle zuerteilt hatten. Zeichen der Zeit!

Nur gelegentlich konnte man ein Wort des Redners auffangen.

Leninismus! Marxismus! Internationalismus! Dann bestieg ich die Rednertribüne. Auch meine Rede wurde unterbrochen von vereinzelten Schüssen, aber ich konnte doch wenigstens die Zwischenrufe meines Gegners verstehen.

Gut gebrüllt, Hermann der Cherusker! Kleiner Mussolini! Oller Urgermane!

Das war eine prophetische Szene, und ich habe mich später manchmal daran erinnert, als ich tatsächlich auf

der Tribüne vor einer brüllenden und tobenden Volksmenge stand, von Zwischenrufen bombardiert.

Es war ja auch wirklich verblüffend, wie naturgetreu die Nachkriegswelt sich in unserem kleinen Umkreis wiederholte. Sogar der Jude fehlte nicht. Ich hatte also Gelegenheit genug, seine zersetzende Rolle im Volksleben am Beispiel unserer Klassengemeinschaft anschaulich und von Grund auf kennen zu lernen. Auch unser Rosenthal war Kommunist. Er hatte ein ausgesprochenes Redetalent, und die Schlagworte und Ismen gingen ihm mit unbeschreiblicher Geschmeidigkeit von den Lippen. Ich konnte ihn wegen seiner angeborenen Feigheit auf den Tod nicht leiden. Aber zu einer vollkommenen Nachahmung einer damaligen Reichstagssitzung kam es trotz dieser denkbar günstigen Voraussetzungen in unserem Höhlenparlament doch nicht. Die bei den wirklichen Abgeordneten jener Tage übliche schmachvolle Prügelei blieb nämlich aus.

Dafür sollte es an anderer, weit unpassenderer Stelle zu einem handgreiflichen Zusammenstoß zwischen mir und meinem Widersacher kommen. Ausgerechnet in den Tagen der blutigsten Ruhrkämpfe hielt unser Jud einen schwärmerischen Vortrag über irgendeinen Franzosen.

Zwischenrufe waren damals auch in unseren Geschichtsstunden üblich. Ich machte reichlich davon Gebrauch. Anstatt sich nun um eine treffende Antwort zu bemühen, suchte mein Freund Rosenthal, ganz gegen alle Gesetze der Klassenkameradschaft, Zuflucht und Hilfe beim Lehrer.

„Ich kann unmöglich weitersprechen, wenn dieser Cherusker mich dauernd unterbricht.“

Ich fuhr auf.

„Wir brauchen eure Franzosen jetzt nicht. Es gibt

genug große Deutsche, mit denen wir uns hier in der Schule beschäftigen können."

„Ach was, du mit deinen Deutschen! Ihr seid nur viel zu dämlich, als daß ihr einen Franzosen überhaupt verstehen könntet!"

Das war denn doch zuviel.

Schuft! Verräter!

Damit sprang ich auf, packte den „Redner" am Rockaufschlag und schleuderte ihn gegen die Tafel, daß es nur so krachte. Er wehrte sich mit Faustschlägen und Fußtritten. In meiner Wut fühlte ich nichts davon, gab ihm eine Ohrfeige nach der andern und schüttelte ihn, daß ihm der Kragen zerriß.

In begeisterter Aufregung verfolgte die Klasse das seltene Schauspiel und raste Beifall. Dr. Helling, der uns Kämpfende zu trennen versuchte, bekam selbst eine Anzahl von Schlägen. Erst jetzt warfen sich einige Mitschüler dazwischen, und ich erkannte, daß ich auf dem besten Wege war, den Lehrer, dem ich von allen noch am meisten Achtung entgegenbrachte, mit Püffen zu traktieren. Das brachte mich zur Besinnung.

Ich rechne es dem Manne heute noch hoch an, daß er mir diese Sache nicht nachtrug. Aber wenn er selbst auch darüber schwieg, in der Schule konnte sie natürlich nicht unbemerkt bleiben.

„Na, du Raufbold", so lauteten auch richtig am nächsten Tag die Einleitungsworte zu Magister Stephans üblicher Hetze durch die französische Grammatik, „nun zeig' mal, was du außerdem kannst."

Aber ich war auf der Hut. Wenn ich wollte, konnte ich nämlich alles ganz gut. Zwar gab es jede Ostern einen hartnäckigen Kampf um meine Versetzung. Ich erklärte dann jedesmal wieder:

„Herr Studienrat! Wenn Sie mir eine Vier geben, um mich hängenbleiben zu lassen, werde ich mich beim Provinzialschulkollegium beschweren. Ich habe bei Ihnen keine schriftliche Arbeit mangelhaft geschrieben, und ich kann beweisen, daß Sie mich nur wegen meiner politischen Einstellung drücken. Meine Mitschüler können das bezeugen."

Diese Warnung hatte mehrere Male Erfolg, bis ein neuer Zwischenfall den Haß meines verehrten Stephan auf die äußerste Höhe trieb. Wir sollten uns nämlich eines Tages auf einem Gebiet begegnen, auf dem ich unzweifelhaft besser zu Hause war als er.

Inzwischen war nämlich das Reichsbanner als unser Gegner auf den Plan gerückt. Ich wußte wohl, daß Stephan der Führer der Reichsbannerabteilung unserer Stadt war. Aber ich war doch einigermaßen überrascht, als ich ihm eines Tages in Uniform begegnete.

Ich zog — es war abends nach einer Versammlung — an der Spitze meiner eigenen Leute, zu denen sich Kameraden vom Jungdo und Wehrwolf gesellt hatten, singend durch die Straßen, als uns ein Trupp uniformierter Reichsbannerleute in Marschkolonne entgegenkam. Und wer marschierte da an der Spitze?

Mein Vorgesetzter, mein lieber Lehrer Stephan! Sein rundes Bäuchlein spannte sich prall unter dem ungewohnten Koppel und wippte beim Marschtritt neckisch auf und nieder. Ich wußte, was kommen mußte. Also Mütze ins Gesicht! Kragen hoch! In das erste Glied eingereiht!

So ging es weiter, den Schwarzrotgoldenen entgegen. Schon war die Stänkerei hinüber und herüber im Gange.

„Ha, ihr Fridericuskosacken!"

„Ihr Mostrichengel!"

Das genügte, und die Prügelei war entbrannt. Mit solchen Möglichkeiten schien Stephan wohl nicht gerechnet zu haben. Er versuchte, aus dem allgemeinen Gedränge zu entkommen. Aber ich dachte: Mitgegangen, mitgehangen! Meine Kameraden ließen unseren Mann nicht aus. Er wurde recht wacker vermöbelt.

Obwohl ich am folgenden Morgen die Klasse genügend auf den Anblick vorbereitet hatte, konnte sie nur mit Mühe die Haltung bewahren, als Stephan zur Französischstunde das Klassenzimmer betrat. Seine Nase hatte Überlebensgröße und strahlte in allen Farben des Pelikantuschkastens, der wahre Regenbogen.

„Lohmann, wo waren Sie gestern abend?"

So lautete die erste Frage. Er schien also doch etwas gemerkt zu haben, war seiner Sache aber wohl nicht ganz sicher. Auf den Fall war ich vorbereitet.

„Ich habe bei meinem Freund Wöste Französisch gearbeitet."

„Stimmt das, Wöste?"

„Aber sicher, Herr Studienrat."

Das Alibi war also vollständig. Da war nichts zu machen.

„Na, dann müssen Sie ja etwas können, lieber Lohmann. Übersetzen Sie bitte!"

Es wurde die übliche erfolgreiche Jagd für den edlen Jäger. Aber diesmal war ich es, der grinste.

Doch die Gelegenheit zur Rache sollte sich nur allzubald bieten. Wir schrieben Ostern 1925. Die Versetzung stand vor der Tür.

„Lohmann, von mir bekommen Sie natürlich für Französisch mangelhaft. Das steht fest."

„Schweinerei", murmelte ich halblaut. Ich sollte also sitzenbleiben? Die Zensurenkonferenz war schon für die

nächste Stunde angesetzt. Mit einer Drei im Turnen — dabei war ich einer der besten Turner der Klasse — und einer Vier in Französisch, wo ich durchaus ein Genügend beanspruchen konnte, war mein Schicksal besiegelt.

Die nächste Pause fand mich beim Direktor.

„Herr Professor! Ich melde mich hiermit von einer Schule ab, in der die politischen Anschauungen der Schüler und nicht ihre Leistungen zensiert werden."

Nachdem ich meine Angelegenheit auseinandergesetzt hatte, wartete ich nicht erst auf eine Antwort, sondern verließ sofort diese heiligen Hallen. Meine Sachen hatte ich schon unter dem Arm.

Das wurde ein ungewohnter freier Vormittag. Ich drückte mich zu Hause herum, damit niemand etwas merkte, und grübelte nach einer passenden Erklärung für meinen Vater.

Schließlich war es ja doch ein Stück meiner Zukunft, das auf dem Spiel stand.

Da! Ein Telephonanruf!

Ein Mitschüler bestellte mir, ich möchte sofort zu Stephan kommen.

Alles, nur das nicht!

„Er kann mich sonstwas —", sagte ich nur und hängte ab.

Aber am Nachmittag lief mir der Unvermeidliche selbst in den Weg, triefend von süßlicher Milde.

„Sie sind doch ein rechter Brausekopf, mein lieber Lohmann! Immer wollen Sie mit dem Kopf durch die Wand! Aber machen Sie sich nur keine Sorgen. Es ist schon alles in Ordnung."

Am nächsten Tag waren die Zensuren tatsächlich geändert.

Französisch genügend, Turnen sehr gut; Lohmann wird nach Unterprima versetzt.

Lohmann war über diesen Erfolg seiner Kopf-durch-die-Wand-Politik nicht unzufrieden. Jetzt brauchte er sich nicht länger um eine häusliche Erklärung den Kopf zerbrechen.

Allerdings mußte ich in den folgenden zwei Jahren noch manches liebe Mal den Spott meiner Lehrer stumm in mich hineinfressen. Und wenn da mal ein netter Kerl war, den ich so wie er mich leiden konnte, dann gab es totsicher ein Mißverständnis, über das wir stolperten. Das waren die Sorgen, die diese Herren in dieser wahrhaft sorgenvollen Zeit damals hatten!

„Lohmann, ümmer noch nichts", war die ständige Anrede, mit der Magister Uernst mich regelmäßig beglückte, ein großer, hagerer Gelehrtentypus, unzertrennlich von seinem Regenschirm, der einen aus seinem ewig schief geneigten Rabengesicht von oben herab ansah. Eines Tages aber schloß sich an die gewohnte Formel noch eine unerwartete Fortsetzung an.

„Lohmann? Sie haben mir gar nichts zu sagen?"

Ich dachte nach. Gewiß, ich war meinem stillen Freund am Tag vorher auf der Straße begegnet, ohne ihn zu grüßen. Wie das manchmal so kommt! Eine Ungeschicklichkeit, hervorgerufen durch den abgewandten, weltverlorenen Blick dieses zerstreuten Professors! Ich bedauerte sie aufrichtig, wollte aber mein Versehen nicht zugeben. Ich zögerte also. Den guten alten Herrn merken lassen, daß ich ihn doch bemerkt hatte? Auf keinen Fall.

„Überlegen Sie sich's bis morgen, mein Freund!"

„Ach ja, ich weiß schon, Herr Studienrat. Ich habe — geraucht."

Zufällig hatte ich nicht geraucht. Ich wollte nur irgend etwas vorgeben.

„Also geraucht haben Sie auch noch? Das ist doch die Höhe! Geht uniformiert durch die Straßen, ignoriert seine Lehrer und — raucht."

Resultat: eine Konferenz beschäftigte sich mit beiden Schwerverbrechen. Der Schüler Lohmann erhält einen Verweis.

Heute kann ich nur mit einem Lächeln an jene Tage zurückdenken. Kinder, Kinder! Eure Sorgen! Wenn wir die gehabt hätten!

Ich habe mit voller Absicht mich darauf beschränkt, diese Zustände eines preußischen Realgymnasiums so zu schildern, wie sie waren. Anderen Leuten mag es vorbehalten bleiben, sie auszudeuten nach allen Regeln der Kunst. Wenn ihr Ergebnis anders lautet als „Das war einmal, das kommt nicht wieder!", dann ist es falsch. Das sage ich im Namen aller Kameraden, die wie ich in den Jahren des schwersten Kampfes um Deutschlands Freiheit die drückende Enge dieser gott- und weltvergessenen Schulmauern mitempfunden haben. Für diese grauen Mauern haben wir unseren Kampf nicht gekämpft. Sie müssen, müssen fallen.

Ich habe später noch so manches lernen müssen. Aber wenn es darauf ankam, dann habe ich es auch gelernt, ganz gleich, ob es sich nun darum handelte, mit Pommern oder Polen oder Italienern zu sprechen. Und ich biete mich an, das kümmerliche bißchen Französisch, mit dem man uns damals durch zehn lange Jahre quälte, wenn es sein soll, in zehn Wochen zu lernen.

Im Februar 1927 war der lange ersehnte Tag endlich da. Ich war frei.

Mein Lebensweg lag ziemlich einfach vor mir. Da mein älterer Bruder den Betrieb meines Vaters übernehmen sollte, von dem wir immer noch hofften, daß er sich eines Tages von seinem Tiefstand erholen würde, stand es fest, daß ich einen der sogenannten akademischen Berufe ergreifen würde. Da mir alles Stillsitzen, Stubenhocken von Natur zuwider war, ebenso wie die Aussicht auf einen Dienst für den Staat, den ich bis aufs Messer bekämpfte, entschloß ich mich, Arzt zu werden.

Zunächst aber wollte ich die Freiheit, ungehemmt durch alle Rücksichten, für meine Ideen eines neuen, nationalen Staates eintreten zu dürfen, in vollem Umfang genießen. Schon lange war, wenn ich einen unserer Redner wie Goebbels, Erich Koch und andere über die nationalsozialistische Bewegung sprechen gehört hatte, als letztes Wunschbild meiner Seele der Gedanke in mir aufgetaucht:

Junge, Junge, wenn du doch auch mal da oben stehen und dich in dieser Weise für deinen Führer einsetzen könntest!

Ich ahnte noch nicht, wie sehr und gründlich dieser Traum sich später bewahrheiten sollte. Vorläufig sahen die mir Wohlgesinnten unter den Lehrern mich mit einem sehr, sehr bedenklichen Kopfschütteln in das Leben hinausziehen.

Der würdige Magister Sonneborn sprach es offen aus, als er mir zum Abschied die Hand drückte. Sein letztes Wort lautete in der ihm eigentümlichen Sprache:

„Mönschlein, Mönschlein, du gehst einen schwören Gang!"

Aber daß dieser Gang ewigen Kampf, Verfolgung, Blut, Flucht, Not und Tod heißen würde, das würde dieser mein Prophet damals wohl schwerlich geglaubt haben.

Heute denke ich: Welch ein Glück, daß man nicht weiß, was vor einem liegt.

Und damals?

Unbekümmert tat ich meinen ersten Schritt ins Leben.

Der Schritt ins Leben

Mein erstes Semester!

Daß für mich nur eine von den sogenannten „billigen“ Universitäten in Frage kam, das war mir von Anfang an selbstverständlich; aber es gab deren mehrere. Welche sollte ich wählen?

Ein älterer Schulkamerad, der schon einige Semester hinter sich hatte, riet mir, seinem Beispiel zu folgen und nach Greifswald zu gehen.

„Du wirst über diese wunderbare alte Stadt staunen! Diese Landschaft! Die Dünen! Das Meer! Schließlich das Studentenleben überhaupt, und dann natürlich die hübschen Mädels, nicht zu vergessen —.“

War es ein Wunder, daß ich in den ersten Stunden meiner Reise in unbestimmten, aber herrlichen Empfindungen schwelgte?

„Aussteigen! Greifswald! Sie müssen aussteigen, Herr Doktor!“

Träumte ich? War ich gemeint? Mit dem Doktor hatte es bei mir doch noch gute Weile.

Später erfuhr ich dann, daß dieser akademische Titel von dem in wirtschaftlicher Hinsicht auf die Studenten angewiesenen Teil der Bevölkerung der alten Studentenstadt recht freigebig im voraus verteilt wurde. So hatte auch das alte Mütterchen mit dem Riesenkorb, mit dem ich in dem Abteil vierter Klasse allein war, mir den frisch

gebackenen Studiker angesehen und mich fürsorglich — geweckt.

Jawohl, geweckt! Ich hatte nämlich die Einfahrt in die Stadt meiner Träume glatt verschlafen. Mit einiger Beschämung fuhr ich aus meiner Abteilecke hoch.

Jene idyllische Gesamtansicht der Stadt aus der Ferne über die weiten grünen Wiesen hinweg, wie sie Kaspar David Friedrich vor mehr als einem Jahrhundert für immer in seinem Gemälde festgehalten hat, konnte ich nun nicht mehr im Geist mit der Wirklichkeit vergleichen, wie ich mir vorgenommen hatte. Na, schön! Ich war kein Kunsthistoriker.

Meine Reisegefährtin hatte ganz richtig in mir den ahnungslosen Neuling erkannt, der zum erstenmal hierher kam.

„Wenn Sie ein Zimmer brauchen sollten, junger Herr —." Sicherlich hatte die bescheidene Frau aus dem Volk mir eine Bude anbieten wollen, glücklich über die Gelegenheit; aber dann schien sie in einem eigentümlichen Stolz wie vor sich selbst zu erschrecken und besann sich anders. „— ja, dann gehen Sie nur zum Aushang der Greifswalder Zeitung, da finden Sie schon etwas Rechtes!"

Eine warme Welle schoß mir zum Herzen. Diese Zurückhaltung rührte mich. Aber auch ohne das hätte ich, unbefangen und frei weg, wie ich damals war, nach meinem eigenen Koffer auch den schweren Korb der Alten mit einem herzhaften Schwung auf den Bahnsteig befördert.

Uff!

Das Ding landete unmittelbar vor den Füßen eines gut gekleideten jungen Herrn, in dem ich sofort das ältere

Semester erkannte. Um so besser! Der kam mir gerade recht, um mir einige erwünschte Auskünfte zu geben.

„Verzeihung, Kommilitone —"

„Kommilitone? Verzeihung! Ah!"

Damit schwang mein zukünftiger Standesgenosse kunstvoll seinen Handstock, drehte sich um und ging bis an das andere Ende des Bahnsteigs. Ein entsprechender Blick, kalt wie eine Eisdusche und von einem spöttischen Zucken um den Mund begleitet, klärte mich darüber auf, daß ich meinen ersten Verstoß gegen die ungeschriebenen jahrhundertealten Sittengesetze der ehrwürdigen Musenstadt begangen hatte.

Glücklicherweise hatte die revolutionäre Partei, der ich nun schon seit mehr als vier Jahren angehört hatte, mich gelehrt, die bestehenden Dinge nicht kritiklos hinzunehmen. Und wenn ich etwas vor meinem Gewissen, meiner Partei und meinem Führer verantworten konnte, dann blieb ich dabei.

Das muß anders werden! Dieser unausgesprochene Gedanke lebte in jenen Jahren unaufhörlich in mir. Kein Tag, an dem ich ihn nicht mindestens einmal gehabt hätte!

Ich hatte erwartet, Kameraden zu finden! Und nun benahm dieser Affe sich so! Am meisten tat mir dabei die kleine Alte leid. Traurig genug, daß sie sich so abschleppen mußte! Und da sollte es unanständig sein, ihr — wenn auch nur mit einer freundlichen Geste, mehr war es doch nicht! — zu helfen?

Das muß anders werden!

Und schon hatte ich mich wieder einmal auf meinem Gewohnheitsgedanken ertappt.

Ich gab jetzt meinen Koffer auf, um mir zunächst in Ruhe die Stadt anzusehen.

Wie ich — die übrigen Fahrgäste hatten sich inzwischen verlaufen — allein aus dem Bahnhof trat, fiel ein feiner Sprühregen nieder. Der Fahrer eines einsamen Taxi, der in einer offenen Lokustür vor der Nässe Zuflucht gesucht hatte, sprang eilfertig hervor und klickte vielsagend mit der Wagentür.

Ich dankte mit einem freundlichen Lächeln für diese Überschätzung meiner werten Persönlichkeit und meines Geldbeutels, blieb aber standhaft und ging vorüber.

Noch im Rücken fühlte ich den geringschätzigen Blick, mit dem ich plötzlich zu einem Menschen zweiter Klasse degradiert wurde.

Wenn man jung ist, ist man für solche Dinge besonders empfindlich. Ich, der ich mit diesen Schritten gewissermaßen in das Leben selber eintrat, war schon deshalb in einem Zustand außergewöhnlicher Aufnahmefähigkeit.

Idiot, dachte ich. Dieser Mann würde für sich selbst wahrscheinlich nie ein Taxi beanspruchen. Für was muß er sich selbst denn halten, wenn er mich verachtet, weil ich zu Fuß gehe? Fast wäre ich umgekehrt, um dieser Hausknechtsseele meine ehrliche Meinung zu sagen, wie es meine Art war. Ich beherrschte mich heute.

Ein „Und das muß auch anders werden!" konnte ich aber doch nicht unterdrücken.

Dabei bekam ich es endlich mit der Angst. So konnte es doch unmöglich weitergehen! Vielleicht war auch nur mein schiefhängender Magen an meiner schlechten Laune schuld! Also rin in die nächste Kneipe, von denen es hier in der Hauptstraße Greifswalds, am Ring, einige ganz vielversprechende gab.

Und jetzt war ich mitten drin in der Welt, von der mein Schulkamerad mir vorgeschwärmt hatte, in der meine Eltern, ganz besonders mein Vater, mich froh und glück-

lich glaubten. Von meinem Platz aus sah ich gerade auf zwei lange Tischreihen, vollbesetzt mit Studenten in Mützen und Bändern, zwischen denen ich außerdem einige wohlbeleibtere Figuren entdeckte, die von den jüngeren Leuten mit Alter Herr, von den Kellnern aber mit Herr Rat angeredet wurden.

Dabei war nicht zu unterscheiden, ob die Jungen von den Alten oder die Alten von den Jungen mit mehr Respekt behandelt wurden. Im ganzen genommen: ein merkwürdiger Betrieb!

Aber auch ich war nicht unbemerkt geblieben. Einer der Buntbemützten trat mit fabelhaft formvoller Verbeugung an meinen Tisch heran, sowie ich die Mahlzeit beendet hatte.

„Gestatten?"

Er nannte irgendeinen Namen und den eines Korps.

„Ich vermute, erstes Semester?"

Aha! Ich sollte gekeilt werden. Meine anfängliche Neugier hatte sich zu einer gelinden Heiterkeit entwickelt; doch war ich mir in diesem Augenblick noch nicht klar darüber, ob ich auf das Gespräch eingehen oder es ablehnen sollte. Erst der nächste Moment brachte die Entscheidung.

Aus der Tischrunde war plötzlich jemand aufgesprungen, das Gesicht wie eine gesteppte Sofadecke.

„Mein Herr! Sie —, Sie —, Sie haben mich fixiert!"

Das unglückliche Opfer, dem diese Behauptung galt, hatte nach meinem Eindruck genug damit zu tun gehabt, sein unwahrscheinlich kleines, bunt besticktes Käppi auf dem äußersten Abhang seines Hinterkopfes durch eine unentwegt steife Kopfhaltung vor dem Herabfallen zu bewahren.

„Ich Sie fixiert? Aber nein doch!"

„Wie? Sie strafen mich also auch noch Lügen? Um so schlimmer! Ihre Karte!“

Mit brutaler Ruhe wartete die Sofasteppdecke ab, wie der bedauernswerte Käppijongleur die Brieftasche zückte, immer dabei ängstlich bemüht, die ominöse Verzierung seines Hinterhauptbeines um jeden Preis in ihrer bedrohlich gefährdeten Lage zu erhalten.

Ich aber hatte genug gehört und gesehen. Raus, rief es in mir, bloß raus!

„Ober, zahlen!“

Ach, richtig! Da stand ja noch jemand, der wahrscheinlich glaubte, ich würde ihm dankbar sein, wenn er auch mich in diese merkwürdige Welt da drüben einführen könnte.

„Nein, nein“, erklärte ich ziemlich zusammenhanglos dem erstaunten Kommilitonen, „ich kann da nicht mitmachen!“

Und schon war ich draußen, auf der Straße. Jetzt wurde mir allmählich unheimlich. Eine Verheißung nach der andern hatte sich in nichts aufgelöst. In grenzenloser Enttäuschung und Verlassenheit stand ich da, als Deutscher fremd in — Deutschland.

Mein Vater hatte es gewünscht, daß ich mich während meiner Studienzeit um Politik möglichst wenig kümmern sollte. Er hatte mir kein diesbezügliches festes Versprechen abgenommen, weil er wohl glaubte, daß ich in der veränderten Umgebung, unter den neuen Verhältnissen nicht das Bedürfnis danach empfinden und noch weniger die Gelegenheit dazu haben würde. Ja, ich selbst hatte mich damit abgefunden. Ich wollte dann in den darauffolgenden Ferien in meiner heimatlichen Ortsgruppe um so lebhafter tätig sein.

Ich hatte eben nicht ahnen können, wie allumfassend

und bedingungslos die Bewegung war, der ich angehörte. Diese erste Stunde in einer fremden Stadt machte mir deutlich, in wie wenigen Menschen erst die Ideen lebendig waren, die ich seit mehr als vier Jahren mit ganzer Seele vertrat.

Der kleine Kreis Gleichgesinnter in meiner Heimatstadt hatte mir diese bittere Tatsache bisher naturnotwendig verhüllt. Mit Grausen fiel es mir ein, daß ich, wenn ich umgekehrt als Fremder dahin kommen würde, wohl ebenso enttäuscht wie heute hier in Greifswald sein würde. Vergeblich hielt ich Ausschau nach einem Menschen, der auf der Brust das mir teure Abzeichen trug. Umsonst las ich die lange Reihe der Schwarzen Bretter im Wandelgang des Universitätsgebäudes durch. Von einem NS-Studentenbund keine Spur!

Ich war in grenzenloser Verlassenheit. Da kam mir der Gedanke an den Führer. War er nicht viele Jahre hindurch so einsam gewesen, viel, viel einsamer noch? Und Dinge, die ich früher meinem Alter und meiner Lage nach nicht hatte ermessen können, sie gingen mir jetzt auf.

Die gigantische Größe dieses Unternehmens, sich für eine Gesinnung einzusetzen, für die es noch kaum einen Gesinnungsgenossen gab — wie konnte ich sie jetzt nachfühlen! Sofort stand meine eigene, kleine, im Vergleich damit so unendlich bescheidene Aufgabe vor mir. Wenn ich irgendwo keine Gesinnungsgenossen vorfand, dann war es meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, mir welche zu schaffen!

Nun, das war nicht nur ein frommer Vorsatz. Wenn's das gewesen wäre, hätte es nur allzu leicht dabei bleiben können. Es war auch einfach eine Lebensnotwendigkeit für mich. Der Mensch kann nicht allein sein, ich konnte es in meinem damaligen Zustand am allerwenigsten.

Ich hatte also meine Aufgabe. Von welcher Seite sollte ich darangehen?

Wie wäre es, den Nationalsozialistischen Studentenbund, der noch nicht da war, einfach zu gründen? Je mehr ich diesen Plan aber ins Praktische zu übersetzen anfing, desto mehr kam ich davon ab. Wenn es gut ging, würde zu der Vielzahl von Gruppen und Grüppchen noch eine Nummer mehr kommen. Das aber war meine Sache nicht.

In diesem verwickelten und verkrampften Gebilde, wie es das Universitätsleben war, würde ich Neuling mich kaum zurechtfinden können. Ich brauchte einfache Verhältnisse, die ich vom Anfang bis zum Ende übersah. Ich brauchte vor allem Menschen, die mir wertvoll genug schienen, um meine heiligsten Güter mit ihnen zu teilen, Menschen, die gesund und unverbildet waren, Menschen, die ich liebte. Wo aber fand ich die?

Voll Unrast wanderte ich durch die Straßen, immer weiter. Daß ich außerdem Wahrhaftigkeit und Ordnung in meine eigenen Lebensverhältnisse bringen mußte, war ein anderer Gedanke. Wenn ich jeden Tag so speisen wollte wie heute, dann würde ich in der letzten Hälfte eines jeden Monats überhaupt nichts zu essen haben. Ich rechnete und rechnete. Ich sah mir verschiedene Zimmer an und fand sie zu teuer. Wenn das nicht war, erdrückte mich die Enge, die hier herrschte.

So kam ich bis an das Ende der Stadt, und immer noch trieb es mich weiter. Mit der Motorfähre ließ ich mich über einen breiten Wasserarm setzen, den Ryk, streifte aufatmend über das offene Land. Hier wehte schon eine freiere Luft.

Ein kleines Dorf nahm mich auf. Niedrige, strohgedeckte Häuser. Dazwischen ausgespannte Fischernetze.

Hier endlich wachte ich aus meinen Grübeleien auf, sah mich um, und unwillkürlich blieb ich stehen.

Fischer kamen von ihren Booten herauf; Landarbeiter, zu Fuß oder auf Fahrrädern, von der Feldarbeit. Es war Feierabend. Man grüßte mich, aber mit Zurückhaltung und Stolz.

Ich fühlte wohl, daß ich hier auffiel. Man betrachtete mich mit einem gewissen Mißtrauen. Die rauhe Sprache des Alten, der sein Netz unbeirrt weiter flickte, während ich mich mit einigen belanglosen Worten an ihn wandte, konnte ich kaum verstehen. Dennoch zog es mich mächtig zu diesen Leuten hin.

Wenn ich hier bleiben könnte! Hier war einfaches, aber echtes, gesundes, großes Leben. Hier war das „Volk" im eigentlichen, besten Sinn, das gewonnen werden mußte, wenn wir jemals siegen sollten. Vorsichtig fragte ich nach der politischen Einstellung der Dorfbewohner. Die Antwort war kurz und für mich ziemlich bitter.

„Wir sind rot."

„Alle?"

„Alle! Die einen sind Sozi, einige auch wohl Kommunisten. Aber rot sind wir alle."

„Warum seid ihr denn Sozi?"

„Warum? Das will ich Dir sagen, mein Junge. Sieh mal, da ist der Gutsherr und da sind ein paar Leuteschinder, die sich Verwalter nennen. Die sind rechts. Das ist doch klar, daß wir nicht dasselbe sein können. Na! Und deshalb sind wir rot. Soo rrr—oo—t!"

Da hatte ich es. Das stand felsenfest. Trotzdem blieb ich. Es war Abend geworden, und ich war müde. Es war nicht üblich, daß Greifswalder Studenten hier Wohnung nahmen. Aber was hinderte mich denn daran, es doch zu tun?

Die Sprache, die ich kaum verstand, noch viel weniger sprechen konnte? Nun, das mußte gelernt werden. Der Kettenhund vor der Haustür, der mich Fremden wütend ankläffte? Er würde sich an mich gewöhnen müssen. Das eiserne Mißtrauen gegen mich? Ich würde es sprengen.

Mein geplanter Studentenbund kam mir jetzt wie eine rechte Schnapsidee vor. Studenten kamen und gingen, wechselten von Semester zu Semester. Dieses Dorf stand seit Jahrhunderten, wahrscheinlich seit einem Jahrtausend, vielleicht sogar noch viel länger.

Seine Bewohner waren hier geboren. Sie würden hier sterben. S i e würden mir gewiß nicht davonlaufen. Wenn i ch nicht davonlief!

So kam ich in das damals rote Dorf Wieck. So kam ich zu „Ohming", die mir schon bald mehr Mutter als Hauswirtin war, deren mütterliche Urnatur alle die Hemmungen und Trennungen zwischen Stand und Klasse am ehesten überwand.

Mit den Männern zu einem natürlichen Verhältnis zu kommen, war schwerer. Ich sprach nur noch Plattdeutsch, um es möglichst schnell beherrschen zu lernen. Ich ging nicht nur in die Dorfkneipe, um mitzutrinken, mitzuspielen und — vorläufig — mitzuschweigen; ich fuhr auch mit auf den Fischfang hinaus und setzte meine ersten medizinischen Kenntnisse sogleich in die Weisheit eines Leutedoktors um, zum Glück mit einigem Erfolg. Erst danach konnte ich daran denken, an den alten Vorstellungen zu rütteln. Als es soweit war, näherte mein erstes Semester sich allerdings bedenklich seinem Ende.

Ein Außenseiter, wird mancher denken. Wahrhaftig, ich war ganz im Gegenteil zu allem andern gemacht, um den Sonderling zu spielen. Aber wir Nazi waren damals

eben alle „Außenseiter". Wir Nazi-Studenten ganz besonders!

Es war in jenen Tagen schwer, das Hauptquartier der Greifswalder Nationalsozialisten zu finden. Ich hatte es natürlich doch entdeckt. Es befand sich in einem kleinen Laden der Langfuhrgasse in der Nähe der Anatomie. Sellerie und Erde, Kolonialwaren, eine große Ladenglocke, korbbewaffnete Dienstmädchen und Hausmütterchen — das waren die Elemente, die die Atmosphäre in Papa Grünewalds kleinem Laden bestimmten.

Eine kleine, dem Uneingeweihten kaum sichtbare Tür im Hintergrund führte zu unserem Parteilokal, in dem wir Parteigenossen von damals, so klein es auch war, doch alle Platz finden konnten. Student oder Arbeiter, das war hier gleich.

Mein Braunhemd, das ich ahnungsvoll im letzten Augenblick der Abreise doch noch zu unterst in den Koffer verstaut hatte, kam wider Erwarten zu Ehren, als es auch hier hieß, Propagandablätter zu verteilen.

Wo nur damit zu rechnen war, daß ein paar Leute zusammenströmten, bauten wir uns auf. Was von dem kostbaren Material übrig blieb, wurde sorgsam wieder da versteckt, wo wir es hergeholt hatten, in der väterlichen Schuhmacherwerkstatt bei dem Kameraden Saß in der Mühlenstraße, wo auch „verbotene" Flugblätter in den riesenlangen Röhrenschäften nagelneuer Fischerstiefel ein ungestörtes Dasein führen konnten.

So sah unser „Studentenleben" aus. Propagandasorgen! Geldsorgen!

Versammlungssorgen kamen dazu, als wir uns durch „Werbeabende" eine kleine Einnahme zu verschaffen suchten. Handschriftliche Plakate riefen dazu auf.

Der Erfolg war dann meistens der, daß wir durch Umlage auch noch die Saalmiete berappen mußten, und Lotti, Papa Grünewalds Tochter, hatte alle Energie aufzubringen, um ihrem Kassiereramt nachzukommen. Wo nichts war, da konnte zwar nicht der Teufel, wohl aber sie noch immer etwas holen.

Studentenleben! Nazistudentenleben!

An dem üblichen akademischen Leben lebten wir auf diese Weise natürlich glatt vorbei.

Der NS-Studentenbund war nun zwar doch gekommen.

Wir versäumten es nicht, wie alle andern Bünde, die Spitzen der Behörden auch zu unserem Abend einzuladen, wenn die Zeit kam, daß die Korporationen ihre Stiftungsfeste feierten.

Aber zu uns kam niemand! Wir bekamen nicht einmal den im Fall des Nichterscheinens üblichen höflichen Brief mit den entsprechenden Glück- und Segenswünschen. Es war, als ob wir einfach nicht existierten.

Am allerwenigsten natürlich für die schön ausstaffierten und wohlriechenden jungen Dämchen, die die Veranstaltungen der übrigen Studentenvereinigungen verschönten!

„Diese Nazis können sich nicht benehmen!"

So die Mütter.

„Sie können sich nicht einmal anziehen!"

So die Töchter!

Wir waren in Acht und Bann getan.

Wenn wir bemerkt wurden, dann geschah es in einem Artikel der Stadtzeitung, der uns, unser Benehmen und unsere Ausdrucksweise scharf rügte. Wir hatten vom „Saustall" gesprochen. Furchtbar. Nein, diese Worte! Die Tatsachen aber, die uns zu solchen Kraftausdrücken berechtigten, fand niemand „furchtbar".

Aber auch unter den Studenten selbst stießen wir mit unseren Ideen auf hartnäckiges Unverständnis, und selbst bei einigermaßen wohlwollender Stellungnahme auf unerwartete Hindernisse.

Da hatten wir einen Korporationsstudenten, der es endlich zum Pg. gebracht hatte. Ich traf ihn in der Anatomie; ich war im Braunhemd, er in Couleur.

„Hör mal, Fritze! Ich hab' was für dich! Du mußt jetzt sofort zu unserem Schuhmacher Saß und unsere Flugblätter abholen. Es wird höchste Zeit! Die Kommune ist bereits am Verteilen."

„Ja, aber —"

„Nanu? Was für ein Aber gibt's da?"

„Du weißt schon. Wenn ich in Couleur bin, darf ich doch keine Pakete tragen!"

„Was du nicht sagst! Na, dann mußt du wohl deine Couleur senken!"

„Wie denn? Was denn? Couleur senken? Ausgeschlossen!" Damit verabschiedete er sich, für immer.

Na schön, dachte ich, da kann man nichts machen.

Da war mein Arved Gernsdorff doch ein anderer Kerl. Arved Gernsdorff, Medizinstudent im ersten Semester, ein Balte aus Riga, klein, aber — oho! An seiner schimmernden Glatze waren die Bolschewisten schuld, deren persönliche Bekanntschaft er während ihrer Schreckensherrschaft gemacht hatte. Er hatte damals Dinge mit angesehen, daß man sich noch jetzt, nach so viel Jahren, vor Ekel schütteln konnte. Dafür war er aber auch unser bester Propagandist, wenn es von Tür zu Tür ging, von Haus zu Haus.

Unsere einzige Erholung war ein gelegentliches gemütliches Zusammensein im Hinterzimmer bei Papa Grünewald. Wenn er schon an seinem Laden nicht viel verdiente,

weil das rote Viertel ringsum, ihm, dem bekannten Nationalsozialisten, den Boykott erklärt hatte; an unserem Abendumsatz waren erst recht keine großen Gewinne zu machen.

„Zwei Zigaretten, Lotti!"

Im Handumdrehen war es zwei Uhr geworden. Schnell gingen die Tage, schnell die Wochen. Ehe ich daran dachte, war das erste Semester zu Ende, der „erste Schritt ins Leben", wie eine Bekannte meiner Mutter sich feierlich auszudrücken pflegte.

Ja, es war wirklich ein Schritt ins „Leben" gewesen. Die sogenannten „besseren Leute", deren Umgang diese Dame mir so dringend wünschte, hatte ich nun ja leider nicht kennengelernt, vielleicht aber die — besseren Menschen.

Ein verdammter Faschist

„Woll wieder so'n neuer Schnüffler!"

Diesen Zuruf schnappte ich auf. Andere gingen im Lärm des großen Maschinensaals unter, aber ich wußte, daß auch sie nicht freundlicher waren.

Dem Werkmeister, der mich von Maschine zu Maschine führte, schienen die feindlichen Blicke, die uns verfolgten, selbstverständlich zu sein. Mich selbst trafen sie tief.

Wie ich so in „feiner Schale" hier bequem zwischen den arbeitenden Männern und Frauen in ihren ölverschmierten blauen Kitteln umherspazierte, kam ich mir nicht ganz ohne Schuld vor. Aber diesen bitteren Haß, meinte ich, hatte ich doch nicht verdient!

Meine Heimatstadt ist nicht so groß, daß man nicht unter einigen hundert Menschen ein Gesicht treffen müßte, das einem von der Straße her bekannt ist. So hörte ich bald den folgenden Wortwechsel:

„Den Jungen kenn ick. Der studiert, gloobe ick, oder so wat —"

„Na, denn kann ihm dat ja nischt schaden, wenn der sich mal ankuckt, wie wa Proleten schuften müssen —"

„Ankucken, ankucken! Von't Ankucken ha'm wa nischt von!"

Schon war ich wieder draußen, stand mit gemischten Gefühlen vor dieser Fabrik mittlerer Größe, von der ich bis vor einer halben Stunde nichts als die blind berußten Fensterscheiben gekannt hatte.

Es war eigentlich Unsinn, daß der Meister mich so für nichts und wieder nichts hindurchgeführt hatte. Oder hatte er mich abschrecken wollen? Nein, damit hatte er gewiß kein Glück. Wenn ich mein Studium überhaupt fortsetzen wollte, dann mußte ich in diesen Semesterferien Geld verdienen, und sollte ich es aus der Hölle selber holen. Das Geschäft meines Vaters war nämlich so gut wie tot.

Am nächsten Tag stand ich also wieder im Maschinensaal, jetzt aber nicht mehr in feiner Schale, sondern mit blauer Mütze und Bluse, Holzpantinen an den Füßen. Die Stanzmaschinen tobten und tosten ohne Aufenthalt weiter. Durch das Gewirr von surrenden Treibriemen, Schwungrädern und blitzenden Maschinenteilen trafen mich neugierig forschende, durchbohrende Blicke. Unsicher und verlegen drückte ich mich an den Werkschreiberkäfig.

Dann aber hatte ich keine Zeit mehr, auf meine Umwelt zu achten, denn Meister und Vorarbeiter führten mich zu einer Maschine, zeigten mir die wenigen Handgriffe, das Material und die notwendigen Vorsichtsmaßregeln.

„Siehste! Erst so! Dann so! Dann noch emal so! Dann wieder dasselbe von vorne!"

Trotzdem versaute ich natürlich die ersten Stücke. Allmählich aber ging es schon besser, und wie ich mich mit verstecktem Triumph nach den beiden Alten hinter mir umsehen wollte, die meine Arbeit noch einige Minuten überwachten, da — fand ich mich plötzlich allein.

Gleichmäßig, ganz gleichmäßig sind jetzt schon meine Bewegungen, schwingen im Takt der Maschine, von der ich nun ein Teil bin. Es schafft tüchtig, aber das muß es auch. Akkordarbeit!

Akkord! Akkord! Immer schneller! Immer mehr!

Auf der Platte der Maschine wird mit Kreide die Stückzahl ausgerechnet. Dazu finde ich jetzt schon die Zeit, dann und wann sogar zu einem Blick in den Saal, durch die mir so fremde Umgebung.

Hier und da — ich täusche mich nicht — lachen mir ein paar Frauenaugen zu. Ist es mütterliches, ermutigendes Mitgefühl mit dem „Neuen"? Oder ist es vielleicht nur, weil ich „wat Besseret" bin? In diesem Falle verzichte ich dankend.

Was Besseres? Du lieber Himmel!

Als was für lächerliche, drohnenhafte Figuren würden sich bei genauerem Hinsehen doch die sogenannten „besseren Herren" aus dem Anzeigenteil mancher Zeitungen entpuppen! Aber die Vorurteile, schoß es mir durch den Kopf, sind entschieden auf beiden Seiten. Während die „Gebildeten" sich für diese Schweiß- und Schmierarbeit für zu gut halten, kommt der Prolet zu der falschen Einbildung, daß nur er und niemand anders zu dieser Arbeit imstande ist. Das verleiht ihm natürlich ein Bewußtsein unüberwindlicher Macht. Zu sehen, daß so ein Bourgeoissöhnchen die Arbeit auch machen kann, erzeugt deshalb bei jedem Marxisten Haß und Wut.

„Wühler", schrie mir einer zu, als er mit seinem Schiebeblock an mir vorbeirumpelte, „verfluchter Wühler"!

Es stand zwar in den Parteiprogrammen von damals nirgends geschrieben, aber ich fühlte es bald heraus, daß diese Arbeiter einen gewissen natürlichen Stolz über ihre Arbeit empfanden. Tatsächlich machte unser Maschinensaal, wenn alles in voller Bewegung war, einen großartigen Eindruck.

Das bebte und schütterte!

Laute Hammerschläge!

Von den Schraubstöcken drüben an der Fensterwand wildes, ohrenzerreißendes Feilengekreische!

Herausfordernd schreien dazwischen die Hupen der kleinen Elektromobile, die mit neuen Werkstücken beladen durch die Gänge flitzen.

Das Eisen klirrt und klingt. Rollender Donner ist es, wenn sich die langen Blechstücke unter der Schere winden.

Aber derartige Empfindungen sind nichts für die Dauer! Man gewöhnt sich!

Ich muß noch einmal schmunzeln. Ist mir doch, als ob meine Maschine immer wieder ernsthaft mit dem Kopf nickt und dazu spricht, Griechisch sogar.

„Kerdaino! Kerdaino!"

Immer wieder dieser Dreitakt!

„Ich verdiene! Ich gewinne! Ich erwerbe!"

Aber schließlich vergehen einem auch die letzten Gedanken.

Verbissen hocke ich auf dem kleinen schmierigen Schemel, ab und zu mit einem hastigen Blick nach dem Stückzähler, auf die Uhr. Wenn ich auf vollen Akkord kommen will, muß ich in einer Stunde achthundert Siebbleche gelocht haben. Achthundert!

Jemand sieht mir über die Schulter.

„Du! Was schreibst 'n?"

„Weiß nich."

Ich sehe nicht auf. Keine Zeit! Keine Veranlassung!

„Dussel! Mußt doch wissen!"

„Geht dich 'n nassen Staub was an! Mußt auch nich alles wissen woll'n!"

Brummend zieht der Mann ab. Ich habe mich nur so benommen, wie alle andern hier es auch tun. Man sagt sich seinen Verdienst nicht. Währenddes hat die Nachbarmaschine stillgestanden, weil die Verschraubungen am

Schwungrad nachgezogen werden mußten. Ihr Arbeiter, der das Gespräch mit angehört hat, kommt näher.

„He du, Neuer? Du scheinst schon uff'n Kien zu sein, wat?"

Ich tat gleichgültig weiter meine Arbeit, bei der er mir zusah.

„Man nich so doll, Junge! Sonst versaufst de dir und uns den Preis."

„Hab man keene Angst nich!"

„Wat du man schon for Händeken hast! Da will ick doch wetten, dat du keen jelernta Arbeeter bist? Wat bist'n du eijentlich?"

Ohne aufzublicken, gab ich kurz Antwort.

„Student? Du hast ja aber keene so'ne Schmissen ins Gesicht? Bist'e nicht in 'ne Vabindung?"

Er schien enttäuscht. Wie der Arbeiter in seiner Gewerkschaft, mußte doch auch der Student in irgendeinem Verband sein. Nun, dachte ich, dem Manne kann geholfen werden.

„Aber im nationalsozialistischen Studentenbund bin ich. Also so ein gottverdammter Faschist. Was sagst'e nu?"

Ein langer Blick musterte mich von oben bis unten. Der gute Eindruck war offenbar rettungslos zerstört.

„Idiot!" Mit diesem Schmeichelwort packte er seine schon fertigen Siebbleche zusammen, um sie zur Kontrolle zu bringen. Nach den ersten Schritten wandte er sich aber doch noch einmal um.

„Der da drüben an der Friktionspresse, der Erwin, das ist auch so'n Rindvieh! Is sonst 'n ganz netter Kerl, man bloß den ein'n Vogel hat er, wie du."

Damit ging der Alte. Aber — er kam wieder. Daß ich mich selbst einen verdammten Faschisten genannt und damit bewiesen hatte, daß d i e s e s Argument auf mich

wenig Eindruck machen würde, saß ihm wohl wie ein Stachel im Herzen.

„Aber 'n Prolet bist' e nu ja doch nich!" fing er zum zweitenmal an.

Ich widersprach lebhaft. Waren nicht meine Eltern und die meisten aller anderen Studenten auch Proleten? Inflationsproleten? Young-Proleten? Dawes-Proleten? Meinte er, daß ich zum Spaß hier an der Maschine stand in einer Zeit, die eigentlich neben der Erholung vor allem dem häuslichen Studium und der Wiederholung dienen sollte? Und es war doch noch die große Frage, auf wessen Tisch es besser aussah!

Nur langsam und schwer rangen sich im Gehirn meines Gegenübers die Gedanken los. Um so mehr steckte dahinter. Ich merkte, daß es ihm bitter ernst mit jedem Wort war, und beantwortete die Fragen entsprechend.

„Wenn de schon Medizin studierst, hätt'ste doch solang in'n Krankenhaus oder sowat gehn können. Von diese Arbeet hier kannst'e doch für dein'n Beruf nischt von lernen."

„Na, und ob! Oder meinst'e, das schad't mir was, wenn ich später mal weiß, wie meinen Kassenpatienten zumut ist?"

Immer mehr fühlte ich, wie im Gesicht des Mannes ein näheres Interesse und so etwas wie eine stille Freude aufglomm. Wandte er sich deshalb so rasch ab, um sie nicht zu verraten?

„Na, denn mach' man!"

Das war sein letztes Wort für heute.

Zwei Wochen später war der „Doktor" stillschweigend aufgenommen in die Schicksalsgemeinschaft, mußte mit seinen jetzt schwieligen Pfoten Verbände anlegen oder in

der Nachtschicht den Kollegen aus dem Werkbuch die Stücklöhne errechnen helfen.

Die Mitgliedschaft der feudalsten Verbindung hätte mich nicht so stolz machen können wie die Zugehörigkeit zu diesem Kreis von Menschen. Ganz gewiß war sie auch schwerer zu erlangen. Da der Arbeiter ein Tatsachenmensch ist, dem der Blick ins Auge mehr gilt als der ins Parteibuch, konnte diese Kameradschaft auch nicht mehr in die Brüche gehen, als ich es endlich wagen durfte, in den Frühstückspausen einen Illustrierten oder Völkischen Beobachter herumgehen zu lassen oder zu einem Sprechabend der NSDAP. einzuladen.

Wohl gab es ein mächtiges Hallo. Die Worte flogen hin und her. Erwin, der Mann von der Friktionspresse, sekundierte. Ich mußte mich verpflichten, auch „ihre" Zeitungen zu lesen. Na schön! Schließlich kam der eine oder der andere doch in unsere Versammlung, denn einen eigentlichen Bonzen hatten wir nicht unter uns.

Trotz dieser kleinen Erfolge sah ich mit einem schmerzlichen Bedauern den Tag kommen, an dem ich wieder ausscheiden mußte. Zu einer ernsthaften persönlichen Auseinandersetzung Mann gegen Mann war es noch nicht gekommen und konnte es vielleicht nicht kommen. Immer, wenn es nahe daran war, heulte die Dampfpfeife auf, rief uns an unsere Arbeitsplätze zurück, in die Sklaverei der Maschine.

Ohne alle Umstände, wie ich gekommen, ging ich auch wieder. Hier und da ein Kopfnicken. Ein Händedruck. Nicht mehr.

Mein alter Nachbar von der Stanzmaschine nebenan hatte mich nur angesehen wie am ersten Tag, prüfend, durchbohrend.

Ich konnte nicht mehr tun als ihm einen festen Blick zurückgeben.

Jetzt rief er mir doch noch etwas nach.

„Halt die Ohren steif, Doktorken!"

Ich wollte stehenbleiben, aber er winkte mir, weiterzugehen. Gewiß, ich hatte ihn verstanden. Ein leiser Zweifel lag in dem Zuruf, eine heimliche Hoffnung. Wirst du uns nicht schließlich doch vergessen? Wirst du uns nicht auch verraten?

Brüder, niemals, hätte ich sagen mögen, nie!

Und alle Augen folgten mir, während ich so an den Ausgang gelangte.

War es ein Zufall, daß der alte Prolet von der Nachbarmaschine gerade jetzt seinen Stapel fertiger Siebbleche zur Kontrollstelle schleppen mußte, nahe an mir vorbei?

Noch heute höre ich seine scheinbar so gleichgültigen, schnodderigen Worte, zu denen die andern zustimmend nickten. Sie gingen mir durch Mark und Bein.

„Na, mach's gut, Junge, mach's gut!"

Jawohl, ich wollte es schon „gut" machen.

Ich stand jetzt in der Tür. Stumm hob ich die Hand ...

Nazi-Student in Wien

Von der Ostsee an die Donau! Denn nicht nach Pommern zurück führte mich das nächste Semester, sondern nach Wien.

Das waren abenteuerlich abwechslungsreiche Tage damals: Gestern noch an der Maschine und abends stundenlange Mühe, die Handlinien von den tief eingefressenen Ölspuren zu säubern; heute im eleganten internationalen D-Zug Paris—Wien—Budapest und weiter bis Konstantinopel; und nun schließlich als fahrender Schüler von heute mit meinem kleinen Köfferchen einsam und verlassen in den weiten Straßen der alten Kaiserstadt Wien.

Ich muß gestehen, daß ich das Einlaufen des Zuges in die Stadt kaum bemerkt habe. Das Schicksal hatte auch hier wieder einen kleinen Krach für mich bereitgehalten. Stunden über Stunden hatte die mir gegenübersitzende ältere Dame mich mit Fragen und Einwänden geplagt, nachdem sie den „Völkischen" in meiner Hand gesehen hatte. Jetzt verlor ich beinah die Geduld.

„Hol ihn doch der Teufel, wenn uns schon der satte Spießer nicht mag", rief ich aus. „Das Proletariat aber, das nacheinander von Kapitalisten und Marxisten, von Liberalismus und Reaktion betrogen worden ist, das wird durch uns den Glauben an Volk und Rasse, an Sozialismus und Nation wiedergewinnen."

Da hielt der Zug! Ein wohlwollender Händedruck!

„Leben Sie wohl, junger Freund! Wenn Sie erst älter geworden sind, beurteilen Sie die ganze Politik anders. Seien Sie vorsichtig! Aber wovor warne ich Sie? Vorläufig sind Sie ja in Wien, und wenn man so jung ist wie Sie und dann in Wien —"

Verehrteste, Sie konnten nicht ahnen, welche Wut ich damals hatte.

Ein netter Empfang, nicht wahr? Na, das gab sich. Schließlich war ich nicht hierher gekommen, um mich zu ärgern.

Ach ja, Wien, das alte Wien, die Stadt des Walzers und des Heurigen, die Stadt fescher Maderln und des Frohsinns!

Zunächst wollte ich die Kaiserstadt sehen. Einen ganzen Tag lang wanderte ich also durch die Straßen, streifte durch Schlösser und Paläste; aber nichts davon war so, wie mein Vater es mir die letzten Tage hindurch in wehmütig freudiger Erinnerung an längst vergangene Zeiten vorgeschwärmt hatte.

Diese leeren Räume rührten mich nicht. Die kalte Pracht stieß mich ab. Sie war tot.

Und das andere Wien? Gewiß, es gab elegante Luxusautos, in deren Fond geschminkte und gepuderte oder rosig schimmernde Gesichter ein fröhliches Lächeln markierten. Doch kamen auf ein derartiges Pärchen mindestens hundert jener zerlumpten, abgerissenen und verbissenen Gestalten, die sich zu Tausenden obdachlos und halb verhungert auf den Straßen herumtrieben.

An mir und aller Welt zweifelnd, aufgewühlt und zerrissen, ging ich gegen Abend am Donaukai entlang. Glückliche Jugend, mochte meine Reisebegleiterin in diesem Augenblick wohl von mir denken.

Ja, Scheibe, entfuhr es mir unwillkürlich. Es ist ein

bitterer Moment im Leben eines jeden Menschen, wenn er begreift, daß Kindheit und Kindesglück für ihn auf immer dahin sind. Ich hatte ihn jetzt.

Vor mir in der Dämmerung spielten die Kinder. Ich war stehengeblieben und konnte mich nicht von diesem Anblick losreißen.

Wenn du doch auch noch einmal so froh und glücklich sein dürftest, dachte ich. Aber das wirst du nie, nie wieder!

Merkwürdige Gedanken für einen jungen Menschen in meinem Alter, gewiß!

Aber ich hatte sie nun einmal. Bisher war mir das Geheule der Mütter zu Schulanfang, bei der Konfirmation und bei jeder Hochzeit als lächerlich und komisch erschienen. Jetzt fing ich an, es zu begreifen, als die ahnungslosen Kleinen da um mich herumpurzelten. Sachte strich ich einem kleinen blonden Wuschelkopf über das Haar. Das Kind bemerkte es gar nicht.

Dafür legte sich aber eine andere Hand auf meine Schulter, und ich sah in ein Gesicht, das alles andere als Kindheit und Jugend ausdrückte.

Not und Tod, Hölle und Teufel!

Und dann diese Augen! Diese heisere Stimme!

„Du, Kamerad!"

Die Kinder waren wie weggeweht. Ich stand mit der unheimlichen Erscheinung allein.

„Gibst mir halt a Zigaretten, bitt schön? Woaßt, i hob den Tag noch nix 'gessen."

Ich kramte in meinen Taschen. Ja, da waren noch ein paar „Flirt", die billigste Sorte, die es in Österreich gibt.

Später hat mir der Unbekannte erzählt, was ihn dazu gebracht hat, gerade mir sein Vertrauen zu schenken. Einmal, wie ich dem Blondkopf mit der Hand übers Haar

gefahren war! Zum zweiten, daß ich meine letzten Zigaretten mit ihm teilte! Jawohl, umständlich teilte! Der eilige Spießer gibt eine oder keine, erklärte er mir, ein reicher Knopf gibt die ganze Schachtel hin. Wer aber teilt, nun ja, das ist eine ganz andere Sache — „mit dem laßt sich's halt reden, hoab i mir gleich denkt".

Die Zigaretten waren in Brand gesetzt.

„I bin erwerbslos. An Unterstützung bekomm' i a net."

Damit hätte es doch genug sein können, doch — ich weiß nicht, wie es kam — wir zwei wildfremden Menschen kamen nicht los voneinander.

Weiß der Himmel, für was die Leute uns auffallendes Paar halten mochten, als wir so donauaufwärts wanderten. Mir war's egal. Ich erzählte ihm meine Lebensgeschichte, er mir die seine. Sein Fall war kurz und in wenigen Worten zu sagen.

„Woaßt", fing er an, „wie ich achtzehn vom Krieg hoam koam, do kunnt i nix anders machen, i mußt' zur SPD. gehn. Vier Johr hoab i den Dreck drauß'n mitgemacht! I hoab dann auch jede Woch' mein Beitrag zohlt, bis vor drei Woch'n, do bin i 'ausg'steuert g'wesen. Do bin i gestern zu mein'm Genossen Tandler gang'n, der, was doch unser Parteivorstand is. I und mein' Famili hoab nix zu essen, hoab i ihm g'sagt."

Wie war es dann weiter gekommen? Natürlich so, wie es mußte! Der Herr Parteiführer hatte ihm ganze fünf Schilling geboten. Dazu die Bemerkung, sich nun nicht wieder sehen zu lassen, da die Partei kein Wohlfahrtsamt sei!

Aber das wollte mein Freund ja auch gar nicht. Der allgewaltige, berühmte Parteivorstand sollte ihm nur etwas sagen.

Wie lange das noch dauern würde? Und ob's dann

nicht endlich besser würde? Und was dann kommen sollte? Damit man doch wenigstens wüßte, wofür man hungert und bettelt!

Und es war abermals gegangen, wie es gehen mußte. Der Führer hatte dem Geführten nicht ins Gesicht sehen können.

„Ah, dieser dreckete Saujud!“ stöhnte mein Kamerad dann und wann auf, als längst die Nacht hereingebrochen war. Wir wanderten noch immer ziellos durch die Straßen Wiens.

Ich schwankte lange, lange mit einer bestimmten Frage. Es ist nicht so einfach, einem solchen Mann in solcher Lage, der einem so nahegekommen ist wie kaum ein Bruder, plötzlich ein neues Parteiprogramm anzubieten.

Eins von Papier durfte es schon gar nicht sein. Ich weiß genau, mit welcher bezeichnenden Geste mein nächtlicher Freund es hinter sich geschmissen hätte.

Immerhin! Wenn ich überzeugt war, daß der Führer uns eine Lehre gegeben hatte, voll von Blut, Leben und Feuer, dann durfte ich auch hier nicht länger zögern. Endlich — und es lag gewiß kein Hohn und keine Frechheit gegenüber dem Mann in seinem tiefsten Elend darin — endlich wagte ich es.

„Sag mal! Du? Zu uns Nationalsozialisten könntest du wohl nicht kommen?“

„I kann net, Kamerad! I kann net.“

Er hatte den Glauben an jeden Menschen und jede Idee für immer verloren. Im ersten Schimmer der Morgenfrühe wandte der seltsame Freund mir mit einem Ruck sein unvergeßliches Gesicht zu.

„So, jetzt is g'nug, Bub, jetzt mußt gehn. Schön' Dank auch!“

„Ich werd' dich besuchen! Ich werde —“

„Na, nix davon, sag' i dir —“

Aber er hatte mir seine Adresse schon vorher verraten. „Na, dann kumm halt“, meinte er langsam. „Aber, Kam'rad, net vor zwei Tag'! Das mußt' mir versprechen: net vor zwei Tag —“

Gut!

Ich hatte ohnehin allerhand Besorgungen und Laufereien vor mir, so daß ich die Verabredung fast aus dem Gedächtnis verlor. Als es aber endlich soweit war, hielt es mich plötzlich nicht länger. Ich suchte die Adresse auf, stürmte die elenden Treppen empor.

Ich hätte mich nicht eilen brauchen. Der Mann hatte schon einen Tag vorher Selbstmord begangen. Gas! Mit der ganzen Familie! Die kleine Wohnung stand leer. Alles war schon wieder, als sei gar nichts gewesen.

Wie betäubt irrte ich lange in den Straßen des ärmsten aller Armenviertel umher, als könnte ich meinem eben gewonnenen und schon wieder verlorenen Freund hier noch einmal begegnen!

Dabei lag mir immer eine Erinerung im Sinn, ich konnte sie nur nicht recht fassen. Endlich! Endlich sah ich sie deutlich vor mir, jene Seiten in „Mein Kampf“, in denen der Führer seine Wiener Lehr- und Leidensjahre beschreibt.

Dies waren vielleicht die gleichen Straßen! Hier lebten Menschen, mit denen er gelebt hatte, ohne daß sie es wußten! Hunger und Elend hatten hier damals geherrscht, und sie herrschten hier heute noch, nachdem eine ganze Generation von sogenannten Arbeiterführern sich mit dem ewigen Versprechen zur Abhilfe daran dick und groß gemästet hatte. Vielleicht war die Not heute schlim-

mer, vielleicht nicht! Mochte sie zu den uralten neue Ursachen haben! Genug, sie war da!

Von nun an war mein Platz hier. In diesem Viertel nahm ich meine Wohnung.

Meine ganze freie Zeit verbrachte ich in diesen Proletarierwohnungen.

Hier gewann ich meine Freunde.

Dabei muß ich gestehen, daß mir der Verzicht auf jenes andere, bürgerliche Wien, auf die Kaffeehäuser des Ring und die Oper durchaus nicht schwer fiel.

Die Sprache des einfachen Volkes, seine Ausdrucksweise, sein Denken und nicht zuletzt die Äußerungen seiner Seele sind von solcher Wucht und Kraft und eindringlichen Schärfe, daß das ausdruckslose, blasse Gefasel mancher bürgerlicher Kreise mit ihrer Halbbildung dagegen wie eine erbärmliche Karikatur wirkt.

Nein, das ernsthafte Wollen und Grübeln, dem allerdings leider oft genug ein ausreichendes Wissen und Tatsachenmaterial fehlte, die blitzenden Augen, geballten Fäuste, die ehrliche Anerkenntnis eines gelungenen Gegenbeweises und eine Riesenfreude über eine eigene Entdeckung — das alles fand ich hier. Das waren Nächte, in denen wir zusammenhockten in den engen, dunklen Stuben. Das waren Nächte!

Mein lieber Willi H..., deines Zeichens ein Schlosser, erinnerst du dich noch an jene Abende, an denen wir kein Ende finden konnten? Ich für mein Teil sehe sie noch deutlich vor mir, die kleine dumpfe Kellerwohnung, in der du mit deiner Mutter hausteſt!

„Bist ja ein so lieber Kerl, Heinz", hieß es manchmal, „aber zu uns kannst du niemals gehören. Und wenn du dich auf den Kopf stellst, ein ‚Bourgeois' bist du und mußt du bleiben. Zu tief steckt auch in euch Nazis, auch wenn

ihr es nicht wahr haben wollt, die Tradition der bürgerlichen Gesellschaft!"

Dann konnte ich wütend aufspringen.

„Das ist auch so eine von den Großlügen eurer Oberbonzen, Willi! Was aber alle die lächerlichen Vorurteile des Spießbürgers betrifft, die diese Lügen bei euch haben Glauben finden lassen, so haben wir damit nichts zu tun. Auch damit räumen wir auf, wenn's soweit ist!"

„Ja, lieber Heinz", hieß es dann schließlich, „wenn alle Nazis so wären wie du!"

Und der Willi kam endlich doch mit mir zur Gaugeschäftsstelle der NSDAP Wien, deren drei klägliche Räume sich damals noch in der Floriangasse 16 im Keller befanden.

Das waren Zeiten! Das waren Sorgen!

Unsere geringe Anzahl brachte es mit sich, daß wir kämpfenden Soldaten unwillkürlich in die besorgten Gedanken unseres kleinen Hauptquartiers Einblick bekamen, zum Beispiel, wenn wir mit unserem Pg. Blahut zu Kameraden gingen, um zur Verteilung bestimmte Flugblätter abzuholen. Ob solche Sorgen für den Mann in der Kampffront, der genügend eigene hat, gerade gut sind, das ist eine andere Frage. „Es ist zum Heulen", sagte Blahut mir manchmal. „Immer die Polizei im Nacken! Unsere Versammlungen immer wieder verboten! Kein Wunder, wenn wir mindestens ein Jahr hinter dem Reich zurück sind!"

Zum Glück wurde diese beinah unerträgliche Belastung der Nerven dadurch wettgemacht, daß wir überall in unseren Reihen Köpfe und Kerle hatten, die sich sehen lassen konnten.

„Wer ist 'n das?" fragte ich eines Abends auf einem

Aussprachеabend unseres NS.-Studentenbundes im Hotel ... meinen Nebenmann nach dem Namen des Sprechers.

„Kennst'e nicht Horst Wessel? Wirst 'n schon noch kennenlernen!"

Und wirklich, wir wurden bekannter, so bekannt sogar, daß ich ihm eines Tages Vorwürfe machte; das häufige Fehlen unseres feurigsten Sprechers in unserem Kreis wurde nur allzu deutlich bemerkt. Da kam ich aber schön an!

„Was denn? Dienst nennst du das, wenn ihr hier auf bequemen Stühlen im warmen Zimmer euch anquasselt und dazu euer Bier sauft?"

„Na, na! Du mußt doch einsehen, Wessel —"

„Nischt sehe ich ein, ihr Idioten! Raus müssen wir und dahin, wo der Arbeiter ist! Auf die Straße! Auf die Straße! Und du solltest mitkommen, Lohmann!"

Ich kam mit!

Versammlung im Ottakring!

Saalschutz: Horst Wessel mit seinem Trupp von zwanzig oder fünfundzwanzig SA.

Trotzdem ein Höllenlärm, als unsere Redner sich nur auf der Bühne sehen ließen. Der prominente Herr Fiala mit seinem Rotfrontkämpferbund hatte den Saal schon besetzt und erhob seine grinsende Fratze über seiner Leibgarde.

„Runter mit dem Faschistenhund! Hoch Proleten! Heil Moskau!"

Im roten Ottakring brauchte der Kommunistenführer diese Aufforderung nicht zweimal zu geben. Wir standen mit dreißig SA. gegen dreihundert RFB. Unter einem wüsten Hagel von Biergläsern, Aschbechern und ähnlichem waren wir in kurzer Zeit aus dem Saal hinaus-

geschlagen, zwei Schwerverletzte in unserer Mitte, die wir tragen mußten.

Und auch diese Straße schäumte!

Bespuckt, verhöhnt, verlacht, regnete es eine Sammlung von Schimpfwörtern, die dem durch Straßendirnen und Zuhälter vertretenen roten Untermenschentum von Ottakring durchaus angepaßt waren.

Bleich vor Wut und Schmerz, kommandierte Wessel:

„SA.! Angetreten! — Kameraden! Für heute wird das Schlachtfeld geräumt. Die Schlacht scheint verloren. Sie ist es aber nicht, denn wir kommen wieder, Herr Fiala! Wir kommen wieder! Heil Hitler!"

In unserer kleinen Front flogen die Arme in die Höhe. „Heil Hitler!"

„In Gruppen rechts schwenkt — marsch! Gerade — aus! Singen!" Horst Wessel an der Spitze. Von links und rechts flogen die Steine. Fest, hart, erbittert sangen wir:

„Nun pfeift's von allen Dächern:
Für heut' die Arbeit aus!
Es ruhen die Maschinen.
Wir gehen nun nach Haus.
Daheim herrscht Not und Elend.
Das ist der Arbeit Lohn.
Geduld, verrat'ne Brüder!
Schon wanket Judas Thron."

Die beiden Verletzten schleppten wir in unserer Mitte mit uns. Trotz allem, sie — strahlten!

Die Wut ist unbeschreiblich, die uns ergriff, als wir erfuhren, daß der Rektor der Universität die Rede bei unserer Gedenkfeier für die Toten des Münchener 9. November entgegen seiner ursprünglichen Zusage nun, einen Tag vorher, doch verboten hatte!

Alle Abende hatten wir exerziert und die alten Braunhemden auf neu gearbeitet. Jetzt wurde uns nur die Kranzniederlegung gestattet.

Das war ein auffallender Zug, der am 9. November um zehn Uhr morgens von der Floriangasse seinen Ausgang nahm. Wir waren nur fünfzehn, marschierten hintereinander, vor uns den Kranz mit der roten Hakenkreuzschleife, und sangen:

„In München sind viele gefallen.
In München waren viele dabei.
Da traf vor der Feldherrenhalle
Sechzehn Männer das tödliche Blei."

In stummer Disziplin ging es so bis in die Aula der Universität, vor das Denkmal des unbekannten Soldaten.

Hier waren schon Hunderte von Studenten versammelt, die an unserer Feier teilnehmen wollten.

Als unser Hogruf nur den Kranz niederlegte und in einem knappen Satz das Verbot mitteilte, flammte die Empörung überall um uns auf. Pfui-Rufe! Heilrufe! Juden raus!

Wir hätten in diesem Augenblick die Universität für uns haben können! Wir hätten tun können, was wir wollten. Die Studentenschaft stand auf unserer Seite. Immer mehr Teilnehmer kamen heran. Als nach den zwei Minuten stillen Gedenkens das Deutschlandlied aufbrauste, war es wie ein Orkan. Die Treppen und Flure waren dicht gedrängt voll. Die Luft war mit Zündstoff geladen.

Aber wir fünfzehn wollten das Andenken an unsere Helden nicht stören.

„Habt acht! Tretet weg!"

Wir gingen nach Hause.

Zum Dank für unsere Anständigkeit wurden wir als

einzige Korporation von der offiziellen Verfassungsfeier der Universität am 12. November ausgeschlossen!

Ja, nicht nur das! Wir, obwohl Studenten und damit akademische Bürger, durften die Universität an diesem Tage überhaupt nicht betreten, während mancher Jude eine höchstpersönliche Einladung erhielt!

Das war zuviel. Jetzt gab es keine Rücksicht.

Der Morgen der Feier war herangekommen. Auf der Treppe zum Hauptportal umringen wir einen dieser Ehrengäste! „Raus mit der Karte!"

Aus bebenden Händen nahmen wir unsere erste Einlaßkarte. Ihr früherer Besitzer, der sich mit seinem Wehgeschrei als waschechter Ostgalizier legitimierte, verschwand dahin, woher er gekommen war.

Die Gemeinheit unseres Ausschlusses hatte nicht nur uns, sondern die gesamte Studentenschaft zu hemmungsloser Wut entzündet. Man muß die Verhältnisse an der Wiener Universität eigentlich kennen, um sie verstehen zu können. Ein unauslöschlicher Haß, bedingt durch die ganz besondere Frechheit des jüdischen Auftretens in Wien, schläft hier ständig unter einer nur dünnen Decke.

Deshalb wurden uns bereitwilligst die Einlaßkarten überlassen, die ein Kamerad, der auf Grund unserer ersten Karte hineingelangt war, bei Freunden und Bekannten in der Aula für uns einsammelte. Mit dreißig, vierzig Mann waren wir in der Aula, als der Bundeskanzler und seine Minister endlich anlangten. Das wurde ein unerwarteter Empfang für sie.

„Landesverräter! Bonzen! Nieder mit Seipel!"

Danach kam alles wie von selbst. Das alte Feuer entbrannte und fegte durch alle Gänge des großen Gebäudes.

„Juden raus! Die Universität für uns!"

Wir hätten keine Hand rühren brauchen — die Leute, die unseren Ausschluß aus den Räumen der Universität veranlaßt hatten, wurden auch ohne unser Zutun hinausbefördert, denn alle Farben- und Waffenstudenten hatten ihre Couleur gesenkt, dafür aber die Stöcke erhoben. Nach einer Stunde war kein Jude mehr im ganzen Gebäude.

Im kleinen Festsaal trafen wir, zerkratzt, blutig und zerrissen, wie wir waren, auf einen alten eisgrauen Gelehrten, der auf dem Katheder in Tränen ausbrach.

„Ihr Jungen! Dies war der schönste Tag meines Lebens. Deutschland und auch Österreich werden einmal frei sein, frei —"

Im Triumph trugen wir den Mann in die Aula, die jetzt von Herrn Seipel und seinen Ministern fluchtartig verlassen wurde.

Auf dem letzten Treppenabsatz angekommen, rollte ein jüdischer Reporter des Wiener Journals dem Kanzler vor die Füße. Der Kerl hatte sich während der ganzen Zeit schreibend in einem versteckten Winkel aufgehalten, war aber zuletzt doch erwischt und seine Schreibklamotten losgeworden.

Entrüstet hielt der Kanzler seinen Schritt an, wollte sprechen, kam aber nicht dazu.

Deutschlandlied!

Die Universität war unser. Der Regierung blieb nichts übrig, als sie für eine ganze Woche zu schließen. — „Heil Hitler!" So wurde ich eines Tages in der wieder geöffneten Aula von einem Unbekannten angeredet. Ich mußte erst genauer hinsehen.

„Donnerwetter! Unser Leutnant Busch? Aus Barmen? Wie kommen Sie denn nach Wien?"

„Mit der Bahn", lautete die trockene Antwort.

Erst nachdem wir uns längere Zeit täglich getroffen hatten, erfuhr ich, was eigentlich mit ihm los war.

Unser Parteigenosse hatte in Bonn einen kleinen Zusammenstoß mit einem französischen Offizier gehabt, war deshalb zu mehreren Jahren Zwangsarbeit verurteilt und kurzerhand nach Wien getürmt, wo er weiterstudierte wie so viele von denen, die im Ruhrkampf dabei waren.

Ich ahnte nicht, daß ich eines Tages auf ähnliche Weise zum zweitenmal nach Wien kommen würde, selber ein Flüchtling vor einem Haftbefehl.

Doch davon später!

Fürs erste war meine Wiener Zeit zu Ende. Ich sehnte mich nach Hause. Da würde ich Ruhe haben, um mich energischer als in diesen stürmischen Tagen dem mir liebgewordenen Studium widmen zu können. Manches Versäumte war nachzuholen, aber ich würde es mit Leichtigkeit schaffen. Zu viel war ich abermals, wie schon früher in der Schule, mit Leuten zusammengekommen, die mit Bitterkeit den Mangel an Ausbildungsmöglichkeiten empfanden, um meine eigene glückliche Lage in dieser Beziehung und die daraus entspringende Verpflichtung nicht zu erkennen. Ich hungerte förmlich danach, in Ruhe ein gutes medizinisches Werk durcharbeiten zu können.

Und jetzt — gerade jetzt — kam wieder einmal alles anders!

Der unbekannte deutsche Arbeiter

Das war ein schwerer Schlag für mich, als ich diesmal von Wien nach Hause kam.

Was Eltern und Geschwister mir in ihren Briefen noch verschwiegen hatten — jetzt war es nicht länger mehr zu verbergen: das Geschäft meines Vaters war endgültig zusammengebrochen. Mit meinem Studium war's aus, für immer; denn nicht nur, daß jetzt Schmalhans zu Hause Küchenmeister war — vor unserer Tür stand das Gespenst des Hungers. So sah ich mich also abermals mitten hineingerissen in den gewaltig niederziehenden Mahlstrom der Zeit. Eine Nacht lang schluckte und grübelte ich.

Am andern Morgen früh hatte ich mit dem Vater eines früheren Klassenkameraden, der Telegraphenoberbauführer war, eine Unterredung unter vier Augen.

„Aber die schwere Arbeit werden Sie gar nicht aushalten können, Herr Lohmann! Ich für mein Teil würde Ihnen ja gern helfen, aber man muß die Dinge nu mal sehn, wie sie sind. Und außerdem — ich kenne meine Leute da draußen. Das alles ist nicht so einfach —"

„Herr Stappert, das weiß ich, deswegen bin ich ja hier! Lieber will ich bei der Arbeit als vor Hunger verrecken. Versuchen Sie's doch!"

„Na schön! Also dann morgen früh um sechse in Milspe! Und Hals- und Beinbruch!"

Ich dachte, meine Mutter würde sich freuen, als ich stolz wie ein junger Gott mit meiner Nachricht zu Hause ankam. Statt dessen weinte sie von neuem still vor sich hin. Telegraphenarbeiter!

Rindvieh, nannte ich mich im geheimen. Dabei lief ich im Zimmer auf und ab, haute mit der Faust auf den Tisch und redete möglichst unbefangen weiter.

„Na, was denn! Telegraphenarbeiter? Da verdien' ich 'ne gehörige Stange Geld in der Woche, fünfundvierzig Mark oder so, das reicht für uns alle. Das ist doch nicht zum Heulen, das ist doch alles wunderbar schön, Mütterken!" Als ich endlich unter den Tränen meiner Mutter ein schwaches Lächeln aufschimmern sah, ging ich in den Hausflur und blieb dort mit zusammengebissenen Zähnen einen Augenblick stehen.

Nicht Arzt, sondern Telegraphenarbeiter! Alles war Schei—be. Wozu sich noch länger etwas vormachen wollen! Mochten die andern an das große Glück glauben! ich nicht!

Am andern Morgen strampelte ich per Rad nach Milspe, im blauen Kittel und mit etwas beklommenen Gefühlen. Telegraphenstangen standen ja genug längs der Straße.

Aber da hatte man nun sein Abitur und noch ein paar Semester studiert, hat auch oft genug im Vorbeigehen so eine Kolonne bei der Arbeit gesehen — und weiß nicht mal, wie diese Dinger von der Stelle bewegt, wie sie überhaupt angefaßt und eingesetzt werden.

Und wie meine Arbeitskollegen mich wohl aufnehmen würden? Tatsächlich hätten die Eingeborenen einer fernen Insel irgendwo im Weltmeer mir nicht fremder erscheinen können als diese deutschen Arbeiter. Dieser Ein-

druck beruhte auf Gegenseitigkeit, auch ich wurde mißtrauisch betrachtet. Das war mir wie ein Stich in die Seele, besonders wenn ich daran dachte, daß ich schon lange Jahre Mitglied einer „Arbeiter"-Partei war! Da stimmte doch irgend was nicht? Nun, zuerst hatte ich noch keine Zeit, lange nachzudenken, sondern mußte praktisch mit meiner Lage fertigwerden. Daß ich es war, der sich in allem und jedem anzupassen hatte, das war mir vom ersten Augenblick an sonnenklar. So sehr mich meine Ungeschicklichkeit im Umgang und bei der Arbeit schmerzte, so mächtig imponierten mir meine Kollegen. Nicht nur, weil sie die verschiedenen Handgriffe bei der Arbeit so vollkommen beherrschten — auch in allen ihren übrigen Äußerungen lag so etwas Festes, Geschlossenes und Sicheres, um das ich sie beneidete. Jeder Schritt, jeder Griff, jeder Blick und jedes Wort von ihnen waren „richtig".

Ich aber war durchaus noch nicht „richtig". Ein Stamm von sieben Meter Länge auf der Schulter ließ meine Knie wanken und brachte mich aus der Puste.

„Nu kieke mal, der kann noch nicht emal die Bohnenstange tragen", hieß es.

„Das hab ich gesehen, daß du mit den Dingern wie mit Streichhölzern spielst."

So war meine etwas bissige Antwort, die den Fopper zum Einlenken brachte.

„Na, na, Jungchen! So böse war det nich gemeint."

Von der ungewohnten Arbeit bekam ich bald Blasen an den Händen, die aufplatzten, bluteten. Wie das brannte! Ich ließ niemand was merken, arbeitete mit Schippe und Hacke an den zwei Meter tiefen Pfahlgruben weiter.

„Nu laß mich mal", kam der Vorarbeiter, ein feiner

Kerl, an mich heran. „Mit der Wühlerei machste dich bloß kaputt."

„Nee, danke. Geht schon."

Und es ging.

Mußte ja gehen, wenn ich die ersten Abende auch verzweifelt ins Bett fiel. Meine Mutter saß neben mir, strich mir übers Haar, weinte auch einmal, wenn sie mich schlafend glaubte.

Eines Tages stellte sie das Läutewerk des Weckers ab. Ich sollte Schluß machen. Ich duselte so vor mich hin. Einverstanden! Wär' nett, wenn man mal wieder ausschlafen könnte! Aber dann stellte ich den Zeiger doch wieder auf fünf Uhr, war am andern Morgen pünktlich bei der Arbeit. Der innere Schlappschwanz war überwunden.

Der erste Wochenlohn stärkte mein Selbstbewußtsein gewaltig. Ich hatte mich eingearbeitet, und mit meinem Vorarbeiter Eugen Eckhoff verband mich so was wie eine stille Freundschaft.

Länger kannst du die Kollegen nun nicht im unklaren lassen, dachte ich, das wäre feige, und steckte ein paar Nazi-Zeitungen zu mir.

Ich fühlte mich ja schon so sicher! Mein Freund Eugen sah das Papier denn auch gleich aus meiner Tasche hervorragen, zog es ganz heraus.

„Wer hat dir denn die angedreht, Junge?"

„Die hab ich extra für dich mitgebracht, Eugen."

Er pfiff durch die Zähne, nickte vor sich hin, um den Mund ein bitteres Lächeln, das mir an die Nieren ging.

„Junge, Junge! Also so einer biste? Hättest das gleich sagen sollen. Eben hat man dich so'n bißken gern, und da kommste mit den Mist an. Pfui Deibel —"

Ich hätte heulen können.

Eckhoff wandte mir den Rücken, aber die Szene war nicht unbemerkt geblieben. Die ganze Kolonne kam zusammengelaufen, nur, um den Nazi zu sehen.

„Fein haste das gemacht! Erst schmuste dich bei uns an, he? Trainierst woll auf'n Spitzel, wat?"

Und nun folgte eine lange Reihe der unglaublichsten Lügen über uns Nationalsozialisten. Fehlte nur noch die Behauptung, daß wir Menschenfresser wären!

„Alles Schwindel von euern Bonzen", widersprach ich.

Da ging es los.

Dämlicher Kerl!

Ehrlichen Proleten die Arbeit wegnehmen?

Wenn du noch ein Wort über unsere Jenossen zu meckern hast, hau'ck dir eins in de Fresse!

„Ich bin genau so gut ein Prolet, schiebe ebenso Kohldampf wie ihr", begehrte ich auf.

„Kohldampf is gut", lachte der Wortführer. „Ihr und Kohldampf! Ausbeuter seid ihr! Und weißte, wer ich bin? Ich bin hier Betriebsrat, verstehste?"

„Deshalb kannste doch mal in eine von unsern Versammlungen kommen. Ehrliche Proleten findste da auch, wenn sie auch nicht so blöd wie bei euch sind."

„Wer ist blöd?"

Da hatte ich auch schon ein paar Ohrfeigen weg, die sich sehen lassen konnten. Aus meiner dicken Backe spuckte ich Blut.

„So eine Feigheit", keuchte ich.

Nun war es mit der Ruhe des Betriebsrats zu Ende. Mit zwei andern stürzte er sich auf mich und verdrosch mich nach Strich und Faden.

„Du Hund willst uns hier anstänkern? Die Knochen im Balg zerschlagen wir dir."

Als der Hagel der Faustschläge endlich nachließ, nahm ich einen Schemel auf und versuchte, damit loszuschlagen. Das war zwar absolut sinnlos, hatte aber eine unerwartete Wirkung. Als ich abermals am Unterliegen war, sprang plötzlich Eugen Eckhoff dazwischen.

„Ihr feigen Sauhunde, ihr! Da hat der Junge ganz recht. Drei gegen einen —"

Einer meiner Gegner flog krachend in eine Ecke der Frühstücksbude, daß mir um den Betreffenden angst und bange wurde.

„Komm, Heinz! Laß mal die Idioten!"

Dann zog mein Freund mich aus der Bude und beiseite und faßte mich bei der Jacke.

„Nu will'k dir mal wat sagen, Junge. Laß die Finger von de Pulletik, wenn de nich willst, dat se dich dat nächste Mal ganz totschlagen sollen. Haste vastanden? Dat überleg dir!"

Ich gab n i c h t nach.

Aber jetzt begann eine schlimme Zeit für mich.

Bis eines Tages der Herr Betriebsrat wieder einmal bei meiner eben ausgeschachteten Pfahlgrube so nahe an den Rand trat, daß sie einstürzte. Alle Arbeit umsonst?

Diesmal nicht, denn im Nu hatte der rote Oberbonze eine Ohrfeige sitzen, die nicht schlecht war. Hinter ihm stand mein Freund Eugen, der uns beobachtet hatte.

„Du dreckiger Schweinehund! Du willst den Jungen bloß aufschwänzen! Ne große Fresse haste, aber selbst biste so faul, wie du lang bist! Wer dem Jungen noch mal 'nen Streich spielt, bekommt's mit mir zu tun."

Glücklicherweise hatte der Sprecher auch die Figur danach, so etwas sagen zu dürfen. Von nun an hatte ich Ruhe.

Und dann kam der Umschwung. Statt Hakenkreuzling und Naziſchwein, wie anfangs, hieß es bald „unser Junge“.

Und Fritze Gerhards, der mich mit verprügelt hatte, fragte mich nach ’ner nationalsozialistischen Versammlung, er wollte „sich den Rummel wenigstens mal ansehn“. Wir tranken Brüderschaft.

Wenn ich jetzt mit meinen Steigeisen irgendwo auf den Mast geklettert war, um die Leitung zu flicken, und laut zu singen anfing, stimmte auf dem zweiten, dritten und nächsten Mast immer häufiger jemand ein, ohne an dem für diese Jahre unerhörten Text Anstoß zu nehmen.

„O Deutschland, hoch in Ehren, du heilig Land der Treu —“

Mancher Autobesitzer hielt überrascht an, fuhr kopfschüttelnd weiter.

Manchmal geschah es sogar, daß „der Junge“ in dieser oder jener Frage, wie sie im persönlichen Leben eben immer vorkommen und einem einfachen Manne oft unnötige Sorge bereiten können, um Rat und Auskunft gefragt wurde.

Durch dieses Vertrauen fühlte ich mich ungeheuer geehrt. Ich war meinem Schicksal dankbar, daß es mir diese ganze neue Welt eröffnet hatte. Kurz, ich war in diesen Tagen glücklich wie noch nie.

Um so mehr überraschte es mich, als die ganze Kolonne eines Feierabends mit merkwürdigen Gesichtern zusammenstand.

Ich fühlte es, alle Blicke waren auf mich gerichtet, und von mir war die Rede gewesen. Der Vorarbeiter gab den Treffpunkt für den nächsten Arbeitstag bekannt.

„Also morgen in Schwelm. Und du, Lohmann, gehst

dann eben mal für'n paar Tage mit 'ner andern Kolonne."

Nanu? Ich verlangte von Eckhoff eine Erklärung.

„Ja, was meinste? Wenn dich nu alle deine alten Bekannten von früher in die dreckige Proletenkluft sehen? Ich dachte, das könnt'ste dir sparen, mein Junge —"

„Quatsch! Is doch aber Quatsch —"

„Na, wie du willst! Wirst aber schon sehen, wie ich's meine!"

So ging es.

Am andern Morgen, in den Straßen meiner Vaterstadt.

Wir mußten eine Aufgrabung machen.

Vom Ende der Straße näherte sich ein sogenannter besserer Herr.

„Na, Heinz?" riefen die Kollegen.

„Paßt mal auf, Jungens! Da hinten kommt 'n oller Bekannter von meinem Vater. Wenn da nicht ein paar gute Zigarren für uns alle rausspringen —"

Der entscheidende Augenblick kam näher und näher. Der ehrenwerte Herr kam seines Weges, erkannte mich, zuckte zusammen und — sah nach der anderen Seite.

Kein Gruß! Nichts!

Sämtliche Kameraden hatten ihn und mich nicht aus dem Auge gelassen, zwinkerten mir jetzt vielsagend zu.

Aber ich schäumte, weniger meinetwegen, sondern für die Demütigung, die dieser Spießbürger in mir ihnen zugefügt hatte. Das mußte wieder gutgemacht werden.

„Hallo, Kollegen", schrie ich, so laut ich konnte, „seht doch mal diese vollgefressene Nudel! So was hält sich für zu fein, um anständigen deutschen Arbeitern Guten Morgen zu wünschen!"

„Ruhig, Heinz, ruhig", besänftigte mich Eugen, „das

hätten wir dir vorher sagen können. Das ist nun mal so, das wird auch immer so bleiben —"

„Im Dritten Reich nicht —"

„Meinst du? Wollen das Beste hoffen, mein Junge."

Ich regte mich immer mehr auf. Die tiefe Resignation meines Freundes war schier unüberwindlich.

Es kamen noch des öfteren Gelegenheiten, die meinen Kameraden recht zu geben schienen, denn wir arbeiteten ziemlich lange in Schwelm.

Kabelziehen ist keine sehr saubere Beschäftigung. Wenn die Spießer des Städtchens, die Freundinnen meiner Schwester und ihre Mütter mich plötzlich nicht mehr kennen wollten, machte ich aus meinem Herzen keine Mördergrube.

„Kinder! Wenn ich kein Nazi wäre — wahrhaftig, ich würde Kommunist sein. Aber wir werden diesen Standesdünkel schon abschaffen —"

„Hoffentlich, Heinz."

Verdammt! Immer wieder stieß ich auf diese unendliche Resignation! Wenn man da doch nur einmal eine Bresche schlagen könnte!

Eines Tages schwebte in der Hauptstraße sogar einer meiner ehemaligen Klassenkameraden ohne Gruß und Blick an mir vorüber. Ich kochte vor Wut.

„He da? Bist wohl zu fein, um einen ehrlichen Proleten zu grüßen, was? Von nun an kannst du Idiot mir für immer und ewig gestohlen bleiben. Verstanden?"

Was geschah? Als ich abends nach Hause kam, wartete der feine junge Herr auf mich vor der Haustür.

„Ah, Lohmann! Mußt doch verstehen, daß ich nicht anders konnte!"

„Gar nichts verstehe ich, du Lump. Ein Prolet ist mir lieber als zehn Jüngelchen von deiner Sorte —"

„Mäßige dich bitte —"

„Wer? Ich mich? Jetzt hör mal, sonst schlag ich dir eins in die Fresse, daß dir Hören und Sehen vergeht! Wenn du morgen früh nicht den Deckel abnimmst, dann hau ich ihn dir auf offener Straße vom Schädel! Und jetzt mach, daß du wegkommst!"

Man muß sich das Erstaunen meiner Kollegen vorstellen, als mein geschniegelter Freund am folgenden Tag tatsächlich auf die drohende Haltung meinerseits mit etwas bedrückter Miene sein Käppchen lüftete.

Ich erzählte ihnen das Geheimnis meiner Radikalkur. Von nun an betrachteten sie mich mit noch mehr Wärme als vorher, mit noch mehr Aufmerksamkeit.

Glücklicherweise gab es auch andere Typen als die aufgeblasenen Puten und Gänseriche, bei denen ich mich bald stadtbekannt unmöglich gemacht hatte.

Ich stand gerade da und fettete das Kabel ein.

„Guten Morgen, Herr Lohmann. Schon so fleißig?"

Ich war gar nicht mehr darauf gefaßt, mit einer Dame zu reden.

„Frau Scherz? Nein, gnädige Frau, lieber nicht! Ist'n bißchen schmierig, meine Hand —"

„Nun haben Sie sich doch nicht so! Lieber Heinz, Sie halten sich tapfer."

Die kurze Begegnung war nicht unbeachtet geblieben.

„Wenn alle so wären", hieß es, „dann hätte es in Deutschland nie einen Kommunisten gegeben."

„Kerls, ihr habt recht. Aber sie werden noch mal alle so werden."

Das Kabel glitt durch unsere Hände von der Trommel in den Schacht.

Hau ruck, eins, zwei, drei!

Hau ruck, eins, zwei, drei!

Dem Adolf Hitler haben wir's geschworen ...

So sang ich im Takt, und — die Kameraden summten mit.

Wenn Eugen Eckhoff mich nicht immer wieder damit gequält hätte, wäre ich kaum auf den Gedanken gekommen, mein Studium wieder aufzunehmen.

„Du mußt das tun, Heinz. Du mußt hier raus aus dem Dreck."

„Dreck nennst du das, was für mich eine Offenbarung war?"

„Ist schon gut. Aber darauf kommt's auf die Dauer nicht an, Junge, daß du schöne und angenehme Offenbarungen hast! Weißte, das is ja sehr schön, daß wir so Jungens wie dich unter uns haben. Aber wenn de dir dein'n Kopp und deine Schnauze bewahren kannst, bis de mal 'n bißken weiter oben angelangt bist, denn wär' dat noch besser für uns. Zwischen de Jebildeten könnt' so einer, der weiß, wie uns Proleten zumute ist, gar nich schaden."

Was vor mehreren Monaten noch unmöglich schien, es wurde möglich.

Die Koffer standen schon gepackt, als ein langer Abschiedsabend mich zum letzten Male mit den Arbeitskameraden vereinte.

Sie — traten zurück in das Millionenheer des unbekannten deutschen Arbeiters.

Ich — fuhr zum zweiten Male zur Alma mater nach Greifswald.

Zum Endkampf angetreten!

Als ich diesmal meine Heimatstadt verließ, nahm ich nicht nur Abschied von den Arbeitskameraden.

Erste Jugendliebe! Ein merkwürdiger Zustand für einen SA.-Führer, wenn zwischen jedem Kommando Liebesträume ihre Purzelbäume schlagen. Aber die Sache wurde bald ernster. Und das Mädel hatte ganz recht, daß es fragte.

„Jetzt gehst du wieder fort. Ein neues Semester. Und dann noch eins. Und noch eins. Wie viele noch, bis du fertig bist, Junge?"

„Ich kann es nicht sagen."

„Aber das muß man doch leicht ausrechnen können."

„Ich nicht, Kind! Du weißt, daß ich nicht nur für das Studium lebe, auch für die Bewegung."

„Und ich? Bin ich gar nichts?"

„Alles, Liebste! Alles! Aber auf ein Semester länger oder nicht kommt es ohnehin nicht an. Schließlich würde es einen stellungslosen Arzt ohne Praxis mehr geben."

„Vielleicht. Aber wenn ich mir vorstelle, daß du all die Energie, all die Zeit und all die Kraft, die du der Bewegung widmest, an dein eigenes persönliches Fortkommen im Studium und im Beruf wenden würdest, dann weiß ich, würdest du es trotz der Not der Zeit schaffen und dir eine sichere Existenz erobern. Nicht dir, sondern — uns."

Kluges Mädel! Liebes Mädel! Tapferes Mädel! Tatsächlich wußte ich durch mehrere Tage nicht, was ich darauf antworten sollte. Wir liebten uns beide, wie Menschen sich nur lieben können. Dennoch mußte sie mich ziehen lassen, ich konnte ihr nicht versprechen, wann ich zurückkommen würde. Es sah nach Gemeinheit und Oberflächlichkeit aus und war doch beides nicht. Aber endlich hatte ich das richtige Wort gefunden.

„Kind, du mußt denken, daß Krieg ist. Dann müßtest du mich doch auch gehen lassen. Und gegen den Schützengraben ist die SA. doch die reinste Lebensversicherung. Und es ist jetzt Krieg, Krieg für unser Volk."

„Wirklich? Wenn du das so sagst, dann fange ich an, es zu glauben."

Es brauchte aber wiederum Tage, bis wir beide die bittere Wahrheit bis ins letzte begriffen hatten. Der Abschied war dementsprechend, schön, aber schwer. Das Mädel wußte jetzt, daß es nicht betrogen worden war, und ich hatte das erlösende Bewußtsein, keine feige Halbheit mit in den Kampf hinauszunehmen, der mir bevorstand.

Ruhigen Herzens kam ich wieder in mein altes Dorf, das mir in der kurzen Zeit meines Hierseins zur zweiten Heimat geworden war.

„Nei, nei, wat is dat all", begrüßte mich Öhming. „Uns lütt Herr Lohmann! Vertellen's! Vertellen's! Wo geiht Sei dat?"

„Nei, uns lütt Herr Lohmann", staunte sie kurze Zeit später, als ich mich in einer deutschnationalen Versammlung zur Frage der Fürstenabfindung zum Wort meldete und von den tobenden Kommunisten — lebhaft unterstützt wurde. Sie hielten mich wahrhaftig für einen der ihrigen. Dies Mißverständnis mußte natürlich sofort aufgeklärt werden.

„Ich verlange das Wort! Aber ich bin Nationalsozialist."

Ich bekam das Wort, hielt meine erste Rede und lernte dabei zugleich meine Feinde kennen.

„Du Schwein, das sollst du mir büßen", verkündete der Hundertschaftsführer des Rotfrontkämpferbundes im Vollbewußtsein seiner Macht, und seine Leute klatschten ihm rasenden Beifall. Erst das zufällige Erscheinen von zehn SA.-Leuten brachte den Lärm zum Schweigen. Die Versammlung konnte ordnungsgemäß zu Ende geführt werden.

Die Kameraden gratulierten mir, daß ich der Kommune eins ausgewischt hatte.

„Das mußt du öfter mal machen."

Aber mit diesem ersten öffentlichen Auftreten war ich auch in den Brennpunkt des Hasses der Kommune gerückt. Ich hatte mir die Gesichter wohl gemerkt. Auf der Straße ging der Kampf weiter.

Franz Werstädt, der rote Hundertschaftsführer, drohte mir, sobald er sich mit fünf oder sechs RFB.-Leuten sicherfühlte.

„Warte, du Biest, bis ich dich im Dunkeln allein treffe. Alle Rippen zerbreche ich dir, du Arbeitermörder."

Der Zufall wollte es, daß ich bald darauf, als ich mitten in der Nacht von Eldena über den Studentenstieg nach Wieck heimkehrte, vor mir im Mondlicht die wehende Bolschewistentolle meines geschworenen Gegners auftauchen sah. Einmal mußte die gegenseitige Kraftprobe ja doch erfolgen. Warum nicht gleich?

Ich stellte mich hinter einen Baum und klopfte meinem Mann im richtigen Augenblick auf die Schulter.

„Guten Abend, mein Franzing."

„Lassen Sie mich in Ruhe!"

„Warum denn so höflich? Warum nicht auch heute ‚Bluthund‘ wie sonst?“

„Lassen Sie mich los, oder ich rufe um Hilfe!“

„Schrei nur, so laut du kannst! Erstens würdest du dich unsterblich blamieren. Zweitens hört dich hier niemand. Du weißt, daß wir hier in der Mitte zwischen Wieck und Eldena sind.“

Ich mußte ihn verprügeln wie einen Hund. Angeekelt stieß ich ihn endlich von mir und ließ ihn im Straßengraben liegen.

„Wenn du jetzt mit deiner Bande noch einmal einen Kameraden überfällst, dann weißt du, was dir blüht. Gute Nacht!“

Ich hatte kaum hundert Schritte getan, als es hinter mir aufbrüllte.

„Das hast du nicht umsonst getan, du Hund! Dich schnappen wir noch.“

Ich kehrte um, aber Franzing rannte wie um sein Leben.

Ich konnte nicht mehr tun, als hinter ihm herlachen.

Dieses Erlebnis war die zweite Offenbarung jener Tage für mich. Als der tapfere Rotfrontführer mir das nächste Mal in „meinem“ Dorf Wieck sein „Bluthund, Schnauze halten“ zur Rednertribüne hinaufschrie, sprang ich mit wenigen großen Schritten vom Podium herunter auf ihn zu.

Eins! Zwei! Drei! Die Ohrfeigen saßen.

Und die Kommune saß dabei und rührte sich nicht. Ich hatte damit einen Todfeind, aber auch einen Freund fürs Leben gewonnen, denn unter den beiden Neuaufnahmen dieser Versammlung war der Kaufmannslehrling Walter Bendt, damals sechzehn Jahre alt. Unter dem Namen Putsch kennt ihn heute ganz Pommern. Putsch war, ist

und bleibt eine Sache für sich. Ein Riese an Körperkraft, ein unbändiger Draufgänger, bald erwerbslos und nun mit Haut und Haaren der Bewegung verschrieben, wurde er mein unzertrennlicher Begleiter. Er war der Schuß Sekt, den jede Truppe braucht. Er redete den größten Blödsinn, er ließ sich in den aussichtslosesten Kampf mit der größten Übermacht ein. Aber über den Blödsinn mußte man lachen, Kommune und Reichsbanner rissen vor ihm aus, und wenn sie ihn dann doch mal erwischten, erholte er sich bald, und die alte sorglose Fröhlichkeit brach wieder bei ihm durch.

Ich sehe ihn noch, wie er trotz aller Warnungen, bei mir zu übernachten, der Kommune in die Falle gegangen war und nun mit verbundenem Schädel und blutunterlaufenen, bis auf einen kleinen Spalt zugeschwollenen Augen bei mir ankam. Acht Mann hatten ihn überfallen, zwei ihn an den Händen gehalten, zwei an den Füßen, und die übrigen droschen mit Zaunlatten und Knüppeln auf ihn los.

Wir beide haben uns oft genug verkracht, wenn mir bei seinem tollkühnen Übermut die Geduld riß.

Aber wenn er mir dann treuherzig und fröhlich sein „Heil Hitler, Lohmann!" entgegenrief und stolz seine alte, geflickte Uniform betrachtete, als ob es auf der Welt nichts Schöneres gäbe und wir nie saugrobe Worte gewechselt hätten, dann war alles vergessen. Daß die Philisterseelen um uns herum dieser Wildpflanze von Seele, diesem ewigen Wanderer nicht gerecht werden konnten, versteht sich von selbst.

Die Kommune aber wollte ihn unbedingt „fertig machen". Wenn er heute noch lebt, verdankt er es nur seinem unglaublichen Glück, das er hatte.

Aber nicht nur Putsch, auch ich wurde voll und ganz

in den Kampf hineingerissen und kam nicht wieder davon los. Nachdem erst einmal nach meinen Worten in einer Versammlung das Horst-Wessel-Lied aufgebrandet war, der neue Wahlkampf kam, sprach ich Abend für Abend in aufgewühlten Versammlungen. Von Wahl zu Wahl erweiterte sich das Kampffeld. Beim Volksentscheid 1931 bestimmte mich die Gauleitung zum Propagandaleiter für die Kreise Demmin und Grimmen. In den nun immer dichter folgenden Wahlschlachten sprach ich in Hinterpommern, Mittelpommern und auf Rügen.

Inzwischen ernannte mich die Presse der Kommune zum Banditengeneral von Greifswald und zu noch höheren, noch schmeichelhafteren Graden. Man fing an, mich zu kennen. Der Staatsanwalt wurde aufmerksam. Die preußische Regierung. Kurz, es kam alles so, wie es kommen mußte. Doch das alles zu seiner Zeit!

Ich sprach in den kommenden Jahren in Hunderten von Versammlungen, meistens vor Landarbeitern und Bauern. Ich organisierte noch viel mehr.

Wenn ich dann in der ersten Zeit noch einmal eine freie Stunde in meiner Studentenbude, in meinen vier Wänden für mich hatte, dann hielt ich das nicht mehr aus, ich mußte hinaus, an die Luft, ins Freie, unter Menschen, und sei es auch nur, um mit einem Fischer zu politisieren.

Jede Wahl wurde ein Sieg. Wir feierten ihn auf unsere Weise. Putsch sang dann:

„Es lebe, was auf Erden
stolziert in brauner Tracht,
die Löwen und die Bären,
Hitler und seine Macht."

Aber nach jedem Erfolg auf unserer Seite wuchs der Terror und der Widerstand auf der Gegenseite. Die

kommunistische Partei warf Hunderte von ausgebildeten Funktionären in die Provinz. Die braunen Uniformen wurden verboten. Sogar das Abzeichen mit dem Hakenkreuz wurde für staatsgefährlich erklärt. Wir trugen dann an den blauen Marineschirmmützen Miniaturausgaben der Kraftfahrschilder auf den Straßen, in roter Umrandung auf weißem Feld schwarze Schrift mit den Worten „Parken verboten", „Schatz mach Kasse, die Polizei kommt" und ähnlichen Scherzen. Oder wir sangen nach der Melodie des Wiener Jungarbeiterliedes:

„Und stiehlt man uns die Hemden,
zieht uns die Hosen aus,
wir haben noch ein Herze,
das reißt uns keiner raus!
Bei euch ist das was and'res,
wir haben's längst entdeckt,
dieweil bei euch das Herze
tief in den Hosen steckt."

Auch diese Verse sollen nicht vergessen werden.

Wer bietet mehr?

Schwarz ist die Zukunft.
Schwarz ist der Tod.
Schwarz ist die Fahne.

„Sie sehen hier diesen Knochenbruch, meine Herren! Ein interessanter Fall —"

Ich saß im großen Hörsaal der chirurgischen Klinik, war ganz Auge und Ohr. Wenn man als junger Dachs schon lange Reden schwingen muß, empfindet man es als ganz besonderen Genuß, selber mal zuhören zu dürfen. Erwartungsvolle Stille lag über dem gesamten Auditorium, denn jeder wußte, in solchen Augenblicken durfte den Chef nicht das geringste Rascheln eines Kollegheftes stören.

„Ein sehr interessanter Fall, meine Herren!"

Ja, weiter kam der Professor vorläufig nicht. Mit einem stürmischen Knall war eine Tür aufgesprungen. In der Öffnung, sozusagen mitten auf der Demonstrationsbühne und dicht neben dem Gelehrten stand aufgeregt, völlig aus der Puste und doch breitbeinig wie ein Landsknecht — mein Freund Putsch!

Natürlich wurde er angestarrt, als sei er eben vom Himmel gefallen; er aber merkte nichts davon, beugte sich vor und durchsuchte mit seinen lebhaften Äuglein den Saal. Jetzt hatte er mich rausgefunden. Da winkte er mir auch schon zu. Nun war ich es, der im Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit schmorte.

Verflucht und zugenäht! Mich überlief es heiß und kalt. Wenn ich nicht wollte, daß dieser Höllenhund durch den ganzen Saal hindurch auf seine bekannte Art mit mir zu palavern anfangen sollte, dann mußte ich wohl oder übel aus meiner Bankreihe hervorkrabbeln und mich hinausverfügen. Wer so selten ins Kolleg kommt wie ich damals, will natürlich nicht nur sehen, sondern auch gesehen werden, vom Dozenten nämlich; deshalb hatte ich mir ja eine der vordersten Reihen ausgesucht; aber so hatte ich mir meine heutige Gastrolle denn doch nicht vorgestellt.

Lieber möchtest du Spießruten laufen, dachte ich bei mir, während ich mich langsam, allzu langsam, an den Kniescheiben und Schienenbeinen meiner Nachbarn vorbeischob. Zu allem Überfluß wollte der alte Herr da vorn die Unterbrechung seiner Vorlesung anscheinend mit einer der bissigen Bemerkungen bestrafen, wegen deren er berühmt war.

„Ein äußerst interessanter Fall, meine Herren", begann er mit entsprechender Betonung zum dritten Male, indem er den gefürchteten Blick zwischen mir und Putsch hin- und hergleiten ließ. „Um was handelt es sich?"

Mein Freund Putsch stand da, als ginge ihn die Frage nichts an.

„Vermutlich nicht um Knochenbrüche", meckerte von irgendwoher ein Streber, der uns Nazis eins auswischen wollte.

„Vermutlich doch um Knochenbrüche", grunzte ich ingrimmig in den Saal, daß alle es hörten, „Knochenbrüche in spe."

Ein paar Pazifisten scharrten, wurden aber in dem allgemeinen Gelächter kaum gehört. Ich hatte die Lacher

auf meiner Seite. Sogar im Gesicht des Professors zeigte sich verräterisch ein vergnügliches Zucken.

„Raus", zischte ich Putsch zu, „bloß raus! Was willst du überhaupt? Was ist denn nun schon wieder los?"

Ich hatte eine ziemliche Wut im Bauch. Es sollte sich jedoch bald zeigen, daß mein Kamerad noch viel entrüsteter war. Er grollte laut vor sich hin.

„Wo steckst du bloß, Mensch? In der Wohnung nicht! Im Heim nicht! Nirgends konnt' ich dich finden. Was machst du denn hier?"

Ich war heilfroh, daß wir jetzt draußen waren. Diese ehrliche Verwunderung darüber, daß ein Studiker sich merkwürdigerweise auch mal in seinem Kollegsaal aufhält, hätte drinnen zweifellos abermals einen Lachsturm entfesselt, diesmal auf meine Kosten.

„Was ich hier mache?" knurrte ich. „Blödsinnige Frage! Hier gehör' ich doch her, mindestens an Werktagvormittagen!"

„Quatsch! Jetzt gehörst du nicht hierher, sondern nach Latzow. Liegt bei Wolgast, das Nest. Da wird heute der Hof von unserem Pg. Dinse versteigert."

„Na, und? Ich kann ihn nicht kaufen."

„Nee! Aber dafür sorgen, daß ihn kein anderer kauft, kein Jud'."

„Du bist wahnsinnig, Putsch."

Ich hatte jetzt endlich verstanden, und versuchte mir die Situationen vorzustellen, die so ein Störungsversuch mit sich bringen könnte.

„Das wird mindestens sechs Monate kosten."

„Na, dann hättest du ja den Erholungsurlaub, der dir so notwendig fehlt. Los, los! Der Wagen wartet. Deine Leute sind schon vorausgefahren. Lastwagen mit Anhänger. Achtzig Mann!"

„Was? Die SA. schon unterwegs? Das hättest du gleich sagen sollen.“

Wir stürmten zum Auto.

Es wurde allerhöchste Zeit, wenn wir nicht zu spät kommen wollten. Unsere Kilometeruhr zeigte siebzig. Wir vier SA.-Leute im Wagen aber waren längst auf „achtzig“. Nur unser Felix Puchert saß ganz ruhig und unbewegt hinter seinem Steuer.

„Gib ihm, Felix! Dreh auf!“

Der Tachometer kletterte über achtzig auf neunzig. Wie ein Lauffeuer begleiteten uns die Rufe der Arbeiter ringsum auf den Feldern, die entsetzt die Arme hochwarfen. Überall sahen wir die Pflüger neugierig ihre Gespanne anhalten.

Nur mein Putsch rieb sich vor Vergnügen die Hände.

„Na, siehst du?“

Anscheinend fand er, ich könnte mich gut und gern über den Tausch dieser Autofahrt gegen die Kollegstunde trösten.

„Welche Krankheit sollte denn heute drankommen?“

Der rasende Luftzug riß uns die Worte wie Fetzen vom Mund weg, kaum, daß sie herausgebrüllt waren. Ich beugte mich zu ihm.

„Knochenbrüche!“

„Weshalb hat deine Bande im Hörsaal eigentlich so gelacht? Hoffentlich auch über Knochenbrüche! Oder über mich? Ich bin kein Knochenbruch —“

„— aber du wirst noch einer werden. Verstanden?“

Putsch hatte verstanden. Er lachte, als ob er platzen wollte und warf sich nach vorn zum Wagenführer.

„Noch 'ne Schüppe voll, Felix! Immer rauf damit!“

Vor uns ein ferner, schwarzer Punkt, der größer wurde: der Lastzug unserer SA. Wie ein einziger Knall

schlug das „Heil Hitler“ von beiden Seiten gegeneinander, als wir den Wagen überholten. Dann schrumpfte der dunkle Fleck, jetzt hinter uns, wieder zusammen.

Kamerad Putsch war mit seinen Gedanken schon weit voraus. In wilder Freude schlug er sich auf die Schenkel.

„Und wer bietet, kriegt — — —.“

Die ersten Häuser von Latzow! Bremsen! Raus!

Wir brauchten nicht lange suchen, ein Haufe von zweihundert Menschen verriet uns schon von weitem, wo die Versteigerung stattfand.

Während wir hügelan liefen, suchte ich die Lage zu erfassen. Sicherlich viele Neugierige dabei. Die Leute standen auf dem Hof, vor den Ställen. Da war auch die Landjägerei. Also Vorsicht! SA.-Leute, die im Gefängnis sitzen, können der Bewegung nichts nützen ...

Noch warm vom Laufen, drängten wir uns zum Auktionator durch. Schon schrie jemand aus der Menge:

„Hier wird nicht versteigert! Hier nicht!“

Das war Freund Putsch, ich erkannte ihn an der Stimme.

Jetzt erschien er an der Innenseite des großen Zuschauerkreises, in dessen Mitte man gerade ein Kalb geführt hatte.

Der Gerichtsvollzieher schluckte erst etwas, fing dann aber doch an. Ein unerhört dicker Viehhändler bot fünfundzwanzig, einen lächerlich niedrigen Preis.

„Also fünfundzwanzig zum Ersten! Wer bietet mehr?“

„Pomuchelskopp, wohr di!“

Das Publikum lachte; aber dieses Lachen verzog sich bald zu einem schmerzlichen Lächeln. Wenn niemand zu bieten wagte — wem konnte es lieber sein als dem Viehagenten? Er griente schon jetzt in sich hinein, indem er

die Melone zurückschob, sich mit den beringten Wurstfingern die Glatze kratzend. Jetzt wagte sich auch jemand in der Menge mit einem Gebot heraus.

„Dreißig Mark zum Ersten", wiederholte der Versteigerer.

„Fünfunddreißig", erklärte unser Pomuchelskopp gelassen und sah sich mit einem vielsagenden Blick nach den grünen Uniformen der Landjägerei um. Die Beamten jedoch waren einen Augenblick lang nicht bei der Sache. Von der Straße klang Gesang herauf. Unsere SA.!

„Fünfunddreißig", wiederholte die Fettkugel jetzt etwas dringender, um den Versteigerer zur Eile zu mahnen.

Wieviel? Putsch tat, als hätte er nicht recht verstanden, lief auf den Dicken zu und hatte im Handumdrehen einen gut gezielten Kinnhaken gelandet, der den Mann in die Jauchegrube hinter ihm warf. Sekundenlang war nichts von ihm, außer den funkelnden Brillanten an den erhobenen Händen, zu sehen — dann tauchte er prustend auf, kletterte heraus und trudelte eiligst durch die sich sehr, sehr bereitwillig öffnende, vor Lachen brüllende Menge von dannen, ein parfümiertes Ungetüm.

Recht oder Unrecht — die Hauptsache, es war zum Lachen. Nach einem derartigen Betriebsunfall ist es für den klügsten, reichsten oder mächtigsten Mann der Welt nicht ratsam, sich mit Erklärungen oder Beschwerden an die Polizei zu wenden — der Mann würde sich nur noch lächerlicher machen.

Inzwischen hatte der Gerichtsvollzieher die Versteigerung unterbrochen. Das bedeutete, daß inzwischen Polizeiverstärkung herangeholt würde, wir wußten es wohl. Jetzt hieß es, die Zeit nutzen.

Auf einen halbbeladenen Mistwagen sprang ich, sprach zu den Leuten, eine halbe Stunde lang.

Danach Horst-Wessel-Lied! Während wir dann geduldig warteten, stänkerte Putsch zwischen den Landleuten herum.

„Wenn ihr Bauern euch nur einig wärt, gäb' es bald in ganz Deutschland keine Zwangsversteigerung mehr!"

Ein weißhaariger Alter legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Dat möt du doch ok all weiten, min Jung: die Ein is den Annern sin Düwel."

„Deshalb geht es euch auch so dreckig. Aber wenn wir erwerbslosen Proleten, die wir nicht soviel Land haben wie unter unsern Daumennagel geht — wenn wir uns über die Verschleuderung deutscher Höfe an jüdische Grundstücksmakler so aufregen, daß wir die Kotze kriegen, dann könntet ihr selbst auch mal die Hand aus der Tasche nehmen!"

Der Stachel saß.

Nun mußte man den Leuten aber auch zeigen, daß es möglich war, durch passiven Widerstand die Steuereintreibung durch Zwangsversteigerungen gegen jedes Polizeiaufgebot unmöglich zu machen. Die Sache war damals neu. Ich überlegte. Man mußte den Leuten etwas bieten, sie mußten etwas zu sehen bekommen. Dann würden bei der nächsten Versteigerung noch mehr Neugierige sein. Aus Neugierigen aber konnten Mithelfer werden.

Ich wußte, daß als nächstes Auktionsobjekt die Schweine an die Reihe kommen sollten. Deshalb ließ ich durch die ganze SA. den Schweinestall besetzen. Als die Polizeiverstärkung endlich herankam, saßen und standen wir dicht an dicht auf den Koben, Trögen, in den Gängen, sangen das Deutschlandlied und rührten uns nicht von der Stelle.

Gewaltsam, einer nach dem andern, mußten sie uns hinausbefördern. Die ersten Hiebe mit dem Gummiknüppel fielen.

„Severing-Kosaken", brüllte einer.

Jetzt fielen die Schläge hageldicht. Inzwischen sammelten wir uns draußen in aller Ruhe, bis der letzte Mann aus dem Stall gebracht war, das erste Borstenvieh in den Ring geführt werden konnte.

Nun kam es darauf an. Nun sollte es sich zeigen, welchen Eindruck wir auf die Leute gemacht hatten. Wir standen schon auf den Wagen, als der Gerichtsvollzieher den ersten Einsatz machte und ausrief: „Wer bietet mehr?"

Zuerst drohend, dann lachend, wiederholten wir im Chor: „Wer bietet mehr?"

Und niemand bot mehr! Die Versteigerung mußte wegen mangelnder Käufer abgesagt werden.

Ab rollten wir, mit Gesang.

„Dem Adolf Hitler haben wir's geschworen,
dem Adolf Hitler reichen wir die Hand!"

Zum erstenmal vor dem Staatsanwalt

Eine gerichtliche Vorladung! Sie hatte folgenden Wortlaut:

„Es ist gegen Sie eine Anzeige eingegangen. Das Amtsgericht will Sie dazu hören. Sie werden daher ersucht, zu diesem Zweck am 13. Dezember 1929, vormittags 11½ Uhr, vor dem Amtsgericht in Greifswald, Domstraße 6—7, Zimmer Nr. 5, zu erscheinen."

„Verdammt, Theo, jetzt wird's ernst", brummte ich zu meinem Freund hinüber, als ich den Wisch las. „Was kann dahinterstecken? Nur der Staatsanwalt aus der letzten Versammlung, den unsere Jungens so blamiert haben. Du weißt doch, der mit dem Monokel, das er nicht fallen lassen sollte. Der hat mir schon in der Versammlung so etwas wie einen Prozeß prophezeit."

„Na, ein paar Monate werden dir nichts schaden, mein Lieber. Du hast etwas Ruhe verflucht nötig."

Trotz dieser Redensarten war mir nicht ganz wohl, als ich zur angegebenen Zeit die Stufen zum Amtsgericht emporstieg. Aber als ich wieder herauskam, schien mir die Sache schon bedeutend harmloser zu sein. Der Untersuchungsrichter, Dr. Schrottky, hatte sich tadellos benommen und, als ich dankbar Auf Wiedersehen! sagen wollte, lachend abgewinkt.

„Lieber kein Wiedersehen, wenigstens nicht hier! Also leben Sie wohl, Herr Lohmann!"

„Wenn es noch mehr so anständige Kerls unter den Richtern gibt“, dachte ich, „dann brauchst du keine Bange zu haben.“ Und ruhig sah ich der Hauptverhandlung entgegen.

Würde es überhaupt dazu kommen?

Allerdings! Und diese zweite Vorladung war nun schon auf einen ganz anderen Ton abgestimmt.

„Strafsache wegen Beleidigung. — Sie werden zur Hauptverhandlung auf den 27. Februar 1930, 11 Uhr, vor das Schöffengericht in Greifswald, Domstraße 6—7, Zimmer Nr. 22, geladen. Wenn Sie ohne Entschuldigung ausbleiben, müßte Ihre Verhaftung oder Vorführung erfolgen.“

Immer wieder las ich den letzten Satz. Verhaftung! Vorführung!

Donnerwetter! Jetzt ging das Theater also wirklich los!

Ich saß auf der Anklagebank. Durchaus bescheiden und ordentlich, denn schon der Sitzungssaal an sich flößte mir gewaltigen Respekt ein.

„Angeklagter! Stehen Sie auf!“

Ich gehorchte.

Vor mir hinter dem Richtertisch thronten feierlich zwei Richter, zwei Schöffen und ein Protokollführer, alle mit furchtbar ernsten Gesichtern. Dabei wurden doch zunächst nur meine Personalien aufgenommen.

„Schildern Sie uns einmal die fraglichen Vorgänge vom 13. November des vorigen Jahres!“

Ich staunte über mich selbst, daß ich über eine Versammlung, die vor drei und einem halben Monat stattgefunden hatte, noch soviel wußte. Die Volkspartei hatte zu einem Vortrag in der Stadthalle aufgerufen. Der Abgeordnete M. wollte den Spießbürgern seine liberalistische Weisheit verzapfen. Ein Oberstaatsanwalt er=

öffnete die Veranstaltung. Andächtig sahen die ersten Reihen voll festlich aufgedonnerter Damen zu ihm auf, während sich im hinteren Teil des Saales die Arbeitermassen drängten.

„Zur Geschäftsordnung!"

Ein Kamerad und Parteigenosse, wir waren alle in Zivil gekommen, rief das. Die eleganten Zuhörerinnen waren gelähmt vor Entsetzen. Der Staatsanwalt und Versammlungsleiter drehte sein Monokel zwischen zwei Fingern. Von weit hinten kam es:

„Bubi, Bubi! Paß auf deine Scherbe auf!"

Stürmisches Gelächter. Der Mann auf dem Podium rang nach Luft. Wieder wurde Diskussion verlangt. Eine sofortige Zusage. Dem Staatsanwalt entschlüpfte die unglückliche Bemerkung: „Wenn Sie nicht sofort ruhig sind, lasse ich Sie aus dem Saal führen."

Diese Entgleisung in den Ton des Gerichtssaals kostete den Versammlungsleiter das feierliche Diskussionsversprechen. Wir ließen den Abgeordneten reden. Dann aber kamen wir an die Reihe.

Zuerst unser Gauleiter. Dann der Student Königstein. Danach ich. Als ich geendet hatte, sang der größte Teil der Versammlung stehend das Horst-Wessel-Lied.

Die Polizei drängte uns aus dem Saal, wollte uns auch von der Straße verdrängen.

„Straße frei!"

Erhobene Gummiknüppel. Niemand von uns rührte sich.

„Unserem Führer Adolf Hitler und der deutschen Revolution ein dreifaches Kampf-Heil!"

Gummiknüppelschläge. Als Antwort: Deutschland erwache.

In Gruppen mit größeren Abständen marschierten wir weiter ins Parteiheim.

„Dem Adolf Hitler haben wir's geschworen ..." So sang die erste Kolonne. Die Polizei raste hin.

„Singen verboten!"

Schon sangen sie hinten.

„Nun pfeift's von allen Dächern ..."

Für dieses neckische Spiel wie für den Reinfall des Herrn Oberstaatsanwalts sollte ich jetzt vor Gericht büßen. Dazu sollte die Beleidigungsklage, aus meinen Worten in der Versammlung konstruiert, herhalten. Ich durchschaute das Spiel noch nicht, war ehrlich bei der Sache und schilderte den Verlauf der Versammlung, die herausfordernden Behauptungen des Abgeordneten und meine eigene Diskussion.

Und plötzlich mußte ich bemerken, daß Richter und Schöffen gelangweilt in den Saal starrten, als hörten sie meine Worte überhaupt nicht.

Nur die Zuhörer auf der Tribüne waren ganz Ohr. Mich packte die Wut. Ich legte los.

„Dieser Abgeordnete hat damals wörtlich gesagt: Wenn das deutsche Volk erst seine Steuern wieder ehrlich bezahlt, dann wird auch die Wirtschaft wieder ins Gleichgewicht kommen. Als ob die wahnsinnige Steuerpolitik dieses Regierungssystems nicht schon genug Existenzen zerstört hätte! Warum eröffnet der Herr Oberstaatsanwalt gegen einen solchen Mann nicht ein Verfahren wegen Beleidigung des ganzen deutschen Volkes? Wegen Landesverrats? Wegen —"

„Angeklagter, mäßigen Sie sich! Sie stehen vor einem Gericht und nicht in einer politischen Versammlung."

„Menschenskind, seien Sie ruhig! Ich werde den Herren schon unsere Meinung sagen."

Damit zog mein Verteidiger mich auf meinen Platz nieder.

In diesem Augenblick empfand ich zum erstenmal die Wehrlosigkeit unserer jungen Bewegung gegenüber dem Staatsapparat, wenn er sich gegen den einzelnen richtete.

Nach mir kamen die Zeugen. Sie durften alles über den Nationalsozialismus sagen, was ihnen nur einfiel, seine Träger beschimpfen und mit Schmutz bewerfen, ohne daß der Richter auch nur mit einer Wimper zuckte.

Plädoyer des Staatsanwalts!

„Verrohung der Jugend! Die Nationalsozialisten Raufbolde, Schlägereien ihr einziges Vergnügen!"

O diese Paragraphenritter! Der Antrag des Staatsanwalts lautete auf drei Monate Gefängnis.

Der Rechtsanwalt verteidigte mich. Ich erinnere mich seiner Worte noch gut.

„Meine Herren Richter! Meine Herren Schöffen! Vor Ihnen steht ein junger, nationaler Student, der in revolutionärer, idealistischer Sehnsucht für sein Volk kämpft. Überall in Deutschland sieht diese Kampfjugend nur Trümmerhaufen. Kurzsichtige Menschen, denen die Seelenkonflikte unserer Jugend unbegreiflich sind, dürfen deshalb nicht wagen, über diese letzten Träger des deutschen Idealismus ihr Verdammungsurteil zu fällen, wenn sie in heißem Glauben für ihr Volk sprechen, für ihre Nation. Nicht der Angeklagte ist schuldig, sondern allein das System des Marxismus, das diese Jugend quält und demütigt. Ich erbitte Freispruch für den Angeklagten."

Das Gericht zog sich zur Beratung zurück.

Das Urteil: Fünfundsiebzig Mark Geldstrafe oder fünfzehn Tage Gefängnis.

„Angeklagter! Haben Sie noch etwas zu sagen?"

„Meine Herren! Sie konnten mich verurteilen. Aber Sie können mich und meine Kameraden nicht hindern, den Kampf, jawohl, den Kampf von neuem hinauszutragen in das deutsche Land, und wir werden nicht ruhen, bis Deutschland, unser Vaterland, frei ist."

Sauersüß zogen sich vor mir die Gesichter zusammen. Die Herren hatten es eilig.

„Die Verhandlung ist beendet."

Der Rechtsanwalt gab mir die Hand.

„Kopf hoch! Es ist ja nicht so schlimm ausgefallen."

Und ich?

Ich war plötzlich stolz auf meine Strafe. Bestraft für meinen Führer, bestraft für Adolf Hitler, war ich ja nur einer von Tausenden, die das gleiche erlebten. Wir hatten alle dieselbe Antwort:

„Nun erst recht!"

Antifa — ran!

„Mensch! Putsch! Wie siehst du aus? Komm endlich rin in die Bude, schieß los!"

Mürrisch trat der Kamerad in meine Stube. Trocken berichtete er. Von der Kommune abgedeckt.

Also doch? Hatten sie auch ihn endlich erwischt?

Ich konnte mir einige Erinnerungen nicht verkneifen. Was war uns wieder und wieder im Chor offen über die Straßen hin zugebrüllt worden, wenn wir beide uns in Greifswald sehen ließen?

„Wartet 's nur ab, ihr Faschistenbestien! Euch kriegen wir auch noch!"

„Kommt doch ran, ihr feigen Hunde", hatte mein Putsch die Horde dann herausgefordert. „Ich verstehe sie nicht, die Bolschewiken", fluchte er, wenn wir schon lange allein waren, „immer brüllen sie uns an, und wagen doch nicht, uns etwas zu tun. Wenn sie nur endlich mal kämen, die Strolche! Mit meinen Händen wollte ich mit ihnen fertig werden, nur mit den nackten Händen!"

Jawohl! Und nun war es doch anders gekommen. Die kommunistischen Knechte des Gutes Eldena hatten ihn auf freiem Feld hinterrücks überfallen und nett zugerichtet. Was nun?

„Wir müssen hin, Heinz! Das lassen wir nicht auf uns sitzen."

Mußten wir wirklich?

„Nun hör mal, mein Junge! Immer vernünftig —"

Gerade weil der Überfallene mein bester Freund war, hielt ich es für meine Pflicht, nicht dem ersten blinden Gefühl nach Rache und Wiedervergeltung nachzugeben.

Also, wie lagen die Dinge?

Die rote Bande maßte sich nicht nur das Recht an, die am Gutshof vorbeiführende Landstraße zu beherrschen — sie beherrschte sie wirklich. Das war stadtbekannt, und eigentlich wäre es längst Sache der Polizei gewesen, hier Ordnung zu schaffen; war doch erst kürzlich ein sogenanntes „Luxusauto" an jener Stelle mit Ziegelsteinen bombardiert worden.

Wen hatten die Glassplitter getroffen?

Eine im Wagen liegende Frau, die schnellstens in eine Greifswalder Frauenklinik gebracht werden sollte! Ein Stein verwundete die in den Wehen liegende, werdende Mutter am Kopf.

Eine derartige Gemeinheit richtet sich selbst, säuselten erhaben die bürgerlichen Blätter.

Aber im stillen mochten diese Schreiber sich die Hände reiben: Sieh mal an, die Eldenaer! An die wagen sich selbst die Nazis nicht ran! Denn schließlich blieb es für das ganze Land und die Banditen selbst als unbestrittene Tatsache bestehen, daß niemand da war, ihnen die Stange zu halten.

Nun ist Mut ebenso ansteckend wie Feigheit. Jeder Tag, an dem sich die Burschen auf ihren vermeintlichen Lorbeeren ausruhen und damit herumprahlen durften, stärkte der Kommune das Rückgrat. So mochte der nüchternste Verstand an den Tatsachen drehen und deuteln, soviel er wollte, es blieb dabei: meine halbverhungerten, seit Jahren erwerbslosen Proleten mußten sich den an schwerste Arbeit und allerdings auch schweres

Essen gewohnten Gutsknechten zum Entscheidungskampf stellen.

Meinem Kameraden Putsch konnte und brauchte ich all das nicht auseinanderzusetzen. Er wollte von nichts mehr hören.

„Gehen wir nun, Heinz? Oder gehen wir nicht?"

„Heute abend."

Der Junge rieb sich die Hände, hüpfte vor Freude von einem Fuß auf den andern. —

Mit zwölf Mann zogen wir gegen Abend über Feld, sahen gerade noch, wie unsere Freunde zu den Polenmädels in die Schnitterkaserne hinüberzogen. Sollten wir sie bei ihren rauhen Schäferstündchen stören? Nein, wir wollten sie offen stellen!

Wir hielten uns deshalb in der Nähe. Bald sahen wir den Trupp, an die zwanzig Mann stark, in Richtung Greifswald abmarschieren.

Um so besser! Dann konnten wir die Sache auf halbem Wege zur Stadt abmachen und brauchten hinterher nicht so weit zu laufen. So dachten wir.

Wir folgten der Bande auf der Straße, so, daß wir sie eben noch sehen und hören konnten. Inzwischen war es stockdunkel geworden. Kein Mond und kein Stern leuchtete. Für unsere Aktion war diese Nacht wie geschaffen. Über unseren Köpfen rauschten unheimlich die Chausseebäume. Niemand sprach mehr ein Wort. Alles fieberte, glühte. Endlich, endlich sollte die Abrechnung kommen!

Weiß der Teufel, wie es kam! Plötzlich hatten wir den eben noch vor uns marschierenden Gegner aus den Augen verloren. Wir drei Kameraden, die wir die Spitze bildeten, mein Freund Bartels, Putsch und ich sahen uns an. Unsere übrigen Leute waren weit hinter uns.

Ein Stück vorwärts liegt einsam und verlassen auf freiem Feld die Feldscheune des Gutes Eldena. Sollte der Gegner sich in dem riesigen, mit Stroh vollgestapelten Holzbau verkrochen haben? Unsere Stablampen blitzten auf. Die Lichtkegel glitten auf und ab. Niemand!

Da schrillte ein Pfiff durch die Nacht.

„Antifa — ran!"

Dieser gellende Ruf eines einzelnen fand ein hundertfältiges Echo.

„Antifa ran! Antifa ran!" ging es wie ein loderndes Feuer über die nachtschwarzen Felder vor uns, rings um uns. Überall erhoben sich von den Wegrändern, Feldrainen wie aus dem Boden gewachsen gespenstische dunkle Gestalten, die auf uns losstürmten, deren Ring sich immer enger um uns schloß.

Ich schloß für einen Augenblick die Augen. Tief atmen! Ruhig! Im Bruchteil einer Sekunde mußte überlegt und die Entscheidung getroffen werden.

Wir waren in die Falle gelockt worden. Das war sicher. Später erfuhren wir, daß jemand unbemerkt von uns die Kaserne durch eine Hintertür verlassen und auf dem Fahrrad die ganze Antifa von Greifswald alarmiert hatte. Gegen uns standen Hunderte. Es half nichts, wir mußten zurück.

„Zu—rü—ck! Zu—rü—ck!" rief ich mit aller Kraft den Kameraden hinter uns zu, die Hände vor den Mund gelegt.

„Zurück auch ihr! Lauft, was ihr könnt", entgegneten sie, sich schon entfernend, auch uns in Sicherheit glaubend.

Nun, ganz waren wir noch nicht verloren, wir drei!

„Los, Jungens! Die Beine in die Hand! Zurück bis an die Mühle! Hier auf freiem Feld schlagen sie uns alle drei tot!"

Wir rannten, was die Lungen nur hergeben wollten, die wilde Horde hinter uns her.

Antifa ran!

Heiß wie der glühende Atem der Meute hinter dem Hirsch schlug uns der Mordruf in den Nacken.

Antifa ran!

Dieser Schlachtschrei war das Zeichen dafür, daß der Gegner seiner Sache vollkommen sicher war, daß er Blut sehen wollte.

Antifa ran!

Hunderte von Kameraden waren diesem wild herausgeheulten Signal schon zum Opfer gefallen. Und jetzt waren wir dran...

Wir hatten kaum Zeit, an der Mühle Rückendeckung zu nehmen, jeder einen von den alten Weihnachtsbäumen aufzunehmen, die hier liegengeblieben waren. Die ersten unserer Verfolger kamen.

Krach! Drei Wut- und Schmerzensschreie!

Heil Hitler!

Heil Moskau, bellte es hundertfach zurück.

Nieder mit euch!

Schlagt sie tot, die Faschisten!

Putsch holte abermals aus. Wimmernd brach sein Mann zusammen.

„Hund“, knurrte er mit zusammengebissenen Zähnen. „Ewig sollst du — daran — denken!“

Dann hatten wir die volle Meute über uns. Mich durchzuckte ein rasender Schmerz! Vor den Augen silberne Sterne, rotes Blut! Blind! Wollte schreien und konnt' nicht! Die Kehle wie zugeschnürt! Auf, dachte ich, steh doch wenigstens auf. Auf, und dann weg!

„Was? Das Nazischwein lebt noch!“

Das war die Antwort auf meinen schwachen Versuch,

mich zu bewegen. Danach hörte, fühlte, wußte ich nichts mehr. Fertig. Aus. —

Stunden hindurch muß ich so dagelegen haben. Als ich erwachte, war der ganze Teufelsspuk verschwunden. Ich lag in einer Hecke. Totenstille ringsum. Da war kein Grashalm, der sich rührte. Ich hätte das Ganze für einen wüsten, tollen Traum halten mögen, wenn nicht die Schmerzen überall an meinem Leib mich eines Besseren belehrt hätten. Der Schädel summte und brummte. Mein Rücken schien mir wie eine einzige offene Wunde.

Ich schloß die Augen wieder, versuchte zu schlafen. Es ging nicht. Zu viele Schmerzen.

Ich fing an zu stöhnen, was mir etwas Linderung verschaffte.

Plötzlich dann der Gedanke an die beiden Kameraden!

Warum antworteten sie mir nicht, wenn sie irgendwo in der Nähe lagen, noch lebten? Oder sollten —?

Vor Wut und Schmerz schrie ich laut auf. Umsonst! Keine Antwort! Hilflos verlor sich mein Schrei über den weiten Feldern.

Mühselig schleppte ich mich vor, gegen die Mühle hin, rief jetzt auch Bartels mit seinem Spitznamen.

„Putsch! Räuber! Wo seid ihr?"

Wieder und wieder rief ich, hörte als Echo immer nur jenes gellende „Antifa ran!", erlebte alles noch einmal. Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen! Gehörten auch sie jetzt dazu, Putsch und Räuber?

Tiefe Ohnmacht. Dann furchtbares Kotzen. Dann etwas Schlaf. Dann ein kalter Regen, der mich weckte. Immer heftiger der Schmerz in den Wunden. Ich erhob mich, stand schwankend. Wie ein Betrunkener muß ich den Weg nach Haus gefunden haben, knallte zu guter Letzt doch noch einen Schritt vor dem Bett auf den Boden,

blieb liegen, bis das Jammergeschrei meiner guten alten Ohming am späten Vormittag mich weckte.

„Nei, wat is dat all mit uns Jung! Dei Banditen! Dei Lümmels! Ganz taunicht hebben 's em haut!"

Liebe, beste, alte Ohming. Das Himbeerwasser, das ich bei meinem nächsten Erwachen in der nächsten Nacht auf dem Nachttisch neben dem Bett fand, war herrlich für die ausgetrocknete, brennende Kehle; ebenso wohl aber tat mir die mütterliche Sorgfalt dieser Frau, in der ich das wahre Gesicht des deutschen Volkes erkannte, um das wir kämpften.

Der ärztliche Befund ergab, daß die linke Niere gequetscht war. Mein Rücken sah bunter als ein Tigerfell aus. Nach einer Woche konnte ich mich schon einigermaßen wieder rühren.

Bis dahin hatte ich Zeit genug, mir im stillen wieder und wieder Rechenschaft abzulegen über unser Tun. Unser einziger Fehler war gewesen, daß wir nicht mit der Feigheit unseres Gegners gerechnet hatten, der trotz seiner überlegenen Stärke noch Verstärkung angefordert hatte. Mochten die drüben auf der andern Seite den „Sieg" noch so sehr feiern, diese Schande mußte sich tief in das innerste Mark des Gegners einfressen.

Allmählich kamen auch Putsch und Bartels bei mir angekrochen. Erzählen brauchten wir einander nichts, war es doch allen ähnlich ergangen: zerschlagen, verschleppt und endlich für tot und erledigt liegengelassen.

Wir gaben uns stumm die Hand und — schwuren der Kommune den Tod.

Im dicksten Schlamassel: Brandterror und Saalschlacht

Wahrscheinlich werden erst spätere Generationen dazu kommen, jenes denkwürdige Blutjahr 1932, als Straßenkämpfe und Saalschlachten überall in Deutschland an der Tagesordnung waren, objektiv und in seiner ganzen historischen Merkwürdigkeit zu erfassen.

Das Geheimnis unseres Sieges in diesem uns aufgezwungenen, ungleichen und tollkühnen Kampf gegen die Übermacht der Kommune und neuerdings auch des Reichsbanners kann nicht begriffen werden ohne die Stimmung, die uns damals beseelte.

„Ein Mann kann vieles verleihen, aber sein Motorrad darf auch der beste Freund nicht von ihm verlangen."

Ich war mir der Gültigkeit dieses Satzes vollkommen bewußt, als ich unserem Pg. Optiker Hagemann ganz trocken und harmlos erklärte, ich stände zwar jetzt in diesem Augenblick noch vor ihm, müßte aber schon in einer Stunde in dem eine gute Anzahl Kilometer entfernten vorpommerschen Städtchen Lassan sein, um dort laut Auftrag unseres Kreisleiters in einer von uns angesetzten Versammlung zu sprechen. Ja, so sei es und leider hätte ich keine Flügel. Die hätte er auch nicht.

Nein, aber ein Motorrad, entgegnete ich so sanft, wie ich nur konnte.

Und ohne ein weiteres Wort hatte ich eine Minute später die schönste schwere Fünfhunderter zwischen den

Beinen, eben geölt und gereinigt und mit Beiwagen, versteht sich.

Meine beiden Kameraden brüllten vor Freude. Mit Gesang ging es zunächst einmal nach Haus, um meinen Führerschein zu holen. Aber der teure Talisman konnte dann doch nicht verhindern, daß ich schon die nächste scharfe Kurve nicht bekam und bös gegen einen Stacheldrahtzaun schrammte. Die Maschine blieb zum Glück heil; aber meine rechte Hand war eine einzige Wunde.

Was tun? Mein Freund Theo, wie ich ein Medikus, der hier draußen seine Bude hatte, mußte den Schaden notdürftig verbinden.

„Du kannst ja immer noch mit der linken Hand zufassen", meinte Kamerad Riechers tröstend, halb im Ulk, halb ernsthaft.

„Daß es heute abend Kleinholz gibt, ist sicher. Die Kommune will sprengen."

„Stimmt auffallend", schmunzelte Putsch, „ich hab' unsere hiesigen Helden schon abrücken sehen. Es ist immer noch mal so schön, alte Bekannte zu treffen."

Ehrliche Freude stand auf seinem Gesicht geschrieben; aber ich horchte auf. Unsere Greifswalder Rotfrontleute nach Lassan bestellt? Das war mir neu.

„Wir hätten doch vielleicht mehr Saalschutz anfordern sollen. Warum meldest du so etwas nicht eher, Putsch, alter Esel?"

„Warum? Wenn wir gleich stark sind, halten die Halunken ja doch die Klappe. Auf diese Weise kriegen wir „unsere" hiesige Antifa wenigstens mal richtig beim Schlafittchen zu fassen."

Blödsinniges Gequatsche, dachte ich damals, das dicke Ende wird schon noch kommen.

Heute bin ich anderer Ansicht. Es ist nicht gleichgültig, mit welchen Gedanken und Gefühlen eine Truppe ins Gefecht geht. Es war gewiß mancher Unsinn bei all dem, was so zusammengequasselt wurde, wenn wir kameradschaftlich unter uns waren; aber es war ein herrlicher, himmlischer Unsinn. Wo wären wir ohne dieses Draufgängertum wohl geblieben?

Hinaus auf die Landstraße! Bald versagte der Scheinwerfer. Dieser Abend war wie verhext. Ich wollte ohne Licht nicht weiterfahren. Da kam ich schön an.

„Und was wird aus der Versammlung in Lassan?"

„Kinder, beruhigt euch! Ich bin ja nicht der einzige Redner. Ein Parteigenosse aus Berlin soll vor mir sprechen."

„Und wir sollen uns die Versammlung aus der Nase gehn lassen, he? Kommt nicht in Frage. Mehr als 'nen Knochenbruch kann es nicht kosten!"

Na schön! Gegen solche Argumente kann man nichts machen.

Also fuhren wir ohne Scheinwerfer weiter, übersahen eine Kurve und sausten in gerader Linie weiter über die Straßenböschung hinweg. Mein Freund Riechers, der das Unglück bemerkte, als unser Vorderrad schon in die leere Luft hineinstieß, entschwebte vom Soziussitz nach hinten. Ich zog Hand- und Fußbremse zugleich, die Karre machte einen gewaltigen Sprung, stellte sich auf die Nase, als wollte sie sich überschlagen, fiel wieder zurück und — stand.

Uns war warm geworden bei dieser Geschichte. Die unangenehme Kälte des Januarabends, meine im Verband brennende Hand, selbst Riechers' bei seinem Rettungssprung zerfetzte Hose waren vergessen.

„Stopp, Jungens!" Dies war der zweite Wink des

Schicksals. Beim drittenmal hat's uns sicher geschnappt. Wir sind kurz vor Lassan. Jetzt wird geschoben.

Oh, wie wurde mein Putsch über diese Zumutung da beinahe wütend! Der Gedanke, schiebenderweise in den Ort einrücken zu müssen, war ihm ganz unerträglich.

„Wofür hat man denn seine Maschine? Etwa zum Schieben? Nein, solange das Ding noch läuft, wird gefahren. Das wäre gelacht, das —"

Und so ging es weiter! Ein einziges, wundervolles Gequatsche! Ich mußte mich fügen, erwartete im stillen die nächste Sensation. Schon war sie da.

Ein dunkler Hügel, eine Kurve — und vor uns sahen wir den Himmel in Flammen.

Das war Lassan! Deutlich war der Ort im Licht der aufschießenden Feuergarben zu erkennen.

„Verdammt! Das versaut uns unsere ganze Versammlung!"

Und mit Vollgas rasten wir in die wundervolle, nächtliche Fata Morgana hinein.

Tatbestand: Zwei Scheunen von Parteigenossen brannten! Von Kommunisten angezündet.

Zu retten war nichts mehr. Für die übrigen Häuser des Ortes bestand keine Gefahr. Wir konnten unbesorgt in die Versammlung gehen.

Paß auf, sagten wir schon gegenseitig, das wird eine Bombenreklame für uns, als wir uns dem Versammlungslokal näherten und durch die erleuchteten Fenster des Tanzsaales Kopf an Kopf, Schulter an Schulter gedrängt sahen.

Aber wir hatten uns getäuscht. Die Kiste war gerammelt voll von Kommunisten. Niemand aus dem Ort, mit wenigen Ausnahmen, wagte in die Versammlung zu kommen. Jeder war in Sorge, daß dann auch bei ihm

Haus und Hof in Flammen aufgehen könnten, jeder bewachte sein Eigentum. Wir standen der Kommune also allein gegenüber. Es nützte uns auch nichts, daß wir ihre Taktik durchschaut hatten. Ein Zurück gab es nicht mehr.

Mein Erscheinen auf der Bühne versetzte die zweihundert Menschen im Saal, denen nur unsere zwanzig SA-Leute als lebende Kette vor der Bühne gegenüberstanden, in Raserei.

„Banditengeneral von Greifswald, bist du endlich da? Bluthund! Totschlagen! Nieder!"

So schrie und tobte alles durcheinander, bis sich endlich ein einzelner aus der Masse löste, vorsprang und mit erhobenem, auf uns gerichtetem Arm rief:

„Seht mal die Affen da oben, diese Affen —"

Schon war ein riesiger SA-Mann auf den Schreihals losgegangen und langte einigemal schweigend, dafür aber um so kräftiger zu. Die Aufmerksamkeit im ganzen Saal war jetzt auf diesen einen Punkt gerichtet. Alles wurde ruhig, unheimlich ruhig. Stille vor dem Sturm!

Bis der Greifswalder Kommunistenführer auf einen Stuhl sprang, sein „Proleten, hoch!" in den erstarrten Raum schleuderte.

Die rote Bestie war gut dressiert. Im Nu war die Saalschlacht im vollen Gange.

„Schlagt sie tot, die Faschisten!"

So kam es von der einen Seite, ein heulender Orkan.

„SA! Sturmriemen runter! Schulterriemen los!"

Das waren unsere Leute.

Noch einmal hörte man voll Entsetzen und Angst aufkreischen, was sich an Weiblichkeit in den Saal verirrt hatte. Dann war für das Ohr nichts mehr zu unterscheiden.

Biergläser flogen. Auf den Köpfen der Kämpfenden zerkrachten die Stühle. Auch die Tische wurden zerschlagen. Eine Lampe nach der andern ging in Scherben, erlosch.

Im Dunkeln tobt der Kampf weiter. Immer noch hört man die Bierseidel zerschellen. Dumpfe Aufschläge lösen immer wieder furchtbare Schreie aus. Am Boden, unter den Trümmern, niedergetreten, krümmen sich stöhnend und fluchend die Verwundeten, versuchen zu entkommen. Die Fensterscheiben zerklirren. Wohin man auch greift, überall weiche, menschliche Körper, warmes, strömendes Blut, Glasscherben, zersplittertes Holz.

Die Front der SA-Leute ist aufgelöst und zersprengt! Hier und da hält sich inmitten eines ringenden Knäuels noch ein Mann aufrecht. Die meisten liegen zerfetzt und blutend am Boden. Längst hat die Polizei sich verdrückt. Soll das „Nazi-verrecke"-Geschrei jetzt furchtbare Wirklichkeit werden?

Da springt die Tür auf. Vom hellen Hintergrund draußen heben sich die schwarzen Umrisse unserer SS ab. Metallisch klar fegt das Kommando des Führers Dohmen durch den Saal:

„SS-Kameraden! Wer türmt, ist ein Lump! Kameraden sind in Gefahr! Los."

Es sind zwölf Mann, die in der einen Faust große Stablampen, in der andern den Schulterriemen haben. Die Kommune duckt sich sekundenlang unter den Lichtkegeln, wird stiller. Verbissen klingt es aus dem Gewühl auf. Heil Hitler!

Wie Schnitter im Kornfeld, Nibelungen im Hunnensaal, so bahnt die SS sich jetzt in voller Saalbreite ihren Weg vorwärts. Selbst uns ging es durch Mark und

Bein, das pfeifende Geräusch der stetig niedersausenden Schulterriemen.

Aber das half! Wunderbar war das für uns Bedrängte, gab uns neue Kräfte. Wie verwandelt, vergaß die SA ihre Wunden und ging nun von der andern Seite her vor.

Landesverräter! Mordbrenner! Lassan gehört uns! Deutschland — erwache!

Nachdem die ersten Kommunisten aus dem Saal geflohen waren, wälzte sich fluchend, drängend und schreiend der große Haufe nach. Wir hinterher!

Wer sich uns in den noch vom Brandgeruch überlagerten Straßen entgegenstellte, wurde niedergeworfen. Weiter ging es. Überall in den Straßenrinnen, auf den Bürgersteigen und in den Hauseingängen lag jetzt der Gegner und flehte um Gnade. Eine Stunde später, und die Stille auf den Straßen wurde nur hier und da durch ein schmerzliches Stöhnen unterbrochen.

Der Ort war unser, der feige Überfall und die gemeine Brandstiftung waren gerächt.

Nichts weiter. —

Wahrhaftig, man konnte sich in die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges zurückversetzt glauben. Das war ein vielversprechender Anfang für das neue Jahr, und in der Tat, es machte diesem Anfang späterhin alle Ehre, jenes Blut- und Brandjahr 1932.

So kamen sie zu uns!

Wer es wagt, den Boden des roten Loitz zu betreten, muß wissen, daß er sich unter die Fäuste des Proletariats wagt! Nieder mit den Verrätern! Schlagt diese Faschistenhunde, wo ihr sie trefft!

Diese Aufforderung zum Tanz stand in der „Roten Fahne“ und war die Antwort auf unsere knallig roten Versammlungsaufrufe:

Arbeiter, Bauern, Bürger von Loitz!

Die Sozialdemokratie hat den Sozialismus verraten! Der bürgerliche Klassenstaat bricht zusammen! Ein neues Deutschland, ein Deutschland der Ehre und der Arbeit ersteht! Arbeiter! Reißt euch die rote Binde von den Augen und handelt! Heraus zur Massenversammlung am Sonntag! Thema: „Der Zusammenbruch des marxistischen Staates“!

Juden haben keinen Zutritt!

Unser Redner war im letzten Augenblick dringend verhindert. Statt seiner sollte ich in unserer ersten Loitzer Versammlung reden.

Also, rauf aufs Motorrad und hin! Während der Fahrt schrie mein treuer Putsch auf dem Rücksitz mir die Ohren voll.

„Heute ist in Loitz dicke Luft, Heinz! Die ganze Kom-

mune aus der Umgegend ist unterwegs. Deine Versammlung wird auseinandergehauen."

„Hast du Angst? Dann setz' ich dich gleich ab!"

Hinter mir herrschte gekränktes Schweigen, das ein Mann wie Putsch allerdings nicht lange aushalten konnte. Schon fing er wieder an.

„Angst? Sagtest du, Angst? Was mich betrifft, ich freue mich ja nur, wenn ich den Strolchen wieder mal eins für ihre Sünden in die Fresse geben kann."

Man kann diese entzückende Erklärung erst dann so recht würdigen, wenn man weiß, daß die kommunistische Presse seit langem ihre Anhänger offen aufforderte, uns beide höchst persönlich zu „erledigen".

Loitz! Die ersten Steine flogen hinter uns her. Auf den Straßen Patrouillen handfester Burschen, die mit riesigen Sowjetsternen behängt waren. Man merkte, hinein nach Loitz ließen sie uns gern, mit schlecht verhehlter Schadenfreude. Ob sie uns ebenso bereitwillig wieder hinauslassen würden, war eine andere Frage. Das Schlachtfest war offenbar gut vorbereitet.

„Wenn uns bloß nicht die Polizei in die Quere kommt!" sorgte sich Putsch. Dann brüllte er los, daß es durch die ganze Straße hallte:

„Die rote Front —
Haut sie zu Brei!
SA marschiert!
Achtung! Die Straße frei!"

Heute lachte die Kommune nur darüber. Man gönnte Putsch seinen Schwanengesang. Er dagegen wurde wild.

„Lacht nicht, ihr Schweine! Der Teufel soll euch frikassieren!"

Aber das Gelächter hielt mit dem Motorrad gleichen Schritt.

„Anhalten, Heinz!“

„Verrückt, Mensch! Die Bande zertritt uns wie 'n paar Ameisen.“

„Anhalten, sag ich dir! Dieser Lump da! Dieses Maul! Ich will ihm —! Ich muß —!“

Ich kümmerte mich nicht mehr um meinen zappelnden Hintermann und fuhr mit Vollgas vor das Versammlungslokal.

Ein Händedruck mit dem Ortsgruppenleiter. Ein dreifaches Heil Hitler! der SA, das mit Heil Moskau! und Gelächter tobenden Widerhall fand.

Meldung des SA-Führers: „Saal seit dreiviertel Stunden polizeilich gesperrt. Zwei Drittel Kommune und Reichsjammer.“

„Danke.“

Die Decke schien einstürzen zu wollen, die Wände waren förmlich am Platzen, so groß war das Gebrüll, das meinen Eintritt begleitete. Geballte Fäuste reckten sich drohend auf, während wir den Saal durchschritten. Eine teuflische Sammlung von Schimpfworten prasselte von beiden Seiten auf mich nieder.

Lausejunge! Schmutzige Zuhälter! Verfluchter Halunke! Faschistenschwein.

Die schäumenden Rotfrontleute hatten jede Menschenähnlichkeit verloren. Dagegen stand die SA ruhig in tadelloser Disziplin vor der Bühne, hob mir die Hand zum Gruß entgegen.

Ich stand auf dem Rednerpult. Während unser Ortsgruppenleiter sich vergeblich mühte, die Versammlung zu eröffnen, hatte ich eine Minute Zeit, mir diesen in ein Tollhaus verwandelten Saal hinter den zitternden Rauchschleiern anzusehen.

„Heil Hitler!“ kam es jubelnd von den Lippen der SA und warf sich dem höhnischen Gelächter entgegen.

Heil Moskau! kam es zurück.

Ich schlug mit der Faust auf den Tisch und pumpte meine Lunge voll Luft.

„Wir — Nationalsozialisten — sind bereit — mit jedem — ehrlichen — Kerl — zu diskutieren! — Aber — das Hausrecht — haben wir! Wer — die Versammlung — stört — fliegt hinaus!“

Johlen und Pfeifen! Wie die Meeresbrandung flutete es hoch auf, ebbte zurück, bald stärker, dann wieder schwächer.

Jetzt kreischten schon einige Weiber auf. Über die Gesichter unserer SA legten sich tiefe, ernste Schatten. Gleich mußte der Zusammenstoß kommen!

Aber der Führer der Loitzer KPD hielt den Augenblick wohl nicht für effektvoll genug, und damit hatte er allerdings recht. Er sprang auf einen Stuhl und schrie:

„Genossen, der Junge soll reden! Lassen wir ihn! Ich rechne nachher mit ihm ab!“

Bravo, Bravo! Reden lassen! Ruhe!

Und ich sprach! Zuerst gab es nur ein mitleidig überlegenes Lächeln. Dann hagelte es Zwischenrufe. Doch sie wurden wieder seltener. Zuletzt war es ganz still im Saal. Alles hörte mir andächtig zu.

Da saßen sie nun alle, breitbeinig, breitschultrig, die Arbeitshände auf die geflickten Knie gestützt, wie Figuren aus derbem Eichenholz geschnitzt. Einigen standen die Schweißtropfen auf der hoch gefalteten Stirn. Bei anderen spannten sich die Backenmuskeln zu festen, vorspringenden Knoten. Schwer hob und senkte sich der Atem der Versammlung. Der pommersche Landarbeiter begann nachzudenken.

Jetzt hielt der Rotfrontführer, der schon lange auf seinem Stuhl hin und her gerutscht war, es für gut, sich mit einem Zwischenruf bemerkbar zu machen. So kannte er seine Leute nicht. Hatten sie ihn — vergessen?

„Du lügst, du Lump! Alles gelogen!"

„Ruhe, du Großmaul! Was du weißt, kannst du nachher in der Diskussion auspacken!"

Der Saal knurrte ärgerlich. Ausreden lassen! Ausreden lassen! So hieß es überall. So verlangten es die ungeschriebenen Kampfregeln des einfachen Mannes aus dem Volk, der manchmal wohl langsam begreift, noch langsamer aber vergißt.

Der moskowitische Bonze duckte sich vor seinen eigenen Leuten.

Endlich hatte ich ausgeredet. Im Saal Totenstille! Ich hatte mich auf meinem Platz niedergelassen und betrachtete mit eigenartigen Gefühlen das so verwandelte Bild des Saales vor mir, als die Masse wie in Scham und Schande aufschrie. Wenn sie sich auch beinah hätten herumkriegen lassen, jetzt sollte es wieder gutgemacht werden!

Ihr Führer hatte ja selbst befohlen, mich ausreden zu lassen. Hatte er ihnen aber nicht auch versprochen, daß ich danach zerschmettert, vernichtet, zertreten werden sollte? Nach der uralten germanischen Sitte des Führerzweikampfes mußte jetzt der andere antreten.

„Los, Prolet! Gib dem Saukerl unsere Antwort!"

Der Kerl wollte kneifen. Warum denn noch reden? Seine ganze Haltung drückte ängstliche Ablehnung aus. Wollte er jetzt die Fäuste sprechen lassen? Nein, das wollten seine Anhänger nicht. Wenn es aufs Schlagen ankam — gewiß, dafür waren sie ja da. Aber wenn es

zum Reden kam, dann hatte er seinen Mann zu stehen, er für sie alle.

„Los, Mensch! Rauf auf die Bühne!"

Schon hatten die eigenen Genossen ihn auf das Podium gestoßen. Trotzdem nun alles ihm jedes Wort begierig von den Lippen ablas, machten seine Ausführungen überhaupt keinen Eindruck. Die eigenen Leute waren enttäuscht. Das kannten sie alles längst, diesen Ton, diese ewig gleichen Phrasen. Der Bonze las es wohl selbst von den enttäuschten Gesichtern, daß seine Gefolgschaft ein Wetter mit Blitz und Donner erwartet hatte, während er doch nur kläglich wie ein Rohrspatz schimpfte.

„Die braune Mordpest, Genossen, versucht heute, ehrliche Arbeiter zu betören —"

Jetzt war die Reihe an uns. Diese Beleidigung brannte.

Schon hatten zwei SA-Männer den Maulhelden von der Bühne gerissen.

Lump! Ehrliche Arbeiter beleidigen?

Bonze! Wer bezahlt dir dein Motorrad?

Die Kommune war aufgesprungen, als sie ihren Führer so in den Händen der SA sah. Krachend wurden die Beine von den Stühlen abgeschlagen. Die Fensterscheiben zersplitterten.

Heil Hitler! So hieß es bei uns.

Sturmriemen runter! Die SA griff an, ehe der feindliche Ansturm einsetzen konnte.

Im Augenblick herrschte eine höllische Hitze im Saal. Ganze Stühle, schwere Biergläser sausten auf die dicken pommerschen SA-Schädel nieder. Hier und da brach wohl einer unter der Wut des Gegners zusammen. Dann sprangen zwei Kameraden hinzu und schleppten ihn seitwärts. Auf dem Fußboden verbissene und verkrampfte

Paare! Aber jeder von uns, der sich da wälzt, hält einen Moskowiter fest und läßt ihn nicht los, solange er nicht das Bewußtsein verliert. Wie Dreschflegel arbeiten sich die Arme der SA-Linie durch den Saal, durch die heulende Horde. Mit den nackten Fäusten wird diesmal die Kommune aus dem Lokal hinausgeschlagen. Nieder mit euch Vaterlandsverrätern, so fliegt unser letztes Wort ihnen nach.

Die Räumung des Saales hatte zehn Minuten gedauert. Aber als wir uns umwenden, sehen wir, daß der Raum doch noch nicht leer ist. In der einen Ecke, ringsum an den Wänden steht ein ganzer Trupp Menschen zwischen den Blutpfützen, den zertrümmerten Tischen und Stühlen. Nicht wenigen davon ist es anzusehen, daß sie mitgekämpft haben. Auf welcher Seite? Ich weiß es nicht. Es sind jedenfalls keine von unseren Leuten. Und einige — ja, ich erkenne sie wieder — sind sogar Kommunisten!

Nanu, schießt es mir durch den Kopf. Was ist denn los? Was soll das heißen?

Aus den abgerissenen, unbeholfenen wenigen Sätzen ist ja nicht schlau zu werden.

Ja, also ... Ich möchte nur mal fragen ... Die Sache ist nämlich so ... Und ich wollte ... Ich auch ... Gemeinheit ... Und was wird das wohl kosten ...? Wie ist das eigentlich ...? Und wo muß man das machen ...? Jetzt ist aber Schluß ... Der Kram paßte mir schon lange nicht mehr ... Kann man was Schriftliches kriegen ...? Und hält das, solch Braunhemd? Komm, laß mal fühlen ... So ging das durcheinander. Einige brachten nicht mehr heraus als „Ick ...“ und „Hm ...“ und „He ...“, und manchmal war es überhaupt nur eine Art Grunzen.

Aber ich verstand ja sowieso nichts von dem allen! Da, endlich! Endlich war es heraus!

„Wir dachten —, wir möchten —, wir wollten nämlich auch — — — aufgenommen werden.“

Wir waren sprachlos. Fünfunddreißig Männer waren es. Und fünfunddreißig Neuaufnahmen hatten wir an diesem, unserem ersten Kampfabend im „roten“ Loitz!

Es folgte als kleines Nachspiel noch ein Straßenangriff der aufs äußerste erbitterten Kommune beim Abmarsch der SA. Die Polizei griff ein, und wie immer schienen auch diesmal unsere Braunhemden auf die Gummiknüppel eine geheimnisvolle magnetische Anziehungskraft auszuüben. Wir, obwohl die Angegriffenen, bekamen den „grauen Esel“ am meisten zu fühlen. In aller Hitze des Gefechts unterschieden wir deutlich, wie anders die verschiedenen Polizeiorgane sich verhielten. Die Landjägerei ließ uns in Ruhe. Dafür drosch die Kommunalpolizei, die wohl spätere Unannehmlichkeiten mit ihren kommunistischen Gemeindekindern fürchtete, um so kräftiger auf uns los. Nun, auch das ging vorüber, die Kommunisten wurden zurückgeschlagen, und die Straßen waren wieder ruhig.

Die Rückfahrt wurde mir dadurch schwer gemacht, daß Putsch sich immer wieder auf der einen oder der andern Seite über meine Schulter beugte und die Maschine aus dem Gleichgewicht brachte.

„Fünfunddreißig“, fing er immer wieder an, „Mensch, bedenk doch: fünfunddreißig! Jungedi, wo kann's bloß angehn! Und das müssen alles echte Kerle sein, nach dieser Einweihung, die sie mitgemacht haben! Oder meinst du vielleicht, daß sie nicht echt sind, he?“

Ich hatte genug mit der nachtdunklen Straße zwischen den weiten, flachen Feldern zu tun und ließ ihn reden.

Ich wußte ja, mein guter Kamerad würde die „Echtheit" unserer Neuaufnahmen noch hundertmal in Zweifel ziehen, um desto besser im Genuß des Gegenteils schwelgen zu können. Junge, ja, die waren echt!

Wir glühten beide vor Freude.

Ein nahrhafter Schnitterkrieg

Es war Sommerzeit!

Und es war Erntezeit!

Außerdem war es Sonntag!

Aber wir Kameraden saßen doch wahrhaftig an diesem strahlenden Nachmittag im „Schwarzen Adler", in unserem Parteilokal und — droschen Skat. Man kann nicht sagen, daß uns das Kartenspiel diesmal besonders viel Spaß machte. Irgendwer gähnte ganz unverhohlen. Ein anderer ging von Tisch zu Tisch, von Mann zu Mann und pfiff uns in aufreizender Weise das alte schöne Lied ins Ohr:

Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mei—h—ein Vergnü—gen! Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mei—h—eine Lust!

Nein, es war durchaus kein Vergnügen, es war geradezu sündhaft, hier zu sitzen und jede graue Sekunde einzeln mit einem Kartenblatt totzuschlagen. Aber was blieb uns an diesem Tag anderes übrig?

Man schrieb ja den 9. August 1931, den Tag des Volksentscheids. Für uns SA-Leute hatte es ungewohnte Arbeit gegeben. Wir waren doch wirklich an ein anderes Zupacken gewöhnt. Heute reichten wir zarten, zerbrechlichen alten Mütterchen kunstgerecht den Arm, um sie über die Straße und in das Abstimmungslokal zu führen. Da hieß es denn, langsam gehen, ganz langsam! Und vorsichtig sein!

„Stopp, min Mudding!“

Ja, wie kommen wir über den Kantstein? Das war dann die Frage.

„Süh so, lütt Ohming! So geiht dat woll!“

„Dank ok, min Jung!“

Und manches hundertfältig umrunzelte kluge alte Augenpaar, das uns Braunhemden bisher immer nur aus der Ferne, durch den Spiegel des kleinstädtischen Fensterspions oder die Zerrbrille einer verleumderischen und verlogenen Presse gesehen hatte — das schaute zuerst oft recht ängstlich und mißtrauisch drein. Wenn das man gut gehen würde?!

Aber nach den ersten zaghaften Schritten streiften die gleichen Augen dann schon verstohlen musternd an der blonden Reckengestalt da an der Seite empor.

Und wenn ein Schwarm junger Deerns am Straßenrand, drall und krall, sich ein Lächeln über das ungleiche Pärchen nicht verkneifen wollte, dann zwinkerte Großmutter schelmisch und listig unter dem Rand des altmodischen Kapotthütchens hervor, als wollte sie sagen:

Kinnings, nur kein Neid! Wer hat, der hat!

Heitere Worte flogen dann hin und her. Es gab rührende Szenen. Schließlich hatte ja jeder von uns eine Mutter, und sie hatten alle Söhne. Also klappte unser Schlepperdienst recht gut, war mehr als platter Stimmenfang, wurde wertvolle „Tuchfühlung“ mit dem Volk.

Nicht wenige Kameraden, die sich mit einem leichten Gruseln vorher davon gedrückt hatten und lieber die Anschriften der Säumigen aus den Stimmlisten ausschrieben, bereuten es jetzt. Schreibarbeit blieb eben Schreibarbeit, und der letzte Schwung fehlte auch, zumal wir alle ja von vornherein wußten, daß dieser Volksentscheid

noch nicht die endgültige Entscheidung, sondern nur eine vorläufige Kraftprobe sein würde.

Jetzt wurde der Abstimmungsbetrieb draußen flauer. Immer mehr Kameraden kamen zu uns herein, und auf allen Gesichtern stand das gleiche geschrieben. Nischt los heute! Fauler Tag! Und nun sollten wir hier noch bis zum Abend sitzen und warten? Auf was denn? Es würde ja doch nichts passieren!

Als in diese Stimmung plötzlich unser Kreisleiter hereinplatzte, nahmen wir seine Aufregung deshalb zunächst für einen faulen Witz, der uns nur etwas aufmuntern sollte.

„Auf, Jungens, auf! Es gibt Arbeit für euch!" Da schrillte auch schon das Telephon. Und wie wir den Mann da jetzt an der Strippe hängen sahen, wußten wir alle sofort, daß es sich diesmal nicht um eine der üblichen kleinen Anfragen oder Rückfragen handeln konnte, mit denen der Quasselkasten uns den ganzen Tag gequält hatte.

„Was 'n los, Pg. Heide?"

„Ruhe im Saal!"

Sofort war es mucksmäuschenstill. Der Kreisleiter hielt für einen Augenblick die Hand vor den Sprechtrichter.

„Die polnischen Schnitter auf Loissin wollen unserem Pg. Gundel an den Kragen. Ich spreche gerade mit ihm."

Wir flüsterten unter uns. Gundel? Das war doch der Inspektor auf dem Gut. Er schien bös in der Klemme zu sein. Auf dem Gesicht des Mannes am Apparat spiegelte sich deutlich die Spannung wider, die am andern Ende des Leitungsdrahtes herrschte.

„Sie belagern das Herrenhaus!"

Uns war, als ob wir das Bild leibhaftig vor uns

hatten. Zu dumm. So etwas mitzuerleben und nicht gleich dreinschlagen zu können!

„Da! Jetzt eben haben sie die Fenster eingeworfen."

Himmel! Und wir konnten nicht helfen, saßen hier. Nein, wir saßen längst nicht mehr. Wir waren aufgesprungen. Einige schnallten schon um. Andere winkten ab. Wozu denn? Jetzt mußte unser Parteigenosse sich auf sein Jagdgewehr, auf seinen Drilling verlassen.

Konnte er wirklich? Nein! Welcher ehrliche Mann durfte es sich in diesem Staat wohl erlauben, selbst in der letzten ehrlichsten Notwehr von der Waffe Gebrauch zu machen?

Abermals eine Gesprächspause im Apparat!

„Jetzt wollen sie stürmen."

Wir sahen uns an. Wir würden also doch zu spät kommen? Egal, hin mußten wir, so oder so. Wenn man nur wenigstens ein Wort mehr hören könnte! Damit wir doch nicht in dieser entsetzlichen Ungewißheit losfahren mußten!

Gott sei Dank! Das erlösende Wort kam, kam in der nächsten Sekunde.

„Sie scheinen es sich noch zu überlegen, die Brüder. Sie halten aber das Haus weiter umstellt. Sie rufen sich laut etwas zu, aber wer kann dieses Kauderwelsch denn verstehen? Da! Jetzt haben sie sich doch verraten. Sie wollen warten bis zum Abend, bis die Dunkelheit kommt."

Wir jubelten auf. Alles stand sprungbereit. Der Befehl des Sturmbannführers ließ nicht auf sich warten.

„SA fertigmachen!"

Ein überflüssiger Befehl war das.

„SA antreten!"

Einige Kameraden, die eben jetzt hinzukamen und noch

nicht wußten, um was es sich handelte, reihten sich schleunigst ein, ohne zu fragen. Zwei, drei Nachzügler kamen angerannt. Es ging los! Das sahen sie schon von weitem. Sie wollten dabei sein! Sie wollten noch mit!

Der Motor des Lastwagens brummte.

„SA aufgesessen! Los!"

Meine treue Maschine war bald weit voraus. Aber was war das? Eben hatte sie noch so ruhig auf der Straße gelegen — jetzt fing sie an zu tanzen, immer mehr, immer bedenklicher, immer wilder.

Fragend sah ich mich nach meinem Kameraden auf dem Soziussitz um und hatte auch schon des Rätsels Lösung. Wenn der Begleiter so hin und her hüpfte, als wollte er auf dem Sitzpolster einen Kopfstand versuchen, dann mußte auch der beste Fahrer endlich im Straßengraben landen.

„Mensch, sei mal vernünftig!"

Putsch tat, als hörte er mich nicht. Jetzt verlangte er Vollgas.

Ich tat ihm den Gefallen. Er jubelte auf, daß wir als die Ersten am Kampfplatz sein würden. Schon kam das Gut in Sicht. Da — mitten auf freiem Feld — stoppte ich ab. Hielt. Stieg ab. Setzte mich an den Straßenrand.

Und eine Minute später sah es so aus, als hätten zwei alte Freunde sich für immer entzweit.

Was der wilde Draufgänger Putsch von mir verlangte, war heller Wahnsinn. Dabei kannte er die polnischen Erntearbeiter so gut wie ich. Hitzig! Immer schnell mit dem Messer bei der Hand! Zwar lebten sie ja im allgemeinen ihr eigenes Leben, aber das hatten sie doch sehr schnell spitz gekriegt, daß wir Nationalsozialisten in unseren Versammlungen immer wieder ihre Ausweisung verlangten. Schluß mit diesem System volksfremder

Wanderarbeiter! Wegen dieser Forderung haßten sie uns Braunhemden wie die Pest.

Nach vielem Bitten, Flehen, Drohen und Fluchen fing der Junge sogar an, ausfällig zu werden. Beleidigend! Frech!

Ich antwortete ihm längst nicht mehr, lag lang auf dem Rücken, spielte mit den Grashalmen und blinzelte in die Gegend, in den lichtblauen Himmel.

Ich werde dieses Bild nie wieder vergessen. Ringsum weite Felder, auf denen das Korn schon in Hocken stand! Ein Zug Kraniche hoch über uns! Einmal ein Vogelschrei! Dann wieder unendliche Stille!

Und seltsam! Der wilde Knabe da, der noch immer auf dem Rücken unserer Karre saß, mit den Beinen strampelte, mit den Armen fuchtelte, die Augen rollte und wie ein Rohrspatz schimpfte — er vermochte dieses einzigartige Bild nicht zu stören, er gehörte vielmehr zu ihm, wie das Salz zum Essen.

Wie ihm seine Solorolle doch zu dumm wurde, stieg auch er ab, ging ein paar Schritte in das Feld und machte sich daran, die zusammengesackten und umgefallenen Garben in den Hocken wieder aufzustellen. Am Horizont tauchten zwei Punkte auf, ein kleiner, ein großer: der Wagen unseres Kreisleiters, der Lastwagen mit der SA. Putsch achtete nicht darauf, tat so, als wenn er das ganze riesige Feld in Ordnung bringen wollte.

„Fertigmachen, Putsch! Es geht los!"

„Rutsch mir den Puckel runter! Ich fahr' nicht wieder mit dir! Nie! Ich fahr' mit der SA."

„Na, schön."

Damit schaltete ich den ersten Gang ein.

Schon ging hinter mir ein furchtbarer Krach los.

„Halt an, du Halunke! Was denkst du dir eigentlich?"

„Daß du mit der SA fahren willst!"

„Oller Quatschkopp! Du weißt ganz genau, wie ich das meine, wenn ich so was sage, du Idiot, du!"

Damit war die Versöhnung besiegelt. Ich hatte es nicht anders erwartet, kannte ich sie doch nur allzu gut, diese seltsame Sprache meines Putsch, diese herrliche Sprache.

Als wir bald darauf das Gut erreichten, hatten die Polen uns natürlich schon bemerkt und — den Rückzug angetreten. Unser Parteigenosse kam uns strahlend, mit ausgestreckten Händen entgegen. Die Schnitter lungerten vor ihren Quartieren umher, als sei gar nichts geschehen. Nur die zertrümmerten Fenster des Herrenhauses zeugten noch von der stürmischen Szene, die sich hier vor kaum einer halben Stunde abgespielt hatte.

Wir waren enttäuscht. Sollten wir ganz umsonst gekommen sein? Sollte der Aufruhr den Kerlen so ungestraft hingehen? Dann würde ihnen der Kamm bald wieder schwellen.

In uns brannte eine doppelte Wut. Jedes Garbenfeld, an dem wir vorübergekommen waren, hatte uns in der Seele weh getan. Wie sehnten sich die erwerbslosen Kameraden danach, einmal wieder die Sense schwingen zu dürfen, die Mähmaschine durch dieses goldene Meer zu steuern, den Arm voll gelber Halme an die Brust drücken zu können und den vollen Erntewagen in die Scheune zu fahren!

Aber da mußten diese Burschen da drüben kommen und ihnen außer dem Lohn auch noch die Freude an der schönsten aller Arbeiten rauben!

Erbitterte Blicke flogen deshalb hinüber, Drohungen, Flüche. Putsch war in seinem Element.

„Ihr verfluchten Spitzbuben! Nicht genug, daß ihr uns Deutschen die Arbeit wegnehmt! Jetzt wollt ihr euch auch noch in Deutschland mausig machen, he?“

Aber wer könnte wohl einem polnischen Wanderarbeiter mit Worten, und seien sie noch so kräftig, imponieren? Fluchen und Schimpfen sind ja sein halbes Leben, sein Sport und seine Leidenschaft. Mit einer Art von fachmännischem Interesse ließen die Kerle deshalb auch die gröbsten Grobheiten über sich ergehen, grinsten und nickten sich nur gelegentlich mit Kennermiene zu und dachten wohl mit einem gewissen Stolz an ihre eigenen Schimpfkanonaden. Nein, da mußte man ihnen schon ganz anders kommen!

Nun, es kam noch anders. Befehl des Sturmbannführers:

„Die Schnitterkaserne nach Waffen durchsuchen!“ Das ließen sich unsere Jungens nicht zweimal sagen. Hinein in die Baracke! Hinein in die Zimmer! Frisch zugegriffen in diese fremdartige Welt! Hei, was da alles aus den Schränken und Truhen, aus den Kisten und dem Bettstroh hervorkam! Die elegantesten Sonntagsschuhe! Aber auch dickster Dreck! Seidene Röcke, rassige bunte Tücher neben Lumpen, die man kaum anfassen mochte.

Nur Waffen wurden nicht gefunden. So ein Gutshof ist groß und hat viele Verstecke. Die Polacken hatten sich von ihrer ersten dummen Überraschung erholt. Sie hatten an eine Plünderung geglaubt. Jetzt grinsten sie vergnügt. Merkwürdiges Volk! Es muß an Demütigungen, an die Peitsche gewöhnt sein.

„SA antreten! Stillgestanden!“

Ruckzuck! Die Front der Braunhemden stand, wie mit dem Lineal gezogen.

„Abzählen!“

Die Zahlen knallten nur so heraus von eins bis sechsunddreißig! Unsere Polacken staunten Bauklötze. Die Sache fing an, ihnen unheimlich zu werden. Langsam verdrückten sie sich.

Die Exekution war damit beendet. Jeder von uns fühlte es, die würden so bald nicht wieder den Schnabel aufmachen. Aber der glanzvolle Höhepunkt des Tages sollte erst noch kommen. Ja, es ist so, alles, was vorher war, wäre heute vielleicht schon längst von uns, die wir damals dabei waren, vergessen, wenn der Gutsbesitzer uns nicht — zum Essen eingeladen hätte. Diese Stunde wurde das Ereignis nicht nur des Tages, des Jahres!

Späteren, glücklicheren Generationen wird diese Geschichte wie ein Märchen vorkommen! Für uns war es damals ein Märchen, dieser lange, gedeckte Tisch im Wirtschaftsgebäude, der sich unter Herrlichkeiten bog, die wir kaum noch kannten. Wurst! Schinken, Käse! Sogar gute Butter!

Eigentlich war es zum Heulen. Wir standen da wie die Kinder vor dem Weihnachtstisch. Neben mir flüsterten zwei, Putsch und ein alter Sturmmann, der schon seit Dreiundzwanzig dabei war.

„Du! Wenn man da so ordentlich reinhauen könnte!"

„Mensch! Dazu steht das doch da! Mir hängt der Magen schon lange wie'n nasser Lappen im Bauch 'rum."

„Meinste, mir nicht? Aber bedenk' doch! Sich mal richtig satt essen! Zu Hause riskier' ich das schon lange nicht mehr, wegen den Kleinen. Drei Jahre geht das nun schon so. Erwerbslos! Ausgesteuert! Und nicht mehr als das Wohlfahrtsgeld für die Frau, die Kinder und mich! Jetzt weiß ich, was mir die ganze Zeit gefehlt hat. Aber das kann ich dir sagen: heut abend freß ich für vierzehn Tage im voraus."

„Na, und ich werd' mir noch so'n paar Stullen extra für unterwegs mitnehmen!"

„Junge, das ist 'ne Idee! Das werd' ich auch tun!" Mit derartigen Betrachtungen mochten die meisten beschäftigt sein, denn noch hatte niemand wirklich angefangen zu essen. Putsch wurde der Augenblick nun doch zu sentimental.

„Ihr Trauerklöße, quatscht nicht länger! Haut rein, oder wir fressen euch alles auf, und ihr habt das Nachsehen!"

Andächtiges Schweigen! Alles kaute mit vollen Backen! Schinkenbrote und Limonade! Wo sich zwei Augenpaare begegneten, da mußten sie lachen. Schon schnallte der erste sein Koppel einige Löcher weiter. Stürmische Heiterkeit! Aber die andern folgten bald nach.

Die Komik erreichte ihren Höhepunkt, als nach dem Essen alles in Gruppen auf dem Hof stand und der Oberinspektor mit ein paar Kisten Zigarren ankam. Jeder fand es zu ulkig, die Kameraden mit der dicken Zigarre zu sehen, und dabei qualmte er doch selbst wie ein Schlot.

„Du, Gundel, gib mir noch mal so'n Bremsknüppel! Den rauch' ich dann in aller Ruhe zu Hause, weißt du!"

Neuen Anlaß zum Lachen gab es, als einige Kameraden stöhnten und ächzten und über Leibschmerzen klagten. Ich als Mediziner sollte nun meinen Senf dazu geben.

„Ihr habt eben zuviel gefressen, Kerls! Das ist sehr einfach!"

Alles brüllte vor Vergnügen, und ich war heilfroh darüber, obwohl meine heitere Diagnose grundfalsch war. Aber warum sollte ich ihnen denn die Wahrheit sagen? Es lag zuviel Bitterkeit in der Tatsache, daß es im dreizehnten Jahr der Republik in Deutschland ausgewachsene

Männer gab, die nicht einmal mehr ein normales, anständiges Essen vertragen konnten. Mit Himbeerlimonade!

Ach ja, es ließen sich genug ernste Bemerkungen an diesen scheinbar so fidelen Festschmaus anknüpfen! Und es war fabelhaft anständig von der SA, daß sich niemand in dieser Richtung etwas merken ließ, sondern in bescheidener, schlichter Dankbarkeit die Gunst des Augenblicks hinnahm!

„SA fertigmachen! Aufsitzen."

Die Motoren sangen ihr altes Lied.

Zurück in den Hunger! Zurück in den Kampf!

Führer und Geführte

Unsere Bewegung war nicht mehr aufzuhalten. Wo immer wir nur das Ohr der SPD-Leute fanden, liefen sie in Scharen zu uns über. Deshalb ließen die Führer der Gegenseite es grundsätzlich nicht mehr zur Aussprache kommen und verboten ihren Anhängern strengstens den Besuch unserer Versammlungen.

Eines Nachmittags erreicht mich die Nachricht, daß ich unbedingt in Grammendorf auf einer SPD-Versammlung zur Diskussion sprechen müßte. Grammendorf war rot und wollte anscheinend für immer rot bleiben. Wir hatten hier durchaus keinen festen Fuß fassen können.

Putsch und ich jagten also los. Wir kamen etwas zu spät, setzten uns aber trotzdem auf eine der vordersten Bänke im Saal mitten zwischen Reichsbanner und Kommune.

Die üblichen Schmähruse auf unsere Braunhemden! Der Redner selbst stoppte sie ab, um seinen Vortrag beenden zu können.

Verstohlen las ich noch einmal meinen Zettel mit den Personalien des Redners. Schlemmer, Lehrer. Gewerkschaftssekretär. Aha, dachte ich, so einer!

Und dann meldete ich mich zur Diskussion.

„Sie können das Wort nicht bekommen. Sie sind zu spät zur Versammlung erschienen!"

Ich sprang auf. Das war denn doch die Höhe!

„Nein, nicht, weil ich zu spät gekommen bin! Weil ihr zu feige seid, euch vor euren Wählern zur Rechenschaft ziehen zu lassen!"

Das Reichsbanner brüllte im Chor.

„Lump! Arbeitermörder!"

„Raus! Schmeißt das Nazischwein raus!"

„Ich verlange das Wort!"

Neben mir ging eine Bierflasche hoch, um auf meinem Schädel zerschlagen zu werden. Irgend jemand fiel dem Rasenden in den Arm.

„Ich verlange das Wort!"

Jetzt lief dem Versammlungsleiter, einem einfachen Mann, die Galle über. Eine derartige Frechheit war ihm wohl noch nicht vorgekommen. Er sprang auf mich zu, würgte mich an der Kehle und schrie:

„Dir Faschistenhund wollen wir schon zeigen, wer hier der Herr ist!"

„Ich — verlange — das — Wort!"

Die Zunächstsitzenden waren sämtlich aufgesprungen. Ich fühlte die ersten Fausthiebe. Aber mein Putsch und ich wehrten uns wie die Wilden.

„Loslassen, ihr Stinktiere, ihr Saubande, ihr!"

Die schönen Kraftausdrücke meines Kameraden trugen nicht gerade zur Beruhigung der Gegner bei. Erst der überwachende Polizeibeamte, der in diesem Augenblick eingriff, rettete uns.

„Wenn Sie jetzt nicht alle Ruhe geben, löse ich die Versammlung auf!"

Der Landjäger konnte sich auf seinen Platz an der Tür zurückziehen. Ruhig und friedlich saß alles da. Mir kam ein guter Gedanke, indes der Redner seinen Vortrag zu Ende brachte. Putsch mußte zum Wirt hinausgehen, von

dem ich wußte, daß er Parteigenosse war und die SPD nur gezwungenermaßen bei sich duldete. Als mein Kamerad zurückkam, nickte er mir schon von weitem zu.

Der Herr Gewerkschaftssekretär wiegte sich in behaglicher Sicherheit. Jetzt konnte ihm nichts mehr passieren. Gerade hieß es:

„Damit ist die Versammlung geschlossen."

Da stand ich aber auch schon auf dem Vorstandstisch.

„Jawohl", rief ich aus, „die Versammlung der SPD ist geschlossen. Aber die Versammlung der NSDAP beginnt! Deutsche Volksgenossen! Wer noch einen Funken Ehre im Leibe hat, der bleibt hier und hört sich an, was die Nationalsozialisten auf die Phrasen der SPD zu antworten haben. Und Sie, mein Herr Vorredner", damit wandte ich mich mit einer Verbeugung an den Gewerkschaftssekretär, „sind herzlich eingeladen. Sie dürfen in der Diskussion so lange reden, wie Sie nur wollen. Nur bleiben Sie bitte hier!"

Wie von der Tarantel gestochen sprang der also Angeredete auf. „Genossen! Genossen! In dieser Versammlung habt ihr gar nichts zu suchen!"

Das hätte der Bonze nicht sagen sollen. Wenn sie es noch nicht getan hatten, jetzt horchten seine Schäflein auf. Was mochten das für Dinge sein, die man ihnen so ängstlich vorenthalten wollte? Verbotene Früchte schmecken bekanntlich immer süß. Neugierde lockt. Kurz, sämtliche SPD-Leute blieben im Saal.

Demonstrativ stürzte Herr Schlemmer aus der Tür. Es folgte ihm — niemand. Halb hofften seine biederen Mannen wohl noch, daß er zu ihnen zurückkehren würde.

Er kam nicht. Diese alten Arbeiter sahen sich an. Zweikampf der Führer, wenn auch nur in Worten — das war

eine ehrliche Sache. Warum mußte ihr Vertreter gerade jetzt verschwinden? Nun knatterte draußen sogar sein Motorrad. Er war endgültig abgehauen.

„Volksgenossen“, rief ich, „seht euch diese eure Führer an! Wenn sie mal für euch gerade stehen sollen, kneifen sie.“

Diese Sprache versteht auch der einfachste Deutsche. Die Leute fühlten sich durch die Flucht ihres Bonzen vor uns und sich selber blamiert. Ein unzufriedenes Knurren ging durch den Saal. Einzelne erregte Stimmen erhoben sich.

„Der Kerl hätte hierbleiben müssen! So werden wir verraten und verkauft, Kinder!“

Urplötzlich war die Stimmung umgeschlagen. Aufmerksamere Zuhörer könnte ich mir überhaupt nicht wünschen.

„Recht hat der Mann! Die SPD hat uns bloß dumm halten wollen!“

Diese Ausrufe mischten sich in das allgemeine Beifallklatschen, als ich am Ende meiner Rede war. Sechs Neuaufnahmen! Darunter der Versammlungsleiter, der mich eine Stunde vorher noch an der Gurgel gehabt hatte. Etwas zögernd streckte er mir jetzt die gleiche Hand hin.

„Nichts für ungut! Zimmermann heiß' ich. Kassierer vom roten Landarbeiterverband, weißt du —“

Kräftig schlug ich ein. Um so besser!

Es zeigte sich, daß das Verhalten eines unbekannten kleinen Gewerkschaftssekretärs für die Grammendorfer ausschlaggebender war als sämtliche Korruptionsprozesse, die in der Reichshauptstadt verhandelt wurden. Dreimal in kurzer Folge konnte ich die so entstandene, uns günstige Stimmung in gutbesetzten Versammlungen ausnutzen. Grammendorf gehörte uns. Die Geschichte dieser Eroberung ist in wenigen Zahlen erzählt.

Abgegebene Stimmen in Grammendorf für

	SPD	NSDAP
Preußenwahl 1929	180	4
Provinziallandtag 1930 ...	80	64
14. September 1930	34	120

Und noch etwas später stand hier ein SA-Trupp von 31 Mann!

Herr Schlemmer aber durfte sich hier nicht wieder sehen lassen. Das Landvolk hat in dieser Hinsicht einen urgesunden Instinkt. Ein Führer kann in seinen Worten tausendmal irren. Das macht nichts. Aber wer seine Leute im kritischen Augenblick feige im Stich läßt, der ist für immer erledigt.

Nun, es gab genug andere Orte, in die der traurige Ruhm meines Helden noch nicht gedrungen war. Übers Jahr traf ich meinen Pappenheimer wieder, und es zeigte sich, daß er nichts, aber auch gar nichts hinzugelernt hatte.

Reinkenhagen, Hochburg des sozialdemokratischen Landarbeiterverbandes! Ich trommelte mir ein Lastauto voll Greifswalder SA zusammen. Himmel! Wie sahen die Kerle aus! Unser Räuberzivil bestand aus kessen Schlägermützen, blutroten Schlipsen und blauen, beinahe unzerreißbaren Leinenanzügen. Wer uns in dieser Versammlungskluft nur sah, dazu die grimmigen Gesichter, dem konnte schwach vor Angst werden. Mit Absicht hielt ich mich im Hintergrund, während die Jungens sich über den gerammelt vollen Saal verteilten. Ich hatte meine Gründe, mich nicht allzu früh vor meinem alten Bekannten sehen zu lassen. War ich doch schon einmal einem Trick eines Redners zum Opfer gefallen, dem ich „unsympathisch" war, um mich gelinde auszudrücken, und aus einem Versammlungslokal von der Polizei aus-

gewiesen worden! Und hier gab es kein Lokal für eine Parallelversammlung.

Wie Wetterwolken ballten sich an den Wänden die Rauchschwaden, die aus den Stummelpfeifen der Landarbeiter aufstiegen.

Putsch und ich drückten uns in den Schatten, denn soeben wandelte der Held von Grammersdorf durch die Saalmitte nach vorn zur Bühne, huldvoll nach rechts und links seine Grüße austeilend.

„Los", flüsterte Putsch.

Aber noch war meine Zeit nicht gekommen. Umständlich packte der Redner auf dem Pult eine Menge Papiere auseinander, die als sogenanntes „Material" Eindruck schinden sollten. Dieser primitive Schwindel verfehlte seinen Eindruck nicht. Alles war gespannt. Inzwischen starrte unser Mann über den Saal und die Menschenmenge hinweg, als sähe er in einer geheimnisvollen Ferne die unglaublichsten Dinge.

Die Versammlung wurde für eröffnet erklärt.

Nun war es Zeit. Putsch und ich gingen nach vorn und nahmen an einer freien Tischecke Platz. Niemand von den Versammlungsbesuchern schenkte uns seine Aufmerksamkeit. Aber Herr Schlemmer erkannte mich wieder. Oh, dieser Blick! Er sagte alles.

„Ich erteile hiermit unserem Redner das Wort."

Der Versammlungsleiter hatte sich niedergelassen. Doch der Redner machte keine Anstalten, zu reden. Er hüstelte, vermutlich, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen.

„Ehem! Ehem!"

Endlich tuschelte er mit dem Vorsitzenden. Die Spannung im Saal war bis zum Äußersten gestiegen. Das

alles war so ungewöhnlich. Jetzt stand sogar der Vorsitzende wieder auf.

„Genossen! Genossen! Es ist ein Umstand eingetreten. Ein Umstand, der es uns nicht erlaubt, unter diesen Umständen eine öffentliche Versammlung abzuhalten. Euch aber, Genossen des Landarbeiterverbandes, bitte ich zu einer vertraulichen Besprechung in das Nebenzimmer."

Die SA brüllte vor Lachen. Die übrigen Versammlungsteilnehmer sahen enttäuscht und fassungslos aus. Vom Redner noch immer kein Wort zu einer Erklärung! Da sprang ich auf.

„Volksgenossen! Ich kann euch das große Geheimnis des Nebenzimmers erklären. Der Herr Redner hat Angst, sich zu blamieren. Er hat sich schon einmal vor uns Nationalsozialisten blamiert. Dieser Herr hier will kneifen. Er hat schon einmal gekniffen. In Grammendorf nämlich. Wir waren Zeugen. Volksgenossen! Im Namen der NSDAP! Diese Versammlung ist wieder eröffnet, Herr Schlemmer zur Diskussion eingeladen."

„Hierbleiben!"

Die SA schrie es im Chor. Herr Schlemmer entfernte sich doch.

„Hierbleiben", riefen einzelne seiner Anhänger, die es noch ehrlich und aufrichtig mit ihm meinten. Wie sie nicht gehört wurden, gerieten sie allmählich in Wut.

„Hierbleiben, Feigling! Hierbleiben!"

„Hierbleiben", donnerte ein hünenhafter SA-Mann, packte die begehrte Persönlichkeit und wollte sie zur Bühne zurückbugsieren.

„Lassen Sie mich doch los! Lassen Sie mich los! Ich spreche schon noch zur Diskussion! Bestimmt!"

Nachdem alle im Saal dieses freiwillig abgegebene Ver-

sprechen gehört hatten, hielt ich es für meine Pflicht, meinen Gegner aus den Händen der SA zu befreien.

„Der kommt nicht wieder", warnten sie.

„Ich komme wieder", versprach er abermals.

Mein Vortrag war kurz. Der Schlußsatz lautete: „Arbeiter, seht euch eure Führer an!"

Draußen knallte es. Schüsse?

Nein, Fehlzündungen waren es. Das Motorrad des Bonzen! Jetzt kam es in Gang. Jetzt sauste es ab, noch ehe die hinausstürzenden SA-Leute es festhalten konnten.

In der Versammlung mischten sich Hohn, Wut, Scham und Enttäuschung. Ein SA-Mann kam zu allem Überfluß auf die Bühne und machte feierlichst Meldung: „Herr Schlemmer soeben getürmt!"

Ich drehte ihn mit dem Gesicht zur Versammlung hin. „Sag' das noch einmal, Junge! Aber laut!" Die SA brüllte. Chor und Sprecher wechselten ab.

„Wer hat uns verraten?"

„Die Sozialdemokraten!"

„Wer macht uns frei?"

„Die Hitlerpartei!"

„Deutschland! — Erwache!" — „Deutschland! — Erwache!" — „Deutschland! — Erwache!"

Horst-Wessel-Lied!

Und jetzt geschah das Wunderbare! Stehend, mit erhobenen Armen, sang die ganze Versammlung es mit. Zum erstenmal kam über Hunderte von Lippen unser Heilgruß. Immer wieder brandete er auf, folgte uns noch lange in die Nacht hinaus, als wir endlich das eroberte Reinkenhagen wieder verließen.

Was wir durch jahrelange Aufklärungsvorträge und Propagandaarbeit nicht hatten erreichen können, ein ge-

wisser Herr Schlemmer hatte es in einer Minute geschafft. Der rote Landarbeiterverband war aufgeflogen. Die Stellung war unser.

Auf der Rückfahrt herrschte unter uns eine Stimmung, als ob jeder einzelne von uns armen Teufeln das große Los gewonnen hätte. Wir waren alle wie besoffen — und hatten doch nicht einen Tropfen getrunken.

Sechs Monate Gefängnis

Der Student hatte Ferien. Aber im Parteidienst gab es keinen Urlaub. Gegen Ende September hielt ich Propagandavorträge in Hinterpommern.

Ein seltsames Leben war das! Heute war ich hier, morgen da. Immer allein! Nirgends zu Hause. Jetzt wehte mir der frische Wind der Landstraßen um die Schläfen, während die Maschine mit mir durch Dörfer und kleine Städte, durch die rot und gelb leuchtenden pommerschen Wälder und die abgeernteten Felder dahinflog.

Und in der nächsten Stunde konnte ich schon irgendwo in der stickigen Luft und dem hängenden Tabakrauch eines niedrigen überfüllten Dorfsaales stehen, und Hunderte von Augenpaaren, sei es in Jubel oder Haß, glühten mich an.

Wenn ich eben noch eine Minute Stille am Rand einer entlegenen Waldlichtung genossen, an deren anderem Ende die Dämmerung ein Rudel Rehe auf die Blöße hinausschickte, dann brandete am gleichen Abend um mich das Getümmel der Saalschlacht.

Ein einsames, ein aufreibendes, ein verrücktes Leben war das. Und dennoch! Weiter, trieb es mich, weiter!

Eines Tages mußte ich dann aber doch anhalten. Vorladung!

Vorladung vor das erweiterte Schöffengericht in Stettin für den 5. Oktober, morgens zehn Uhr. Anklagepunkte: Verächtlichmachung der Verfassung und Beleidigung der Minister Hilferding und Grzesinski. Ich sollte Gegenzeugen nennen.

Nun, wie die Dinge beim Eintreffen der Vorladung standen, konnte ich das letztere gar nicht. Woher sollte ich meine Entlastungszeugen nehmen? Die betreffende Versammlung war lange gewesen. Ich kannte die Teilnehmer, die ich erst mühsam wieder hätte zusammentrommeln müssen, ja kaum dem Namen nach. Außerdem würden die Parteigenossen kaum darauf geachtet haben, was ich wortwörtlich gesagt hatte, was nicht. Ich mußte also auf Zeugen, die für mich eintreten konnten, verzichten.

Immerhin wollte ich mich besonnen auf die Verhandlung vorbereiten. Dazu allein brauchte ich einige Tage Aufschub. Wie das erreichen?

Es war jetzt acht Uhr morgens am Verhandlungstag. Niemand von den Parteigenossen, bei denen ich mich aufhielt, hatte eine Ahnung, daß ich in zwei Stunden in dem ungefähr hundertundfünfzig Kilometer entfernten Stettin sein sollte. Ich lieh mir eine kleine Maschine und — fuhr in der entgegengesetzten Richtung davon.

Als ich endlich stoppte, war es noch später geworden und ich noch weiter von meinem eigentlichen Bestimmungsort entfernt. Ich war in einem kleinen Ort, hielt wie zufällig gerade vor dem Postamt. Eine Panne markierend, streute ich den Inhalt meiner Werkzeugtasche rings um mich auf die Straße, werkelte etwas am Motor herum, schielte dabei nach der Turmuhr über mir und stürzte, als bis zum Beginn meines Prozesses nur noch eine Viertelstunde Zeit war, in das Postamt.

Ferngespräch. Amtsgericht in Stettin!

Ja, bitte?

Hier Lohmann, Angeklagter in der für zehn Uhr angesetzten Verhandlung des erweiterten Schöffengerichts. Liege hier auf der Straße. Schwere Motorpanne. Kann unmöglich zur festgesetzten Zeit kommen.

Vor dem Amtsgerichtsrat, der meinen Prozeß leitete, mußte ich das Ganze wiederholen.

Na ja! Zuerst kam ein unverständliches Knurren aus dem Apparat. Aber meine Lage leuchtete dem Mann anscheinend ein. Der Prozeß mußte also wohl oder übel verschoben werden.

Ja, bitte sehr, atmete ich Idiot voreilig auf. Um einige Tage!

Schon hatte ich meinen Herzenswunsch verraten. Schon kam die entsprechende Antwort.

Hm! Einige Tage? Ich will Ihnen was sagen, hören Sie gut zu! Wenn Sie um zwei Uhr heute nachmittag nicht vor Gericht erscheinen, wird die Verhandlung in Ihrer Abwesenheit geführt.

Aber, Herr Amtsgerichtsrat, bedenken Sie doch: zweihundert Kilometer!

Sie haben ein Motorrad!

Mein Rad hat erstens eine Panne. Zweitens ist es viel zu klein.

Das ist Ihre Sache. Es bleibt dabei. Der Prozeß beginnt um zwei Uhr.

Ein Knacken im Apparat bewies mir, daß mein Partner abgehängt hatte. Inzwischen war die Zeit nicht stehengeblieben. Es schien unmöglich, den neuen Termin jetzt noch innezuhalten. Doch nun, da mir klar war, daß man mich ebenso gern nicht bei der Verhandlung sehen würde, nun wollte ich auf jeden Fall dabei sein. Also los!

Der kleine Motor raste, lief sich bald heiß. Fünf

Minuten Panne, die an die Nerven gingen. In der Tat eine hübsche Prozeßvorbereitung!

An meinem Quartierort wieder angekommen, tauschte ich die kleine Maschine gegen ein extra schweres Ding um, ein wahres Teufelsrad.

„Fahr vorsichtig, Mensch, das Vieh hat es in sich", warnte Pg. Vedder, der noch immer nichts ahnte.

Es ging um die Freiheit. Eine Viertelstunde konnte mich Monate kosten, um die meine Strafe höher sein würde. Ich einen Minister beleidigt? Zwei sogar? Was hatte ich denn damals überhaupt gesagt?

Schon riß der Gedankenfaden ab. Der Zeiger meines Tachometers war mir zum Bewußtsein gekommen. Wie denn? Hundert? Da war es kein Wunder, daß der Motor so brüllte. Wagen auf Wagen blieb hinter mir zurück. Die Hupe gellte. Ich gab noch mehr Gas. Hundertfünf! Freienwalde!

Eine Frau schrie auf. Das war alles, was ich vom ganzen Ort bemerkte. Landjäger zogen schon weit vor mir ihre Notizbücher, sprangen, als ich näher herankam, bis in den Straßengraben zurück!

Weiter! Den Gashebel weit auf! Hinein in die Kurven. Die Maschine schien manchmal zu schweben. Die Chausseebäume sah ich kaum noch. Von ihnen war nur ein laufendes Band von abwechselndem Licht und Schatten übriggeblieben, das in reißender Hast vorüberflackerte. Wie eigenartig, mußte ich denken. Das hast du noch nie so gesehen. Nein, und im Gefängnis hast du bis jetzt auch noch nicht gesessen. Damit fiel mir endlich wieder mein Prozeß ein.

Warum konnte ich denn den Gashebel nicht noch weiter aufdrehen? Oh, diese kriechende Schnecke! Halt! Das war ungerecht. Mein liebes, schnelles Tierchen! Ich streichelte

das Rad, wie man ein Kind streichelt. Gut, daß die Straße gerade war. Noch zwanzig Kilometer. Altdamm! Nur jetzt keine Panne mehr! Nur noch ein kleines bißchen Glück!

Ich hatte Glück. Zehn Minuten vor der Zeit hielt ich vor dem Gerichtsgebäude. Da standen ja schon SA.-Leute. Warteten die auf mich?

Ach nein! Damals standen sie ja vor allen Gerichtsgebäuden in ganz Deutschland und warteten auf einen Kameraden, der als Angeklagter drinnen stand.

Als ich abstieg und die Beine plötzlich die Maschine nicht mehr zwischen sich fühlten, versagten sie den Dienst. Ich sackte zusammen. Die Kameraden hoben mich auf. Ich wollte sprechen und konnte nicht. Die Lippen vertrocknet, die Kehle ausgebrannt. Dies heisere Krächzen — war das meine Stimme?

„Wasser! Bitte Wasser!"

Die Kameraden hatten mich an die Treppe geschleppt. Auf den Stufen ließen sie mich nieder, stützten mich. Einer holte aus dem tiefsten Zipfel seiner Tasche zwanzig deutsche Reichspfennige hervor, haute ab wie ein Blitz und kam freudestrahlend mit einer Flasche Selterwasser wieder.

„Trink, Kamerad! Wird es besser?"

„Viel besser! Dank!"

Ich mußte schon wieder lachen. Diese Szene sah ganz danach aus, als ob sie mitten in der Sahara spielte und nicht in Stettin.

Im nächsten Augenblick saß ich im Verhandlungssaal, vorläufig noch im Zuhörerraum, denn die Anklagebank war von meinem Kameraden und Vorgänger besetzt. Prozesse gegen Nationalsozialisten wurden hier offenbar am laufenden Band abgehandelt. Ich kam gerade rechtzeitig

genug, um die schwebende Verhandlung verstehen zu können. Der angeklagte SA.-Truppführer wurde des verbotenen Waffenbesitzes beschuldigt. Er hatte eine hölzerne Photographenkassette in einer politischen Versammlung bei sich getragen. Urteil: drei Monate Gefängnis.

Einen Augenblick später war ich an der Reihe. Derselbe Richter! Dieselbe Kälte!

Verteidigung? Besonnenheit? Ruhe? Ach, ich dachte gar nicht mehr daran. Wie anders war es als vor einem Jahr! Damals hatte ich noch an Gerechtigkeit geglaubt, als ich den Gerichtssaal betrat. Heute?

Meine Verbrechen wurden mir vorgelesen. Ich hätte dies gesagt. Ich hätte das gesagt.

Gelangweilte, gleichgültige Gesichter sahen inzwischen auf mich herab.

„Angeklagter! Was haben Sie zu sagen?"

Ich mußte lächeln. Warum war ich bloß hergekommen? Einer der Schöffen bohrte mit einem Bleistift in seinem linken Ohr herum. Er schien keine Ahnung zu haben, welch eine Fahrt auf Tod und Leben ich hinter mir hatte.

„Angeklagter, lachen Sie nicht! Sie stehen hier vor Gericht und nicht im Panoptikum!"

Mir schien, es war aber doch ein Wachsfigurenkabinett. Was hatte ich diesen Automaten zu sagen?

„Ich erkläre, daß ich die angeführten Ausdrücke in dieser Form nicht angewandt habe. Das ist nicht meine Sprechweise. Diese Sätze sind zurechtfrisiert, um mich überführen zu können."

„Angeklagter! Das ist schon wieder so eine Ihrer Versammlungsfrechheiten! Das können Sie sich hier nicht erlauben."

„Ich bin gefragt worden und habe geantwortet."

So ging es hin und her. Ich gab den Kampf bald auf.

Es kamen die Zeugen, honorige Spießer, die sich durch meine ehrlichen Wahrheiten über ihre eigene verfluchte Lauheit auf den Fuß getreten fühlten. Sie wurden mit aller erdenklichen Rücksicht behandelt.

Der Antrag des Staatsanwalts lautete auf sieben Monate Gefängnis. Das ließ mich wieder auffahren.

Waren meine sogenannten Beleidigungen denn überhaupt erwiesen? Hatten die Zeugen etwa noch ein klares Bild jener Versammlung geben können? Nein, über diesen Antrag des Staatsanwaltes konnte ich nur lachen, lachen. — Das gab abermals einen temperamentvollen Zusammenstoß, in dessen Verlauf man mir mit meiner Abführung drohte. Die endlose Beratung hatte das folgende Ergebnis:

Der Angeklagte ist schuldig und wird mit einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten bestraft. Der Angeklagte hat das Recht, binnen acht Tagen gegen das Urteil Berufung einzulegen. —

Fertig! Schluß! Ob ich noch etwas zu sagen hätte, hörte ich wie aus weiter Ferne den Richter. Ich schüttelte den Kopf. Jetzt war es also da. Sechs Monate Gefängnis! Sechs Monate Gefängnis! Das ging mir wie ein Rad im Kopf herum.

Ich blieb allein auf meiner Bank zurück. Wie lange ich hier saß, ich weiß es nicht. Ein Justizwachtmeister rüttelte mich freundlich wach.

„Herr!"

Endlich einmal eine andere Stimme! Der Mann war offenbar selbst nahe am Heulen. Ein schlechter Trost für mich! Wenn dieser Mann aus dem Volk meine Sache traurig fand, der doch an den Umgang mit Verurteilten gewöhnt war, dann hatte ich gewiß keinen Grund, mich leicht darüber hinwegzusetzen, über diese sechs Monate.

Sechs Monate! Ich wiederholte es noch einmal.

„Junger Freund! Nicht tragisch nehmen! Kopf hoch! Nach Hause gehen und ausschlafen — das ist jetzt das Beste.“

Wahrhaftig, es war Schlafenszeit, als ich wieder neben meiner Maschine stand. Aber wo war ich denn zu Hause? Mir war, als müßten die Leute mir meine Verurteilung ansehen. Der Kragen wurde mir zu eng. Ich riß ihn ab.

Herr im Himmel! Sechs Monate Gefängnis!

Ich warf mich auf die Maschine und jagte in die dunkle Nacht hinaus. Großes Licht! Durch Dörfer, durch Städte! Fünfzig Kilometer Nachtluft kühlten die glühende Stirn, bis ich in einem kleinen, verlassenen Wäldchen irgendwo hinter Stargard anhielt und mich in den Straßengraben setzte.

Wie war es denn? Ich hatte über das Urteil lachen wollen, das hatte ich dem Staatsanwalt erklärt. Das war vor dem Urteil gewesen. Als es endlich soweit war, hatte ich aber nicht gelacht.

Das war kein Wunder. Es wollte gelernt sein, dieses Lachen. Es war nämlich anders als das übliche Lachen. Es hatte den Klang von zweifach gehärtetem Stahl. Diese Nachtstunden im Straßengraben in einem kleinen Wäldchen irgendwo hinter Stargard haben mich dieses stählerne Lachen zum erstenmal gelehrt.

Um Mitternacht landete ich in einem kleinen Dorfgasthaus. Am nächsten Abend sprach ich schon in der nächsten Versammlung.

Noch wurde meine Strafe nicht vollstreckt. Noch war ich frei, wenn man jemand so nennen kann, der mit einer unsichtbaren Schlinge um den Hals herumläuft, die sich in jedem Augenblick heimtückisch zuziehen kann. Ich gewöhnte mich allmählich daran.

Es mußte erst wieder der Sommer kommen, ehe meine sechs Monate fällig wurden. Die Republik sparte sich diesen Wechsel sehr feinsinnig bis zu einer ihr passenden Gelegenheit auf.

Man hatte ja noch ganz andere Mittel gegen uns Nationalsozialisten! Eines der niederträchtigsten sollte ich zunächst einmal zu fühlen bekommen.

Im Namen des Volkes!

Strafsache gegen den Studenten und Parteiredner Heinz Lohmann in Wieck bei Eldena, geboren am 10. September 1907 in Düsseldorf,
wegen Vergehens gegen das Gesetz zum Schutze der Republik, und Beleidigung.

Das Schöffengericht, Abteilung I, in Stettin hat in der Sitzung vom 5. Oktober 1931 für Recht erkannt:

Der Angeklagte wird wegen Vergehens gegen § 5 Ziffer 1 des Republikschutzgesetzes und wegen öffentlicher Beleidigung des Reichsfinanzministers a. D. Dr. Hilferding in zwei Fällen und des Polizeipräsidenten Grzesinski in Berlin in einem Fall zu 6 Monaten Gefängnis und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt.

Dem beleidigten Reichsfinanzminister a. D. Dr. Hilferding wird die Befugnis zugesprochen, binnen 2 Monaten nach Zustellung einer Ausfertigung des rechtskräftigen Urteils in folgenden fünf Zeitungen: Diktatur, Volksbote und Generalanzeiger in Stettin, Angriff und Vorwärts in Berlin, folgendes auf Kosten des Verurteilten einmal zu veröffentlichen:

„Bekanntmachung:

Der Student der Medizin und Parteiredner Heinz Lohmann in Wieck bei Eldena ist wegen öffentlicher Beleidigung des Reichsfinanzministers a. D. Dr. Hil-

ferding in zwei Fällen durch Urteil des Schöffengerichts in Stettin vom 5. Oktober 1931 zu je einem Monat Gefängnis und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt worden."

Dem beleidigten Polizeipräsidenten Grzesinski in Berlin wird die Befugnis zugesprochen, binnen 2 Monaten nach Zustellung einer Ausfertigung des rechtskräftigen Urteils in folgenden fünf Zeitungen: Diktatur, Volksbote und Generalanzeiger in Stettin, Angriff und Vorwärts in Berlin folgendes auf Kosten des Verurteilten einmal zu veröffentlichen:

„Bekanntmachung:

Der Student der Medizin und Parteiredner Heinz Lohmann in Wieck bei Eldena ist wegen öffentlicher Beleidigung des Polizeipräsidenten Grzesinski in Berlin durch Urteil des Schöffengerichts in Stettin vom 5. Oktober 1931 zu einem Monat Gefängnis und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt worden."

Im Namen des Reichs!

In der Strafsache gegen den Studenten Heinz Lohmann in Wieck bei Eldena

wegen Vergehens gegen § 5 Nr. 1 RepSchutzG. sowie wegen öffentlicher Beleidigung in drei Fällen

hat das Reichsgericht, Dritter Strafsenat, in der öffentlichen Sitzung vom 30. Mai 1932 auf die Revision des Angeklagten nach mündlicher Verhandlung für Recht erkannt:

Die Revision gegen das Urteil des Landgerichts zu Stettin vom 4. Februar 1932 wird als unzulässig verworfen; dem Beschwerdeführer werden die Kosten des Rechtsmittels auferlegt.

Von Rechts wegen.

Eine zulässige Sachbeschwerde liegt nicht vor. Zwar behauptet der Beschwerdeführer, das Urteil in vollem Umfange „aus materiellen Gründen" anfechten zu wollen. Wie jedoch die weiteren Ausführungen der Revisionsbegründung ergeben, ist es ihm in Wirklichkeit nur um ein nach §§ 261, 337 StPO. unbeachtliches Ankämpfen gegen den vom Tatrichter ermittelten, auf dem tatsächlichen Gebiete liegenden und deshalb der Nachprüfung durch das Revisionsgericht verschlossenen Sinn zu tun, den das Wort „Jude" nach dem ganzen Zusammenhange in den einzelnen festgestellten Fällen gehabt hat. Im übrigen setzen sich die Revisionsausführungen zum Teile auch mit dem im Urteil festgestellten Sachverhalt in Widerspruch.

Da hiernach die Revisionsbegründung nicht den gesetzlichen Anforderungen genügt, ist die Revision unzulässig.

gez. von Kienitz. Tittel. Hartung.

Müller. Kamecke.

Ausgefertigt

Richter

Amtmann

als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle.

An

Herren RA. Weiß u. Dr. Graf v. d. Goltz

Stettin.

Zwei Briefe

Liebste Eltern, immer wieder lese ich zwischen Euren Zeilen die stille Sorge, daß ich über meiner politischen Tätigkeit mein berufliches Fortkommen aus den Augen verlieren könnte. Laßt Euch versichern, gerade das Gegenteil ist der Fall! Viel zu gut habe ich die harte Wirklichkeit des Lebens kennengelernt, als daß ich diese Dinge durcheinanderbringen könnte.

Gewiß, ich bin kein Bücherwurm und Stubenhocker. Ich gestehe gern, daß ich mich im Kreise der Kameraden oder unter meinen Arbeitern und Bauern wohler fühle als in der dünnen Luft des Hörsaals.

Aber die Verpflichtungen, die jeder anständige Mensch in sich fühlt, gelten für uns Braunhemden natürlich auch und erst recht. Heute haben wir noch das Glück, unsere Jugend für die Bewegung in die Schanze schlagen zu dürfen. Später muß es männliche Tüchtigkeit sein. Wir wissen recht gut, daß zum Mann das Werk gehört wie zum Soldaten die Waffe.

Ihr seht also, selbst wenn ich Euch und Euer Opfer nicht immer in Gedanken vor mir hätte, muß ich doch das Studium ernster nehmen als es vielleicht Generationen deutscher Studenten vor mir getan haben, obwohl es bei mir ja nicht immer so aussieht.

Ob ich denn wirklich noch Arzt werden möchte?

Aber selbstverständlich! Ich kann Euch sagen, ich brauche

nur die Augen zumachen, um mich in meinem späteren Wirken deutlich vor mir zu sehen. Ich kenne mich selbst jetzt gut genug, um zu wissen, daß wohl kaum jemals ein berühmter Chirurg oder ein stiller Forscher oder ein sonstiges Kirchenlicht aus mir wird.

Mein Ehrgeiz geht auch nicht in diese Richtung. Aber zu einem einfachen kernigen Landarzt hätte ich dafür um so besser das Zeug, denke ich mir. Gelegentlich, wenn Not am Mann war, habe ich mich ja schon in dieser Rolle versuchen müssen. Ich glaube deshalb, ich würde einen ganz passablen Doktor für meine Arbeiter und Bauern abgeben. In einer Sache, um die mancher Diplombesitzer sich sein Lebtag vergeblich bemüht, bin ich mir heute schon ganz sicher: ich werde wenigstens mit meinen Leuten umgehen können.

Nun, das sind vorläufig Träume, darüber wollen wir uns nicht täuschen. Wenn ich das Examen gemacht habe, wird es einen erwerbslosen Akademiker mehr geben. Nichts weiter.

Trotzdem will ich heute in einem Jahr in die Staatsprüfung steigen. Ich weiß, ich werde es schaffen. Ich habe mir das Paukpensum schon eingeteilt.

Was meine Gefängnisstrafe betrifft, so dürft Ihr sie nicht allzu ernst nehmen. Ich bin jetzt auch damit fertig geworden. Praktisch ist das nur ein Lappen Papier, der in der Luft hängt. In meinem Beruf wird sie mich nicht hindern, denn politische Vergehen sind nichts Unehrenhaftes. Außerdem haben die Universitäten ihr eigenes Recht. Ich weiß, Ihr werdet —

Liebe Mutter, lieber Vater!

Jetzt ist alles aus! Ich bin —

Nein, ich will Euch nicht das nackte Wort schreiben.

Bis ins kleinste sollt Ihr wissen, wie so etwas vor sich geht, und wie es in mir aussah, damit Ihr sicher seid, daß ich Euer Opfer für mich nicht wie ein leichtsinniger Bube verspielt habe.

Gestern wurde ich vor den Universitätsrichter geladen. Heute ging ich zu ihm. Die meisten Studenten wissen von seiner Existenz nur durch das Vorlesungsverzeichnis.

Warum klopfte mein Herz? Warum wurde mir jede Minute im Wartezimmer zu einer Ewigkeit? Es war doch alles so ruhig, höflich und freundlich.

Bitte sehr!

So ging es.

Danke sehr!

Nehmen Sie Platz! Der Herr Landgerichtsdirektor läßt bitten!

Dieser hohe Beamte ist natürlich ein feiner, gebildeter und kluger Mann. Rote Pelargonien vor den Fenstern. In der Luft noch der Rauch einer guten Zigarre. Ich kenne ja sonst keine Angst mehr, das darf ich wohl sagen; aber auf dem glatt gebohnerten Fußboden derartiger Räume, zwischen Ledersesseln kann ich mich noch immer nicht mit der nötigen Sicherheit bewegen. Ich war auch diesmal verlegen.

Der hohe Herr kam mir freundlich entgegen, strahlend vor Liebenswürdigkeit und Güte, bot mir die Hand, einen Stuhl.

„Herr Landgerichtsdirektor?"

„Na, wir kennen uns ja noch von Ihrem Prozeß her. Sprechen Sie sich aus!"

„Wenn ich wüßte, worüber! Aber ich habe keine Ahnung, weshalb ich hier bin."

In Wahrheit hatte ich natürlich doch schon eine Ahnung, und alle diese Liebenswürdigkeit hatte mich nicht

aufheitern können. Sie erinnerte mich zu sehr an die Milde, die man einem zum Tode Verurteilten in seinen letzten Augenblicken entgegenbringt. Endlich ließ die Sache selbst sich nicht länger hinauszögern.

Ich erfuhr, daß auf Anordnung des Kultusministeriums ein Disziplinarverfahren gegen mich eingeleitet war. Anlaß: Beleidigung von Regierungsmitgliedern! Derselbe Fall, für den ich wenige Tage vorher sechs Monate Gefängnis bekommen hatte. Ich versuchte, etwas zu erwidern.

„Haß und Liebe sind doch nichts Unehrenhaftes. Liebe zu meinem Volk, Haß gegen seine Unterdrücker können doch keine Gründe zu meiner Relegation sein."

Endlich war das Wort ausgesprochen. Ich selbst mußte das tun. Der Beamte wagte es nicht. Mutter! Du sollst es wissen. Ich hatte dabei Tränen in den Augen.

„Ich werde mein Bestes für Sie tun, Herr Lohmann! Aber ist Ihnen denn an Ihrem Studium wirklich so viel gelegen?" Da war er wieder, der große Irrtum. Mutter! Der Mann ahnte nicht, wie ich geschuftet hatte, wie Ihr littet! Jedes Semester ein Kampf für sich! Und jetzt bekam ich noch gute Ratschläge zu hören.

„Wenn Sie Politik treiben, müssen Sie taktisch und ruhig arbeiten. Und alle diese Dinge dürfen Sie nicht so tragisch nehmen. Wir hoffen ja alle auf eine bessere Zukunft für unser Volk."

Banale Worte in einem bitteren Augenblick! Aber sie wurden gesprochen.

„Herr Landgerichtsdirektor! Nur eine Frage?"

„Bitte?"

„Werde ich relegiert oder nicht?"

„Das ist noch nicht gesagt. Darüber entscheidet der Universitätssenat."

Ich suchte mit meinen Augen das Gesicht des Mannes. Er blickte zur Seite. Ich wußte, daß nicht der Senat meine Sache entschied, sondern die rote Regierung in Berlin. Der Senat würde es kaum wagen, ihren Zorn durch das geringste herauszufordern. Könnt Ihr es verstehen, daß ich sofort die nackte, bittere Wahrheit wissen wollte?

„Mit Bestimmtheit läßt sich noch nichts sagen. Vielleicht bleibt es bei einem Verweis!“

So fanden sich immer noch Worte, sich um die nackte Grausamkeit herumzudrücken.

„Also doch Relegation!“

Damit forderte ich zum letztenmal das Unvermeidliche heraus, um — keinen Widerspruch zu finden. Vater! Mutter! Also es war so. Es war schon so gut wie entschieden. „Es ist gut“, sagte ich. „Herr Landgerichtsdirektor, ich danke Ihnen für Ihre gütige Behandlung.“

Ich hatte mich erhoben und war in die Mitte des Zimmers getreten. Ich bekam keine Antwort auf meine Worte. Mein Richter wagte es nicht, mir in die Augen zu blicken. Eltern, Ihr müßt mich richtig verstehen, aber in diesem Augenblick schien mir wirklich, als sei ich der größere von uns beiden, denn der große Mann war ja so klein geworden. Warum ich dies alles schreibe? Um mein Schicksal bis in seine letzte Wurzel zu verstehen!

Stellt Euch vor, daß ich ungestraft folgende Worte aussprechen konnte, mitten hinein in das Schweigen:

„Wie lange noch wird unser Volk seine Tyrannen ertragen?“

Erst nach einer Pause kam die Antwort. Wundert Euch nicht darüber! Oder vielmehr, wundert Euch doch!

„Gebe Gott, daß bald die Änderung kommt! Vor Ihrem Abschied, Herr Lohmann, möchte ich Ihnen sagen, daß

ich persönlich voll und ganz zu Ihrer Bewegung stehe. Leben Sie wohl!"

Und noch an der Tür des Zimmers:

„Bleiben Sie tapfer, Herr Lohmann! Auch für Sie kommt einmal eine bessere Zeit."

So sah meine Relegation aus, die Relegation eines nationalsozialistischen Studenten im Jahre 1931. Abschied in Schande?

Nein, die Schande ist nicht auf meiner Seite, nur das Unglück. Der Traum vom Landarzt ist ausgeträumt.

Eines noch! Gebt Euch keinen vergeblichen Hoffnungen hin. Die Sache steht so fest, als ob das Urteil schon am schwarzen Brett der Universität angeschlagen wäre. Es ist das gleiche System, das Tausende von Parteigenossen aus ihrer Stellung, von ihrem Arbeitsplatz treibt. Man will uns weich machen. Statt dessen werden wir hart.

Liebe Eltern, ich bitte Euch, seht zu, daß Ihr darüber hinwegkommt. Ich weiß, zu Vaters Zeiten war so eine Relegation gleichbedeutend mit einem verkorksten und verpatzten Leben. Diese hier ist Schicksal. Es liegt an mir, ob ich an dieser niederträchtigen Wunde kaputtgehe oder nicht. Also nicht!

Was soll nun werden? Ich vermute, eine nicht unbedeutende Absicht meiner Gegner bei diesem ihrem Glanzstück war, mich von hier fortzubringen. Deshalb bleibe ich hier, widme mich von nun an ganz der Bewegung.

Ein Schandurteil

Schon wieder der Staatsanwalt! Schon wieder eine Beleidigungsklage!

Und was war gewesen? Für mich selbst sah dieser Tag so aus:

Als Führer der SS-Nachrichtenabteilung Greifswald wollte ich an diesem Sonntagnachmittag eben in unser Heim gehen, als unser Kreisleiter mich auf der Straße anhielt.

„Heil Hitler, Lohmann!"

„Heil Hitler, Pg. Heide!"

„Wissen Sie nicht, daß Sie in zwei Stunden in Gützkow zur Diskussion sprechen sollen? SPD-Versammlung. Redner ist Kirchmann, Stralsund."

Ich wußte von nichts. Ob ich Zeit hätte? Selbstverständlich, dafür immer.

„Gut. Steigen Sie ein."

Die Gützkower SA begleitete uns in Räuberzivil in den Saal. Wir dachten aber nicht daran, die Versammlung zu sprengen. Wir wollten nur das Wort. Es wurde uns versprochen. Die Diskussion sollte stattfinden. Selbstverständlich!

Es war das alte Lied. Der Redner türmte eine Lüge auf die andere.

„Genossen! Adolf Hitler wird von der Industrie, von den Großagrariern bezahlt!"

Derartige Dinge darf man einfach nicht widerspruchslos hinnehmen, wenn die Masse sie nicht glauben soll. Sie müssen augenblicklich die richtige Kennzeichnung erfahren. Ich war aufgesprungen.

„Herr Kirchmann! Wenn Sie nicht ein Lügner sein wollen, müssen Sie diese Behauptung beweisen."

Ich wußte, daß mein Mann diese Beweise nicht bringen konnte. Aber ehe er in diese Verlegenheit kam, fand es der Versammlungsleiter für gut, dem Reichsbanner das Zeichen zum Angriff zu geben.

„Schmeißt diese Bande doch endlich raus, Kerls!"

Die Saalschlacht war da. Ein Tisch, der von irgendwo angesegelt kam, traf mich mit einer Ecke gegen die Schulter, warf mich zu Boden. Stühle prasselten auf mich nieder. Eisengenagelte Stiefel zielten nach mir. Mein Kamerad und Sturmbannführer Neumann fing die mir zugedachten kleinen Aufmerksamkeiten notdürftig mit einem über mich gehaltenen Stuhl ab. Ich selbst sah das alles nur durch einen rosigen Schleier. Mir war alles egal.

Der Kamerad mußte mich unter dem schweren Tisch hervorziehen und unter der hageldichten Dresche des Gegners aus dem Saal schleppen. Zwei SA.-Kameraden trugen mich weiter in das Parteiheim. Der Übermacht mußten wir weichen.

So waren meine Erinnerungen! Was war jetzt das Ende vom Lied?

Weil ich den Herrn Kirchmann einen Lügner genannt hatte, wurden mir von einem deutschen Gericht einhundert Mark Geldstrafe auferlegt! Von allem andern, von seinen eigenen gemeinen Lügen war keine Rede!

Ein grüner Engel

Das war in Fiddiwoch, Kreis Greifenhagen. Ich hatte eine ruhige Versammlung gehabt. Der rote Terror ließ uns hier gern den Versammlungssaal, behauptete aber dafür für sich das Recht auf die Straße. Nach der Versammlung saß ich noch mit den Kameraden zusammen, wir unterhielten uns über Motorräder und ihre Tücken, als zwei SA.-Leute hereingestürzt kamen. Blutüberströmt. „Die Kommune hat uns auf dem Marktplatz überfallen."

Wir waren dann hinausgestürmt in die Nacht.

Jetzt lag ich längst in meinem Hotelbett und schlief.

Kaum, daß ich träumte.

Schatten bei der Kirche.

Peng! Ein Schuß.

Peng! Noch einer.

Peng! Peng! Peng!

Dann wieder ein großer Holzstoß! Dahinter das Gesicht des Rotfrontführers. Aber jetzt war ich es doch, der dahinter hervorgezerrt werden sollte. Keine Frage, das war doch mein Arm, meine Schulter.

Ich wachte auf und fühlte immer noch die Hand auf meiner Schulter. Wie elektrisiert fuhr ich auf. Im Traum läßt man sich das noch gefallen, aber im Wachen —

Vor meinem Bett stand ein Polizeibeamter. Ich hatte

die dumme Angewohnheit, meine Gasthofzimmer niemals abzuschließen.

„Woher kommen Sie denn?“

„Aus Stettin.“

Hm! Mitten in der Nacht also hergekommen. Große Ehre! Wirklich, sehr aufmerksam.

„Sind Sie Herr Lohmann? Dann müssen Sie jetzt mit mir zur Wache kommen.“

„In Dreiteufelsnamen! Was ist denn jetzt schon wieder los?“

„Das wird Ihnen der Kommissar Hobelmann schon verraten.“

Ah! Das wurde immer schöner. Sogar Herr Hobelmann, Spezialist für Nationalsozialisten, hatte seine Nachtruhe geopfert. Dann mußte er wirklich Aussicht haben, wieder einen kleinen Blumenpott bei seinen Vorgesetzten zu gewinnen. Aber wie dumm von dem Wachtmeister, mir das alles schon im voraus zu verraten.

Na, wenn's denn absolut sein mußte! Ich wusch mich und zog mich an.

„Wie wär's, Herr Oberwachtmeister, wenn Sie mich erst frühstücken lassen würden? Wer weiß, wann und wo ich die nächste Mahlzeit bekomme! Sie kennen ihn ja selbst, den Herrn Hobelmann. Mit dem ist nicht zu spaßen?“

Der Beamte lachte und hatte auch nichts gegen mein Frühstück einzuwenden. Was hatte das nun wieder zu bedeuten?

Die Leute auf den Straßen machten erstaunte Gesichter, als sie den Versammlungsredner vom Abend vorher an der Seite eines preußischen Polizeibeamten erblickten.

Heil Hitler! klang es hier und da teilnehmend.

Vor der Polizeiwache aber fielen andere Töne.

„Schlagt den Bluthund tot!"

„Das Naziſchwein hat geſtern geſchoſſen!"

Jetzt war ich endlich im Bilde. Die zahlreichen Zuſchauer vor der Polizeiwache hatten alſo ſchon auf mich gewartet. Irgendein Lump hatte mich denunziert.

Die Tür der Wachtſtube öffnete ſich.

„Guten Morgen."

„Guten Morgen. Bitte Platz nehmen."

Ein Beamter blätterte beſchäftigt in irgendwelchen Akten. Ein anderer ſtierte zum Fenſter hinaus.

Der Kommiſſar fixierte mich, als wollte er mich mit ſeinen Blicken feſtnageln.

„Sie ſind Herr Lohmann?"

„Jawohl, Heinz Lohmann."

Eine Stenotypiſtin bemühte ſich um meine ſämtlichen Perſonalien, während der Kommiſſar ſeinen ſtarren Blick nicht von mir wandte.

„Herr Lohmann! Sie haben geſtern an der Kirche auf die Kommuniſten geſchoſſen. Sie ſind — erkannt!"

Lauernd wartete er auf die Wirkung ſeiner energiſchen Worte.

Ich war aufgeſprungen, wie von der Tarantel geſtochen.

„Dieſe Gemeinheit! Ich habe nie eine Piſtole beſeſſen. Zeigen Sie mir bitte den Kerl, der das behauptet!"

„Beruhigen Sie ſich nur, es iſt nicht ſo gefährlich, daß Sie geſtern geſchoſſen haben. Es wurde niemand verletzt. Aber Sie haben doch geſchoſſen? Sagen Sie ruhig die Wahrheit! Damit erſparen Sie ſich und uns viele Unannehmlichkeiten."

Ich kannte dieſen ſüßlichen Ton, der väterlich klingen ſollte, und war deshalb vorſichtig.

„Herr Kommissar! Ich kann doch keine Verbrechen zugeben, die ich nicht begangen habe."

„Aber bester Herr Lohmann! Sie waren doch auf jeden Fall gestern abend dabei, als die Kommunisten an der Kirche beschossen wurden. Wer war denn sonst noch bei Ihnen?"

Die Polizei wußte also nichts. Man hatte mich auf gut Glück verdächtigt. Nun sollte ich die Kameraden verraten? Lächerlich!

„Ich kann nicht wissen, wer dabei war. Ich habe geschlafen."

„Sie sind aber doch gesehen worden! Leugnen Sie doch nicht!"

Jetzt wurde abermals die Tonart geändert.

„Es würde mir sehr leid tun, wenn ich Sie wegen Verdunkelungsgefahr festhalten müßte."

„Dazu haben Sie kein Recht, weil Ihnen die Beweise fehlen. Ich bitte Sie also jetzt, Herr Kommissar, mich freizulassen."

„Gut, Sie können vorläufig gehen. Aber Sie dürfen den Ort nicht verlassen."

Als ich draußen war, atmete ich doch auf. Das war noch einmal gutgegangen.

Ich ging in mein Hotel, beruhigte meinen knurrenden Magen, packte nach dem Essen meinen Koffer und versuchte, mich fortzuschleichen. Ich wollte den Überlandomnibus irgendwo draußen vor dem Ort auf der Landstraße abfangen. Aber ich kam nicht soweit.

Vor der Tür erwarteten mich zwei verdächtige Individuen, die es sich offenbar zur Aufgabe gemacht hatten, Herrn Hobelmann jeden meiner Schritte zu melden.

Ich zog mich wieder in das Hotel zurück. Wenige

Augenblicke später kam der Stettiner Polizeibeamte, der mich am frühen Morgen geweckt hatte, auf mich zu.

„Herr Lohmann! Ich fahre gleich mit dem kleinen Wagen, den Sie da draußen vor der Tür halten sehen, zurück nach Stettin. Wollen Sie mitkommen?"

Ein merkwürdiges Angebot für einen Polizeibeamten! Wollte Hobelmann mir auf diese Weise einen Fluchtversuch unterschieben und daraus brauchbares Belastungsmaterial gegen mich gewinnen? War das Ganze eine abgekartete Sache? Kommt Zeit, kommt Rat, dachte ich, und nahm das zweifelhafte Angebot an.

Die war jedenfalls die einzige Möglichkeit, aus diesem Nest herauszukommen. Die beiden Subjekte vor der Tür grinsten in ehrlicher Freude, als sie mich in dem offenen Wagen neben dem Beamten Platz nehmen sahen. Die Idioten glaubten, ich sei verhaftet, würde abtransportiert.

Ja, wie denn? War ich es nicht vielleicht überhaupt? Gab es nicht für Herrn Hobelmann eine bessere Methode, mich nach Stettin zu bekommen? Offiziell konnte mein Begleiter mir da ja immer noch die Hand auf die Schulter legen. Ich sah mir meinen Mann genauer an. Er schien es allerdings ehrlich zu meinen.

„Herr Wachtmeister! Stört mein Braunhemd Sie denn gar nicht?"

„Nö. Die Leute müssen doch denken, Sie wären verhaftet."

„Bin ich denn nun eigentlich verhaftet, oder bin ich es nicht?"

„Das müssen Sie doch selbst am besten wissen."

Aber noch wußte ich gar nichts. Im Gegenteil, das Rätsel wurde immer geheimnisvoller. In Altdamm

mußten wir tanken. In einer kleinen Kneipe genehmigten wir uns einen kleinen Korn und ein Bier. Ich trank auf das gute Gelingen der Sache Adolf Hitlers, und mein Begleiter — tat mir wacker Bescheid. Wenn hier eine Gemeinheit dabei war, dann war sie ganz groß.

In Stettin durfte ich wahrhaftig aussteigen. Anstatt schnell um die nächste Ecke zu verschwinden, konnte ich es doch nicht unterlassen, meinen rätselhaften Wohltäter um eine Erklärung zu bitten.

„Hören Sie mal! Was wird denn nun Ihr Herr Hobelmann sagen?"

„Auf die Idee wird er nicht kommen, daß Sie mit mir gefahren sind."

„Aber wenn man es ihm nun erzählt?"

„Dann werde ich ihm sagen, Sie hätten gesagt, er hätte gesagt, daß Sie mit mir fahren sollten." „Nun versuchen Sie mal, mir das nachzusprechen!"

Ich wiederholte gehorsam, wenn auch mit einiger Anstrengung.

„Sehen Sie! Nun haben Sie es wirklich gesagt."

„Ja, aber! Deshalb weiß ich noch immer nicht, warum Sie das sagen."

„Na, mein Junge, dann will ich dir auch noch ein letztes Wort sagen."

Damit krempelte mein geheimnisvoller Freund den Aufschlag seiner Litewka etwas um und zeigte auf ein mir nicht ganz unbekanntes Abzeichen, das er an der Innenseite trug. Dann rollte er ab. Sein letztes Wort kann man sich denken. Es hieß natürlich:

Heil Hitler!

Im Hexenkessel einer „Friedens"-Versammlung

Für mein Leben keine Garantie!

Wieder einmal kam einer jener niedlichen schmalen Zettelchen auf meinen Tisch geflattert und fiel mir beinah in die Mittagssuppe.

„Eilt! Stralsund fordert Kreisleitung Diskussionsredner / Gegner Vierschröter, Berlin / Berufsredner routiniert berüchtigt / Chefredakteur Reichsbannerblatt ‚Das andere Deutschland' / Veranstalter Liga für Menschenrechte, Friedensgesellschaft / Heute / Hotel Fürst Bismarck / Stralsund."

Gegen Abend fuhren Putsch und ich also los, in voller Uniform selbstverständlich. Ein kleines Dutzend Stralsunder SA erwartete uns schon und begleitete uns in den bereits bis zum Bersten überfüllten Saal, wo zwei Vertrauensleute in Zivil mir und meinem Schutzengel zwei Plätze in der vordersten Reihe freigehalten hatten. Eben hatten wir uns, angestaunt wie irgendwelche prominenten Ehrengäste, hier niedergelassen, als die rings um uns sitzenden Reichsbannerleute auch schon auf uns losschlagen wollten. Aber irgendein Bonze kam angelaufen und hielt die wackeren Kämpen zurück.

„Genossen, laßt die Kerls noch in Ruhe! Was unser Genosse Vierschröter ist, der wird's ihnen schon geben! Der soll ihnen erst mal gehörig den Kopp waschen!"

„Na, denn man los“, dachten wir und lehnten uns gemütlich zurück.

Und der Genosse Vierschröter kam! „An wen erinnert dich dieser Mensch bloß?“ Das war mein erster Gedanke, sowie ich ihn sah.

Während der Versammlungsleiter die Veranstaltung umständlich mit geschwollenen Worten eröffnete, hatte ich Zeit, meinen Gegner in Ruhe zu betrachten. Eine Erinnerung aus meiner Kindheit wurde wach. Onkel Theodor? Jawohl, genau so sah er aus. Dieser gute alte Onkel Theodor nämlich —

Aber ich kann mir die Abschweifung ersparen. Den Onkel Theodor gab es ja überall in deutschen Landen. Wo nur ein Kriegerverein ein Kindervergnügen veranstaltete, da war er plötzlich da. Niemand konnte so wie er das kleine hundertköpfige Zappelvolk in Ordnung halten, das Sacklaufen und den Kindertanz arrangieren, „mit den Händchen klapp, klapp, klapp“, „mit den Füßchen trapp, trapp, trapp“ und so weiter.

Onkel Theodor war eine meiner ersten Enttäuschungen. Lange Zeit hatte ich ihn für ein fast überirdisches Wesen gehalten, einen wohlwollenden Zauberer, der irgendwie mit dem Weihnachtsmann verwandt war.

Da sah ich ihn eines Morgens nach dem Fest im Wartesaal unseres Städtchens sitzen, jetzt ohne die seidene Schärpe, den Zylinderhut und das unüberwindliche strahlende Lächeln. Ein müder Mann mit einem kleinen Köfferchen und einer alten Reisemütze, von niemand beachtet, vor einem halbgeleerten Glas Bier eine Postkarte schreibend — das sollte mein Onkel Theodor sein?

Ich bin später ihm und seinem Typus noch manchmal begegnet, ob er nun auf der Straße mit reißendem Absatz Schnürsenkel verkaufte oder den erfolgreichen Ansager

einer Jahrmarktsbude spielte. Ein vierkantiger Schädel, eine durchschlagende Stimme, die in einem ansehnlichen Leibesumfang einen entsprechenden Resonanzboden fand, ein gesundes Phlegma, das durch nichts aus der Ruhe zu bringen war, ein dickes rotes Fell, das oft genug im Nacken zwei Speckfalten warf, darunter Nerven wie Baßsaiten — das waren immer wieder die natürlichen Grundlagen seiner Wirkung.

Von diesem Schlag war auch mein Herr Vierschröter, mein heutiger Gegner. Er ließ mir nicht lange Zeit, Erinnerungen und Vergleichen nachzuhängen. Seine „Arbeit", sein Auftreten begann schon mit seinem ersten Schritt in den Saal.

Hier bin ich, schien jede seiner Bewegungen zu sagen, hier komme ich, seht mich doch an! Seht doch die Zeichen meines Erfolges, mein blühendes Aussehen, meinen gut gebügelten Anzug, meine strahlende Heiterkeit! Beweisen sie nicht, daß meine Lebensanschauung die richtige ist? Und dann diese Bombenruhe, mit der ich hier sitze und warte, bis man mir das Wort gibt!

Wahrhaftig, der Mann verstand seine Sache! Wie andere kahlköpfige Dickerchen seiner Art vom Kabarettpodium großstädtischer Kaffeehäuser aus ein sattes Publikum zu wohlabgewogenen Lachsalven zu kitzeln verstehen, so holte er aus der Versammlung die stetig sich steigernden Beifallsstürme heraus.

„Genossen, diesen Nationalsozialisten ist es natürlich furchtbar unangenehm, wenn wir den gemeinen Verrat Hitlers an der Arbeiterklasse hier anprangern wollen." Die Versammlung rieb sich vor Freude die Hände. Ich hörte, wie ein SPD-Mann hinter mir zu seinem Nebenmann sagte:

„Junge, Junge! Der gibt's ihnen aber, den Faschisten!"

Ich drehte mich um.

„Nichts gibt er uns, dieser gemeine Lump und Lügner!"

Nach vorn rief ich:

„Tatsachen, Herr Vierschröter! Wir verlangen, daß Sie jetzt endlich Tatsachen bringen!"

„Sollen Sie haben, junger Mann! Sollen Sie haben! Tatsachen also!

Tatsache ist, daß nicht nur Mussolini, sondern auch die französische Großindustrie an Adolf Hitler Millionen über Millionen gegeben haben. Und dieses Geld, Genossen, braucht er dazu, um seine Garde zu bezahlen, damit sie euch williger und besser — den Schädel einschlägt!"

Flammengleich schoß mir bei dieser schamlosesten aller Lügen das Blut in den Kopf. Ich sprang auf, um zu protestieren.

Rund um mich herum ein Vulkan von Beifall und Entrüstung.

„Hinsetzen, du Lump! Fresse halten, Rotzjunge!"

„Heute abend kannst du mal zu mir kommen, Bubi", brüllte ein dickes Weib.

Die Masse schrie vor Entzücken. Durch den Höllenlärm rief ich mit erhobener Faust Vierschröter zu:

„Das werden Sie eines Tages zu verantworten haben!"

„Aufhängen den Hund!" wurde ich niedergelärmt. Der Versammlungsleiter, dem der Krach wohl selbst zu unheimlich wurde, kotzte mich an.

„Ruhe, du Nazi! Oder ich lasse dich aus dem Saal hinausschmeißen!"

„Na, warte, du Schuft!" Ich setzte mich nieder.

Gelder von Frankreich? Nach dieser Behauptung war es ja eigentlich ein Wunder, daß die Leute mich noch nicht in Stücke gerissen hatten. Sie ließ doch nur zwei Möglichkeiten übrig. Entweder man glaubte sie. Warum

hatte man Hitler dann nicht längst den Prozeß gemacht? Oder man glaubte sie nicht. Dann aber verdient dieser Mann auf der Bühne, für diese Niederträchtigkeit auf der Stelle erledigt zu werden.

Als das Beifallsgetobe am Ende der Rede sich gelegt hatte, meldete ich mich also zum Wort. Die entfesselte Bestie Mensch heulte auf.

„Nieder mit dem Arbeiterverräter!"

„Haut ihn in die Fresse!"

„Nieder! Nieder! Nieder!"

Als ich ruhig in den Aufruhr hineinsah, fiel es den Leuten plötzlich ein, daß mein Braunhemd eigentlich eine tolle Provokation sei.

„Du Bluthund kommst hier im Braunhemd her? Aufgehängt sollst du werden!"

Ich mußte lachen.

„Lach nicht, du Armloch", fauchte eine weibliche Furie mich an. „Runter mit dem Hund!"

Mit verschränkten Armen hatte Herr Vierschröter bis dahin der Sache zugesehen. Jetzt erhob er sich mit einer theatralischen Geste, die jedoch ihre Wirkung nicht verfehlte. Das Reichsbanner parierte und kuschte.

„Genossen! Laßt diesen jungen Herrn von den Nationalsozialisten ruhig einmal reden. Ich werde ihm dann schon die richtige Antwort verpassen."

Ich wußte, daß er mich nur reden lassen wollte, um dann selbst einen um so größeren Effekt zu erzielen. Trotzdem begann ich zu sprechen. Von der Not! Dem Elend! Von der Wirtschaft der Bonzen!

Schon ging es abermals los.

„Arbeiterfänger!"

„Provokation!"

„Dieser Lump will uns verhöhnen! Runter mit ihm!"

„Schnauze halten! Genug!"

Wie wahnsinnig sprang die Menge von den Stühlen auf, drängte nach vorn, gegen die Bühne. Verständlich machen konnte ich mich nicht mehr. Ruhig hob ich die Hand zum Heilgruß.

Heil Hitler!

Schwach drang die Antwort der Kameraden im Hintergrund an mein Ohr. Die Masse schrie um so schlimmer:

„Nieder! Nieder! Nieder!"

Dem Versammlungsleiter wurde des ungemütlich.

„Sie müssen sofort die Versammlung verlassen!"

„Schöne Friedensengel!" zu sagen, konnte ich mir nicht verkneifen. „Ich hatte mir eingebildet, in einer ‚Friedens'-Versammlung einigermaßen friedliche Leute zu treffen. Aber dies ist ja schlimmer als eine Raubtierhöhle!"

„Gehen Sie! Noch eine Minute länger, und ich kann keine Garantie mehr für Ihr Leben übernehmen! Das ist mein letztes Wort."

„Auf Ihre Garantie verzichte ich dankend!"

Ich sprang von der Bühne herunter. Sofort stand Putsch neben mir, bleich im Gesicht, mit wutfunkelnden Augen.

„Platz da! Der erste, der uns anfaßt, wird über den Haufen geknallt!"

Er hatte die eine Hand schon in der Tasche.

„Vorsicht, Putsch! Das könnte denen so passen!"

Über unseren Köpfen schwebten zum Schlag erhobene Stühle. Wir wurden angespuckt. Mit Mühe konnte die eine, besonnenere Hälfte der Anwesenden die andere, in blinder Wut rasende, vom Äußersten zurückhalten.

Endlich draußen! Ich atmete auf.

„Mensch, Putsch! Das wäre beinah schief gegangen. Ein Wunder, daß die Haut heil geblieben ist!"

„Bist wohl verrückt, was?"

Putsch wühlte sich immer tiefer in einen ingrimmigen Groll hinein.

„Und wenn sie uns totgeschlagen hätten! Ein paar von diesen Windbeuteln hätte ich zur Hölle vorangeschickt. Hätten Quartier machen können!"

Unheimlich klang sein Lachen.

„Ich sehe es ein", warf einer der Stralsunder Kameraden hin, „es ist zwecklos, daß wir in diese Versammlung gehen."

Kamerad Putsch tröstete sich auf andere Weise.

„Per Dynamitpatrone im Hintern sollte man diese Friedensengel dahin befördern, wo sie hingehören, in den Himmel!"

Wir standen noch immer auf der Straße, unfähig, uns von dem Schauplatz unserer Niederlage zu trennen. Jetzt wurde oben im Saal die Internationale gesungen.

„Uns rettet kein höheres Wesen,
kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun!
Uns aus dem Elend erlösen,
das können wir nur selber tun."

Ach ja, Onkel Theodor wußte, wie man einen Abend arrangiert! Ich hatte seine Macht unterschätzt. Er hatte seine Leute gut in der Hand. Allerdings hatte ich selbst in seinen Augen ein leises Erschrecken gelesen, als seine infamen Lügen die Masse endlich so weit gebracht hatten, daß auch er sie nicht mehr zurückhalten konnte. Aber wie Feuer brannte der Gedanke in meiner Seele, daß alle Begeisterung, die beste Sache und die glühendsten Worte

gegen seine brutale, kaltschnäuzige Massentechnik unterlegen waren.

Dabei sollte ich jetzt — wir waren auf dem Weg zum Bahnhof — auch noch die niedergeschlagenen Kameraden trösten.

„Wie lange noch? Wie lange soll das noch so weitergehen?"

Ich weiß nicht, wie lange ich in meiner Abteilecke gelegen hatte, in dunkle Gedanken vergraben, als ein Rippenstoß mich weckte. Putsch war schon wieder mal über den Berg, hatte die Sache schon überwunden. Seine alte Fröhlichkeit war wieder da.

„Los, Mensch! jetzt schmettern wir einen!"

„Durch Pommerland marschieren wir..." —

Zu Hause angekommen, lag ich in dieser Nacht noch lange wach. Am Beispiel Onkel Theodors war mir so manches klar geworden. Unsere Idee, unsere Begeisterung und unseren Glauben konnte dieses bezahlte Mastschwein uns nicht nachmachen, aber wir konnten ihm wohl seine Versammlungstechnik ablernen. Eines Tages würde ich ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen.

Heute hatte ich begriffen, daß tausend zu einer Versammlung in einem Raum zusammengedrängte Menschen nicht mehr tausend Einzelwesen sind, sondern eine großartige Einheit, ein wunderbares musikalisches Instrument. Man kann einen wüsten, zotigen Schlager darauf herunterrasseln. Das hatte Herr Vierschröter getan. Selbst dazu gehört eine gewisse Technik. Man kann das gleiche Instrument aber auch auf ganz andere Weise zum Klingen bringen und ihm die edelsten und stärksten Melodien entlocken. Dazu gehört allerdings noch eine viel größere Technik. Das ist — eine Kunst.

Derart gingen meine ersten Gedanken und Eindrücke über das Wesen guter und anständiger Propaganda mir im Kopf herum. Indessen schlugen draußen vereinzelt die Dorfhunde an. Jetzt stapfte unter meinem Fenster der schwere Schritt unseres Nachtwächters Kruse vorbei.

Die ersten Hähne krähten. Der neue Tag war da.

Und Herrn Vierschröters Tag sollte auch kommen!

Abrechnung mit Onkel Theodor

Eigentlich hatte ich an diesem Abend in Grimmen zu tun. Putsch und ich waren gerade startbereit, als wir von der Versammlung in Demmin erfuhren. Vierschröter heute abend in Demmin! „Unser" Vierschröter in Demmin!

Der Kamerad war sofort Feuer und Flamme.

„Wir müssen unbedingt hin und dem Kerl die Versammlung versalzen. Stralsund liegt mir immer noch mächtig im Magen."

Ich wollte nicht recht. Gewiß, ich sehnte mich auch danach, meine Kräfte gerade mit meinem früheren Gegner zu messen und diesmal einen Sieg zu erleben. Ich wußte nur nicht, ob es richtig war, unsere persönlichen Empfindungen so in den großen Kampf hineinzutragen. Heute weiß ich das besser. Unsere Ehre und die der Bewegung waren eins. Wo wir geschlagen wurden, da mußten wir wieder zurückschlagen, und zwar an derselben Stelle und nicht an irgendeiner beliebigen dritten. Nur so konnten wir unsere Kräfte ermessen und sehen, ob sie gewachsen waren. Denn sie mußten wachsen! Niederlagen sind dazu da, um zu lernen!

So traf mein Putsch in seinem blinden Draufgängertum und seiner verletzten Mannesehre instinktiv das richtige, indem er jetzt ungemütlich maulte und brummte, als ich noch zögerte.

„Grimmen! Das kann auch morgen erledigt werden. Heute haben wir endlich die Gelegenheit, dem Mann zu zeigen, daß er in Pommern nichts zu suchen hat, und du hast keine Zeit dazu! Das nenne ich kneifen!"

Ich ließ mich überreden. Eine Handvoll SA wurde zusammengetrommelt, und dann ging es los.

Die Versammlung überfüllt! Reichsbanner als Saalschutz! Außerdem ein starkes Polizeiaufgebot! Ich hatte die Augen auf und achtete auf jede Kleinigkeit. Heute sollte es sich zeigen, ob ich seit Stralsund etwas hinzugelernt hatte. Eine Gruppe Stahlhelmleute war ebenfalls erschienen. Würde ich mit ihrer tatkräftigen Unterstützung rechnen können?

Als Vierschröter das Rednerpult betrat, zeigten unsere Jungens ihm erstmal, daß sie da waren. Pfeifen! Johlen! Zwischenrufe!

Nun, das waren Kleinigkeiten, über die der abgebrühte Versammlungslöwe nur lachte.

Auch ein Sprechchor brachte ihn nicht aus der Fassung. Ein Wink an die Polizei! Schon drängte sie auf Ruhe. Wir aber wollten keine vorzeitige Versammlungsauflösung, sondern Gelegenheit zu einer gründlichen Aussprache haben. Deshalb hütete ich persönlich mich ganz besonders, Zwischenrufe zu machen.

Nach einer verhältnismäßig ruhigen Viertelstunde forderte der Redner selbst den endgültigen Ausbruch heraus. Er behauptete nicht mehr und nicht weniger, als daß der deutsche Soldat des Weltkrieges in die Gefahr nur dann hineingegangen sei, wenn er sie nicht gekannt habe. Ahnungslos wie eine Herde Schafe seien unsere Gefallenen ihrer eigenen Dummheit zum Opfer geworden.

Jetzt griff die Entrüstung auch auf das neutrale

Publikum über. Alles sprang auf. Es war wieder einmal so weit!

„Aufhören! Aufhören!"

SA und Stahlhelm forderten es gemeinsam.

Das Reichsbanner hielt sich ruhig. Nur ein Mann hatte mit meinem Kameraden Putsch ein kleines Intermezzo.

„Maul gehalten! Oder Sie verlassen sofort die Versammlung!"

Nun, so mußte man Putsch gerade kommen!

„Was willst du? — Da!"

Der Mann bekam einen Stoß vor die Brust und landete verdutzt da, wo er hergekommen war, bei seinen Kameraden, die eisern geradeausstarrten.

In dem allgemeinen Lärm wurde der kleine Zwischenfall kaum bemerkt. Der Redner hatte es längst dem Versammlungsleiter überlassen, mit Hilfe der Glocke die Ruhe wiederherzustellen. Vergeblich!

Von meinem Platz in der ersten Reihe konnte ich sehen, wie es hinter Vierschröters glänzender Stirn arbeitete. Nein, noch gab er die Sache nicht verloren. Suchend durchwanderten seine Augen den Saal, glitten von Reihe zu Reihe, fielen endlich auf mich. Er stutzte. Der nächste Blick verriet mir, daß er mich erkannt hatte. Um den Mund huschte ein unmerkliches Lächeln. Aha!

In aller Ruhe winkte er dann den Führer des Polizeiaufgebots herbei. Nun zeigte er auf mich.

„Paß auf, Putsch", flüsterte ich, „jetzt fliege ich raus!"

Wie ein Mann, der seiner Sache vollkommen sicher ist, wandte sich mein Gegner an den Beamten.

„Ich bitte Sie, Herr Oberlandjägermeister, weisen Sie diesen Herrn da aus dem Saal! Er unterbricht mich andauernd und stört die Versammlung."

„Wenn hier einer Zwischenrufe gemacht hat, dann war ich es", rief Putsch und tat, als wollte er gehen. Aber an ihm war Vierschröter offenbar nichts gelegen.

„Nein, ich meine diesen Herrn da!"

Damit deutete er nochmals auf mich. Nun, es hatte keinen Zweck, sich über diese Gemeinheit zu ärgern. Schlimmer war, daß der Mann mit seiner Taktik sein Ziel erreichen würde. Wenn ich auch keine Zwischenrufe gemacht hatte — wer hatte denn darauf geachtet? Niemand.

Schon kam ein Polizeibeamter auf mich zu. Im Saal begann man, aufmerksam zu werden.

„Verlassen Sie sofort die Versammlung!"

Ich begriff, daß ich unmittelbar vor der Niederlage stand. Nur einen Augenblick zum Nachdenken! Nur eine Sekunde Besinnung, ob ich dem genialen Versammlungstaktiker nicht doch noch einen Strich durch seine Rechnung machen konnte. Um Zeit zu gewinnen, fragte ich also nach dem Grund meiner Ausweisung. Der Beamte faßte die Frage jedoch als Beleidigung auf.

„Keine Leichenreden halten! Machen Sie, daß Sie jetzt rauskommen! Raus!"

Dabei packte er mich am Kragen. Im Nu waren sämtliche Kameraden aufgesprungen. Wahrscheinlich hatten sie in allen ihren Saalschlachten und Straßenkämpfen schon knifflichere Situationen erlebt als dieser Beamte. Sie brüllten alle wie aus einem Mund:

„Loslassen! Sofort!"

Schreien und Schreien ist zweierlei. In diesem Fall war der drohende Ernst der Sekunde nur allzu deutlich aus dem rauhen Ruf der Kameraden herauszuhören.

Der Beamte ließ los, warf Vierschröter einen scheuen

Blick zu. Würde der es auf einen Kampf um Leben und Tod ankommen lassen? Würde er weiterhin auf meinen Ausschluß bestehen?

Der arme Kerl brauchte sich keine Sorgen mehr darüber zu machen. Ich wußte plötzlich selbst, was ich zu tun hatte. Ich war ja nun im Mittelpunkt der Versammlung. Es mußte glücken. Schon stand ich auf meinem Stuhl. Ich hob die Hand. Tatsächlich legte sich der Sturm. Vollkommene Stille, nicht nur bei den Kameraden und Stahlhelmern.

Jetzt kam es darauf an! Zum Glück wußte ich damals schon aus Erfahrung, daß etwas mehr als bloße Stimmkraft dazu gehört, um eine mehrhundertköpfige Menge aufzufordern, einem auf der Stelle zu folgen. Ich nahm mich zusammen, wurde ganz Wille.

„Volksgenossen! Kameraden! Der Grund meiner Ausweisung ist sehr einfach. Herr Vierschröter hat Angst vor einer Aussprache. Nun gut! Ich verlasse den Saal! Ihr, Kameraden, verlaßt auch den Saal! Und ihr, Volksgenossen, die ihr hören wollt, was wir Nationalsozialisten auf die Lügen dieses Herrn zu erwidern haben — ihr verlaßt mit uns die Versammlung, denn im Kaiserhof findet anschließend eine Parallelversammlung statt. Auf, in den Kaiserhof! Verlaßt die Versammlung!"

Ich sprang vom Stuhl. Mit einer Haltung, als ob mir alle, alle folgten, ging ich durch den Saal hindurch.

„Auf, in den Kaiserhof! Verlaßt die Versammlung!"

Die Kameraden wiederholten es noch einmal im Sprechchor. Unter dem Gesang des Deutschlandliedes leerte sich der Saal bis auf das Reichsbanner, das etwas beschämt zurückblieb. Ich hatte den Eindruck, manche der armen Kerle wären lieber gern auf der Stelle mit uns gegangen.

Der Kaiserhof war überfüllt. Es wurde eine der besten Versammlungen, die ich je gesehen habe, ganz abgesehen von den acht Neuaufnahmen und dem im Anschluß daran erfolgenden Übertritt von sechzig oder achtzig Demminer Stahlhelmleuten zur NSDAP unter ihrem Führer Friedrich, heute Gruppenführer der SA in Pommern.

Putsch brachte sich während der Rückfahrt auf unserem Benzinkessel vor Begeisterung beinahe um. Die vierzig Kilometer genügten ihm nicht, um das dumme Gesicht auszumalen, das Herr Vierschröter aufgesetzt hatte, als die Versammlung ihn so fluchtartig verließ.

Der rote Tod von Greifswald

Der 17. Juli 1932 war ein richtiger Sommersonntag, wie geschaffen zum Standartenaufmarsch! SA marschierte in langen Kolonnen, bei klingendem Spiel, blumengeschmückt.

Die Kameraden, die auf Lastwagen, Fahrrädern oder im Marschschritt von überallher aus dem weiten Land zusammengeströmt waren, strahlten vor Freude. Sie, die von ihren einsamen und entlegenen Vorposten in den Dörfern und auf den Bauernhöfen kamen und bisher nur im kleinen und kleinsten Trupp marschiert waren, sahen jetzt, daß sie einer Armee angehörten. Ihr Frohsinn, ihre Fahnen, ihre Lieder erfüllten die Straßen. Die alte Stadt lebte auf.

Wer unsere Jungens sah, der mußte sie lieben. Allen voran die Mädels, die Mütter, die Kinder, die von all der Lügenhetze am wenigsten beeinflußt waren, sich allein dem Urteil ihrer eigenen Augen, der Stimme ihrer gesunden Herzen anvertrauten. Überall regnete es Grüße, Sträuße von Blumen...

Der SA-Marsch konnte in Ruhe zu Ende geführt werden. Gegen geschlossene Formationen wagten die Kommunisten ja keine Angriffe.

Für den Nachmittag war wieder SA-Dienst angesetzt. Treffpunkt Hohenzollernplatz.

Nun war die Stunde des Reichsbanners gekommen. Aus dem Hinterhalt der Häuser überfielen sie mit großer

Übermacht feige die einzeln gehenden SA-Männer. Schüsse fielen. Verwundete mit Oberschenkelschüssen und zerschlagenen Köpfen wurden in die Klinik eingeliefert. Das war in der Langenreihe und in der Brinkstraße.

Rasch verbreitete sich die Nachricht von den Überfällen.

Die SA strömte zum „Armenhof", dem Treffplatz der Kommunisten, um ihre überfallenen Kameraden zu rächen. Sie verstanden sich erst zum Abzug, als man ihnen erklärte, daß Reichswehr zur Feststellung der Täter angefordert sei.

Diese feigen Überfälle auf einzeln gehende SA-Männer war uns nichts Neues. Das kam auch nicht unerwartet. Überfall, Großkampf und Terror — das waren in diesen Tagen überall in Deutschland die letzten Mittel des in seinen letzten Stellungen bedrohten Gegners. Jetzt war es Nachmittag. SS hatte Ruhe. Unsere Wut war verraucht. Schließlich forderte jeder solcher Tage sein Opfer — jetzt würde der Sonntag wohl glatt zu Ende gehen. Und einigermaßen zufrieden lagen wir wieder auf der Wache in der Wachtstube des SS-Heims, vertrieben uns die Zeit mit einem Skat.

„Oller Dussel! Die besten Spiele mit deiner dreckigen Null so zu versauen!"

„Als ob du nicht selbst wie ein Nachtwächter spielst!"

Die Kameraden gähnten schläfrig, räkelten sich an den Tischen. Bläulich dehnte sich die schwebende Rauchschicht in halber Höhe der Stube. Und plötzlich zerriß sie in Fetzen.

In der aufgerissenen Tür stand atemlos, schweißbedeckt, aufgelöst ein kleiner SA-Mann.

Wir waren aufgesprungen.

„Die Kommune — und die SA ... Die SA ... Die Kommune ..."

Ich packte den blutjungen Burschen bei der Brust.

„Ruhig, Junge! Und immer vernünftig! So versteht dich kein Schwein."

„Wir ... die Kommunisten ... überfallen ..."

Abermals Schluß! Ich nahm meinen Mann bei den Schultern. Er versuchte es wieder.

„Wir sind von Trantow ... Nein, wir wollten nach Trantow ... zurück ... und sind ... überfallen —"

„Wo denn, Kerl? Wo denn? Wo? Wo? Wo?"

Verflucht und zugenäht! Der Schafskopf starrte mich immer noch an. Gerade in dieser versäumten Minute konnten Kameraden irgendwo kaltgemacht werden. Ich schüttelte und rüttelte. „Wo? Wo? Wo?"

„Bei den Loitzer Baracken —"

Endlich war es heraus! Raus auf den Hof! Kommando!

„SS fertigmachen!"

Die Wache stand.

„Kameraden! An den Loitzer Baracken sind SA-Kameraden überfallen. Wem gehören diese Fahrräder hier? Auswärtiger SA? Jeder nimmt sich ein Rad. Dann los! Tretet weg!"

Das wurde eine wilde Fahrt. Sie dauerte nur wenige Minuten.

Einige SA-Leute, die in kleinen Gruppen zusammenstanden, bezeichneten den Kampfplatz.

„SS absitzen! SA-Kameraden! Was ist denn nun eigentlich los?"

Das war schnell erzählt. Die Kommune hatte der auf der Nachhausefahrt befindlichen SA den Weg versperrt und einen Hagel von Pflastersteinen gegen sie geschleu-

dert. Unsere Leute hatten Verletzte. Die Häusergruppe der sogenannten Loitzer Baracken erwies sich als unpassierbar. Die SA mußte zurück.

„Jemand erkannt?" fragte ich weiter.

„Nein."

„Wie viele?"

„Achtzig oder hundert."

„Danke. SS fertigmachen! Aufsitzen!"

Die SA ließ ich anschließen. Ein anderer Trupp SA, der im Laufschritt herankam, rückte ebenfalls auf. So ging es zu den Baracken, wo die Kommune noch immer die Straße besetzt hielt. Wütend tobte sie uns entgegen.

„Totenkopfhusaren! Schwarze Mordpest!"

Ein Hagel von Steinen ging auf uns nieder.

„SS absitzen! Sturmriemen runter! Schulterriemen los!" Die Räder hingeworfen! Vor! Schon mußten die ersten stärker Verletzten zurückgebracht werden. Mit Heil Hitler! und Deutschland erwache! griff auch die SA an. Der Gegner zurück! Wir hinterher, über Hecken und Zäune! Heran an die Häuser!

„Nieder Kommune!"

Die Schulterriemen sausten durch die Luft, trafen aber meistens ins Leere. Der Feind war nicht zu fassen, floh. Gut, dachten wir, im nächsten Augenblick müßt ihr euch doch stellen!

Denn jetzt waren wir auf dem inneren Hof des Barackenviertels. Die Flüchtenden drückten sich an die jenseitige Wand, schlüpften in offengehaltene Türen. Wir hielten in der Mitte des Hofes. Schnelles Überlegen war nötig. Die Atempause nach dem Sturmlauf würde uns gut tun. Und den Gegner hatten wir sicher.

So dachten wir jetzt.

Aber im nächsten Bruchteil der gleichen Sekunde, da

war schon alles anders. Im Nu hatten sich, wie auf ein verabredetes Zeichen, sämtliche Fenster geöffnet. Darin tauchten plötzlich Kommunisten auf, bis an die Zähne bewaffnet, in eisiger Ruhe. Die Fensterrahmen waren dicht gefüllt.

„Falle", dachte ich noch, „das wird ein einfaches Schießen, wenn man Fensterbänke und Fensterkreuze zum Auflegen und Anlegen hat —"

Da war das Schnellfeuer aber auch schon eröffnet.

„Die Hunde schießen", brüllte der Truppführer auf. „SA zurück!"

Und wir hatten nicht eine, nicht eine einzige Pistole. Ich sehe uns noch, wie wir den Schulterriemen in den nackten Fäusten umdrehten, erinnere deutlich die feinen Haare auf meinem Handrücken, die ich ansah, als hätte ich sie nie gesehen. Gefühl der Kälte!

Wir mußten unbedingt sofort hinaus aus diesem Loch, aber wir sollten nicht hinaus. Schon versperrte eine Gruppe den Ausgang, wollte uns den Rückzug abschneiden. Das wurde ein unheimlich stilles, verzweifeltes Ringen. Nie habe ich die Kommune so stumm gesehen. Sie hatte es ja auch nicht nötig, jetzt Krakeel zu machen. Der Tod sprach seine eigene Sprache. Nur allzu deutlich hörten wir die Schußeinschläge in den Bäumen, das pfeifende Surren der Kugeln in der Luft. Wenn doch nur dies verdammte Surren nicht wäre, schoß es mir immer wieder durch den Sinn, nur das nicht! Und immer von neuem krachten die Salven! Das waren keine Pistolen mehr, das waren Gewehre!

Gewehre!!

Ich sah mich um. Links von mir?

Das ist SA-Mann Reinhardt. Wehrt sich verzweifelt.

Vor mir?

Ah, Massow! Möchte sich durchschlagen, kommt aber nicht durch.

Rechts Herbert Schuhmacher. Wir sind mitten im Handgemenge. Andere Kameraden, die sich freigemacht haben, schreien auf. Getroffen! Immer wieder!

„Los, Kameraden! Durch! Zurück!"

Der Knäuel löst sich. Unsere Gegner springen zurück. Jetzt stehen wir allein in der Öffnung, im — Feuer. Zurück an die Straße, hinein in den Graben! Etwas anderes gibt's nicht für uns. Also Sturmschritt!

Es mußte schon ein Schrei wie dieser sein, der mich zum Anhalten brachte, ein Schrei, wie ich ihn nie gehört.

Was ist denn los? Was hat denn Reinhardt? Bleibt stehen? Gerade jetzt bleibt er stehen? Greift mit der Hand an die Brust?

„Reinhardt?! Mensch! Lauf doch! Zurück!"

Wie ein verwundetes Tier muß ich das hinausgebrüllt haben. Was ist die Antwort? Nur ein Lächeln, und ein so merkwürdiges Lächeln.

„Reinhardt!!"

„Ich — bin — ja — getroffen —"

Nach diesen Worten brach er zusammen. Aus der linken Brustseite Blut!

„Bestien, Mörder!" schrie ich und warf mich über den Kameraden, wollte ihn bergen.

„Reinhardt! Hör mich doch! Auf! Du kannst — doch nicht — hier — bleiben —"

Wie ich ihn auch zu packen, hochzureißen versuchte — es war alles umsonst. Ich wurde wie wahnsinnig vor Angst. Und er — hatte nur immer wieder jenes verfluchte, jenes verträumte, glückliche Lächeln. Auf den Knien lag ich über ihm, wußte nicht mehr, was ich sagte.

„Warum du? Warum nicht ich?"

Die Kommunisten schossen immer noch. Auf die Fliehenden. Auf uns.

Jetzt stürzte Massow, nur wenige Meter von uns. Jetzt — ja, ich erkannte sie trotz allem — jetzt hörte ich Schuhmachers Stimme in einem letzten, tödlichen Aufschrei.

Ich schäumte.

„Aufhören, Hunde! Ihr Hunde, aufhören sollt ihr! Noch nicht genug gemordet, was, ihr —"

Sie hörten nicht auf. Jetzt war ich an der Reihe. Ich begriff es und begriff es nicht. Ein SA-Kamerad warf sich auf mich, riß mich zurück. Ein harter Stoß warf mich hin, in den Graben.

„Lohmann?! Verrückt? Jetzt nicht gerührt! Sonst knallen sie dich auch noch wie 'nen tollen Hund ab!"

Es wurde geschossen, als sollte ein Sturmangriff abgewehrt werden. Vor uns drei Sterbende! Rings um uns Verwundete! Und wir wie angenagelt. Konnten nicht helfen.

Sollten wir die Daumen in die Ohren pressen, um das Stöhnen, die Schmerzensschreie nicht zu hören? Die Luft war voll davon.

Und nichts blieb uns erspart! Dem sterbenden Kameraden Massow gelang es, sich ein letztes Mal aufzustützen, zu uns herüberzusehen, mit brechenden Augen, hilfeflehend. Das war zuviel!

Man hatte uns manchmal hart genannt. Vielleicht glaubten wir es selbst bis zu dieser Stunde. Aber wir waren es nicht. Der SA-Truppführer weinte, schrie, tobte, bat und fluchte durcheinander.

„Biester! Mörder! Verbrecher! Hunde!"

Eisern hielten wir ihn fest, um ihn nicht in die Kommune hineinrasen zu lassen. Dann vergrub er das Gesicht in die Erde, in beide Hände, von wilden Krämpfen ge-

schüttelt. Und es war noch nicht genug. Zwei Kameraden lagen schon still und friedlich da. Der Leib des dritten wehrte sich noch gegen den Tod, bäumte sich unter Stöhnen auf. Und immer noch Feuersalven, die uns niederhielten. Wohl bildete sich vor dem zuckenden Körper jetzt eine Feuerlücke, aber nur, um einem fetten Weibsbild Raum zu geben, das — eine Eisenstange schwang. Die Furie brüllte ununterbrochen.

„Sterben müßt ihr verfluchten Faschistenschweine, ja sterben!"

Uns stockte der Herzschlag. Was nun? Gab es noch mehr an Scheußlichkeit?

Jawohl, es gab! Es gab so ein grinsendes Vieh, das unserem Sterbenden die Hirnschale einschlug, sein Gesicht zertrampelte und immer wieder die Eisenstange niederfallen ließ, bis ein letztes Zucken verkündete, daß selbst der Tod dieser Höllenbestie das Opfer nicht länger lassen wollte.

Unser Graben war ein einziger Aufschrei.

„Herr, unser Gott! Warum? Warum hast du uns verlassen?"

Das Feuer verstummte. In der Ferne schrie eine Autohupe gellend auf. Eine Heulsirene! Beide kamen näher. Überfallkommando!

Aber als die Polizei den Kampfplatz erreicht hatte, war von der Kommune nichts mehr zu sehen. Obwohl drei Tote und an die dreißig Verletzte nur allzu deutlich bewiesen, wer hier geschossen hatte, riegelte die Polizei mit einem blödsinnig falschen Ernst zunächst das Schlachtfeld ab und trieb dann uns mit dem Karabiner zusammen, anstatt blitzschnell in die Häuser einzudringen, noch ehe die Waffen beiseitegeschafft worden waren.

Als dann endlich die Haussuchung in den Baracken

durchgeführt wurde, war nichts mehr zu finden, kein Jagdgewehr, kein Karabiner, nicht eine einzige Pistole.

Dabei hatte die Polizei schon acht Tage vorher Nachricht erhalten, daß hier an dieser Stelle von den Kommunisten ein planmäßiger Überfall auf uns vorbereitet wurde! Heute, nachdem alles vorüber ist, muß auch das gesagt werden.

Damals kümmerte diese schreiende Ungerechtigkeit uns wenig. Unser einziger Gedanke galt den toten und verwundeten Kameraden. Durften wir jetzt wenigstens zu ihnen?

Ein Nein war die Antwort. Das Krankenauto würde gleich kommen.

Endlich hielt ich unseren Reinhardt in meinen Armen, den Kameraden in einen Hausflur gebracht hatten. Sein Kopf lag in meinem Schoß.

Kamerad Otto Schmücker, lieber Freund, der du in diesem Augenblick bei uns warst! Weißt du es noch? Du warst im Kriege hart geworden! Du sahst den Tod nicht zum erstenmal! Aber auch deine Stimme erstickten die Tränen.

„Es ist aus mit ihm, Heinz! Herzschuß!"

Im wachsbleichen Gesicht unseres Kameraden verfärbten sich die Lippen. Das letzte Leben entwich in einem Seufzer. Ein letztes Strecken — dann war alles vorbei.

Ich drückte dem Toten die Augen zu. Mit dem Freund begleitete ich ihn auf der Fahrt in die Stadt, in die Klinik.

Wenige, gepreßte Worte.

„Otto! Begreifst du noch was von dem allen?"

„Nur eines: er starb für Deutschland. Das muß unser Trost sein."

Unendliche Bitterkeit! Warum er, gerade er? Der sich erst vor acht Tagen verlobt hatte? Auf den das Leben mit großen Hoffnungen, Erwartungen sah? Warum hatte der Tod nicht unser halb verpfuschtes Leben genommen?

Die letzte Minute unseres Alleinseins mit dem gefallenen Kameraden auf dieser Fahrt kam heran. Einfach und schlicht gab mir Otto Schmücker die Hand.

„Heinz, nun erst recht! Ihm sind wir es schuldig."

Ja, so war es. So waren unsere Gedanken, so unsere Worte. So und nicht anders ist es gewesen. Und so soll es bleiben.

Für den Rest dieses Tages gab es keinen Kommunisten in den Straßen von Greifswald. Wer sich doch sehen ließ, wurde von den erbitterten Kameraden niedergeschlagen. Das ging so durch die ganzen kommenden Wochen. Die SS ruhte nicht, machte Tag und Nacht Dienst. Und dreimal wehe dem Gegner, der uns nicht aus dem Wege ging!

In der Leichenhalle waren unsere Gefallenen aufgebahrt. SA und SS hielten die letzte Wache. Eines Nachts sammelten sich ringsum dunkle Gestalten. Bald war die Meldung bei uns.

„Kommune versucht, die Leichenhalle zu stürmen."

Wir rannten in die Nacht hinaus, trieben die Kommunistengruppen auseinander. Es ließ uns keine Ruhe. Wild fegten wir durch die Straßen, um alles niederzuwerfen, was nicht zu uns gehörte. Bald lagen sie leer, einsam, verlassen.

Doch unsere Toten, unsere drei Besten, gab uns niemand wieder.

Morden erlaubt — Marschieren verboten!

Die gefallenen Kameraden waren zur ewigen Ruhe gebracht. Der Dienst ging weiter. Wir taten ihn stumm und verbissen.

„Lohmann!"

Der SS-Führer Adam rief mich.

„Zu Befehl?"

„Heute abend Versammlung von uns in Wieck. Du kennst das Dorf doch?"

Und ob ich es kannte! Meine zweite Heimat. Einstmals rot!

Heute nationalsozialistisch! Nicht zuletzt durch meine eigene Arbeit!

„Wir müssen Saalschutz stellen. Also du und deine Leute. Der Lastwagen ist schon bestellt."

„Zu Befehl!"

„Und noch eins! Wenn die Kommune sich zu zeigen wagt, dann — denk an den 17. Juli."

„Zu Befehl."

„Danke."

Jedes weitere Wort war zuviel. Gewaltsam preßten wir die sprengende Qual unserer Herzen in den eisernen Ring militärisch knapper Befehlsformen.

Am Abend fuhr ich mit meinen zwölf Leuten nach Wieck hinaus. In Eldena konnte ich nicht anders, ich ließ halten und antreten. Wir hatten doch in jenen Tagen

gewiß nicht nötig, uns unter der Persenning eines Lastwagens zu verstecken. Wir brauchten Luft. Wir mußten marschieren. Wir mußten singen. Wenn auch die Regierung drei Tage vorher ein Demonstrationsverbot erlassen hatte.

Auf halbem Wege kam uns das Auto des Oberlandjägermeisters entgegengefahren.

„Verdammt, Jungens! Das kostet wieder was."

Aber unsere Gefühle ließen sich nicht mehr zwingen. Wir sangen weiter.

Auf Handbreite, in langsamer Fahrt schob sich der Wagen des Beamten an uns vorüber. Kein Wort! Wir sahen geradeaus. Wir sangen weiter.

In Wieck trat ein Untergebener dieses Mannes mit verhaltener Stimme auf mich zu.

„Herr Lohmann! Aufmärsche sind verboten. Lassen Sie wegtreten. Ich habe nichts gesehen."

Ein feiner Kerl, der Oberlandjäger Kreutzer! Ein Blick — und wir verstanden uns. Aber sein Vorgesetzter zeigte uns an.

Die Versammlung dieses Abends nahm einen ruhigen, ernsten Verlauf, denn sogar die Kommune hatte begriffen, daß diese Wochen ganz unseren Toten gehörten. Als ich den Abmarsch befahl, stand ich an der gleichen Stelle, an der ich mich vor fünf Jahren zum erstenmal hier umgesehen hatte, ein halbes Kind noch, ein Fremder. Ich ahnte nicht, daß es das letzte Mal gewesen sein sollte.

Ich hatte die kleinen Dinge dieser Tage längst vergessen, als man mich eine Woche später vor die Verhandlung des Schnellgerichts lud.

Acht Tage Gefängnis!

Es handelte sich in Wahrheit wohl kaum um diese acht

Tage. Aber mit ihnen wurden auch alle übrigen, bisher über mich verhängten Freiheitsstrafen fällig. So wäre ich denn endlich, endlich unschädlich gemacht! Was sollte ich tun?

Flucht über Deutschlands Grenze

In den nächsten Tagen überlegte ich hin und her. Freiheit auf fremder Erde oder republikanisches Staatsgefängnis — das war die Frage.

Die Gefängnismauern an sich schreckten mich nicht ab. Den mit pharisäerhaftem Dünkel gemischten Grusel des Spießbürgers, den natürlichen Widerwillen des unbefangenen Menschen — ich hatte sie beide längst überwunden. Wenn es sein mußte — warum nicht? Schließlich gab die Republik für jeden Verbrecher mehr Geld aus als für einen Arbeitslosen, hegte und pflegte diese letzten Feinde der Gesellschaft mit beispielloser Sorgfalt. Eine bessere und regelmäßigere Ernährung, als ich mit den meisten meiner Volksgenossen sie seit vielen Jahren kannte: Tabak, Zigaretten, Lektüre, viel freie Zeit und keine Sorgen um den andern Tag — wenn ich Glück hatte, konnte das auch mir zugute kommen.

Jawohl, das hatten sich die Kameraden auch so gedacht, die vor mir ihre Gefängnisstrafe auf sich genommen hatten. Ich hatte Gelegenheit gehabt, einige von diesen armen Kerlen zu besuchen. Mit einem müden Lächeln hatten sie die Tafel Schokolade quittiert, das einzige, was wir ihnen als schwachen Beweis unserer Treue zurücklassen konnten. Sie sprachen es nicht aus, aber wir lasen es aus ihren Augen. Es war furchtbar! Ein Nationalsozialist im Gefängnis — das war schlimmer als ein

Falke im Käfig. Das war ein Verfaulen bei lebendigem Leibe.

Ich wußte, daß ich es am allerwenigsten aushalten würde. Aber obwohl meine Entscheidung feststand, konnte ich mich noch nicht trennen. Jeder Schritt auf diesem Boden, der doch das Blut der Kameraden getrunken, jeder Atemzug in dieser Luft, die ihren Todesschrei nachgezittert hatte, war mir Schmerz und Geschenk zugleich.

Schließlich kam es so weit, daß man mich holen wollte. Ausgerechnet ein Polizeibeamter warf mir aus kaum bewegten Lippen, indem er mich auf der Straße überholte, halblaut die Warnung zu.

„Lohmann, verdrücken Sie sich! Zwei Kollegen von mir haben den Haftbefehl schon in der Tasche.“

„Besten Dank auch.“

Als ob nichts geschehen sei, verfolgte ich meinen Weg weiter, schlug einen Haken, schlüpfte auf mein Zimmer und kam mit einem unscheinbaren kleinen Margarinekarton wieder heraus. Das sah nicht nach einer großen Reise aus. Der Kasten enthielt tatsächlich auch nur etwas Wäsche.

Nachdem ich ungehindert den nächsten D-Zug nach Berlin erreicht hatte, ging alles so lächerlich einfach. Ich konnte sogar wie zu einem harmlosen Familienbesuch von einem Berliner Postamt ein Telegramm an meinen Freund Theo in Innsbruck absenden.

„Eintreffe Nachtzug. Heinz.“

Nichts weiter. Und zwischen Nacht und Morgenfrühe stand ich dann eben auf dem Bahnsteig in Innsbruck vor dem Freund.

„Kerl! Was ist denn mit dir los?“

„Die Republik ist krötig geworden. Na, laß man!“

Es war drollig. Zuerst wollte der Junge absolut nicht an meinen Fall glauben, hielt mich für einen Still-Verrückten. Dann wieder meinte er, ich hätte ein ganz himmelschreiendes Verbrechen begangen, so furchtbar, daß ich es sogar vor ihm verbarg.

Ich gab mir keine Mühe mehr, diese Zweifel zu zerstreuen. Ich schlief längst in seinem Bett, während er in der gleichen Stube hin und her ging.

Im hellen Sonnenschein des andern Tages, nachdem mein Freund Theo sich vergewissert hatte, daß die Morgenzeitungen mich mit keiner Silbe erwähnten, war es dann bedeutend leichter für mich, ihm meinen Kasus verständlich zu machen.

In der nächsten Stunde schon waren wir auf der Fahrt in eine andere Stadt Österreichs, die auch sehr schön war. Ich sah nicht viel davon. Ich verbrachte die langen Tage damit, in allen erreichbaren Zeitungen die Amnestiefrage zu studieren. Wenn alle Abgeordneten und Minister sich so wie ich in diese Sache vertieft hätten, hätte ich längst wieder in der Heimat sein müssen.

Statt dessen verging Tag für Tag. Der Herbst kam. Es wurde Winter.

Wie lange noch? Das war mein einziger Gedanke.

Wie lange noch?

Freiheit! Sieg!

Die nationalsozialistische Revolution warf ihren Schatten voraus. Die Amnestieverhandlungen wurden aussichtsreicher. Aber ob ich nicht vielleicht von der Amnestie ausgeschlossen sein würde? Es gab da ja so viele Vorbehalte und Klauseln.

Täglich quälte ich den Freund mit meinen blödsinnigen Zweifeln. Er wehrte sie ab.

„Na, warum sollst ausgerechnet du nicht frei werden?"

Inzwischen war der 24. Dezember herangekommen. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich Angst, der Paketbote könnte kommen. Ein Weihnachtspaket von Zuhause hieß, daß sie nicht an meine Amnestie glaubten; daß sie vielleicht schon Bestimmteres wußten; daß ich das Weihnachtsfest auf der Flucht, in der Fremde zubringen müßte. Und wer weiß, wie lange ich dann noch hier aushalten mußte!

Und der Paketonkel kam, stieg die Treppe herauf, klopfte an die Tür.

Ein so enttäuschtes Gesicht mochte dem Mann noch nicht vorgekommen sein.

„Na, nehmen Sie's halt! Ist schon keine Höllenmaschine da herinnen!"

Das Paket war — für meinen Freund Theo. Gott sei Dank!

Die Freude dauerte nicht lange, da befiel mich ein

neuer Verdacht. Es gab ja noch eine schlimmere Möglichkeit! Wenn ich nun ohne jeden heimatlichen Weihnachtsgruß Weihnachten über hier sitzen sollte? Trostlose Aussicht! Oder ob man es einfach riskierte, die Grenze zu überschreiten? Nein, sicher war die Kriminalpolizei drüben auf derartige Heimkehrer aus langjähriger Erfahrung schon vorbereitet! Also nur keine Dummheiten machen! Ich hatte auch gar nicht das Geld dazu. Ein Hochstapler, der seine gespickte Brieftasche hat, kann es sich unter Umständen schon leisten, seinem Steckbrief ein Schnippchen zu schlagen, indem er mehrere Fahrkarten zugleich löst. Für einen armen Teufel, der den geradesten Weg als den kürzesten und billigsten nehmen muß, ist das ganz was anderes.

Wieder Schritte auf der Treppe. Das mußte der Briefträger sein.

Er war es. Ein Brief von meinem Vater. Fassungslos starrte ich auf die wenigen Zeilen.

„Mein lieber, guter Junge! Du bist frei. Du darfst kommen. Du mußt unbedingt kommen ..."

Ich weinte, lachte, schluchzte — alles zugleich. Ich fiel meinem Freund um den Hals.

„Mensch, Theo! Ich darf zurück nach Deutschland —"

Und dann wandte ich mich wieder zurück nach dem Tisch, um das Unglaubliche noch einmal zu lesen, beugte mich über das unbezahlbare Blatt Papier.

Da! Was war denn nun los? Mit der einen Hand stützte ich mich auf die Tischplatte, stand wie gebannt. Die andere Hand griff an die Brust. Ein Stich darin, ein wilder Krampf. Das Herz! Es drohte zu springen.

Ein Arzt mußte her. Nachdem der Anfall vorbei war, ich lang auf dem Sofa lag, untersuchte er mich gründlich. Der Mann war noch einer von der bekannten alten

Schule, selbst ein Hüne an Gestalt, knurrig, bärbeißig und grob, aber tüchtig in der Diagnose und grundehrlich. Immer heftiger fuhr er mich an.

„Menschenskind! Wo Sie sich herumgetrieben haben, das möchte ich wissen. Was haben Sie bloß gemacht? Natürlich geraucht wie ein Schlot, was?"

„Nein."

„Aber gesoffen?"

„Nein, nein!"

„Also Weiber?"

Erst hatte ich den Kerl angebrüllt. Jetzt lachte ich schallend.

Der alte Knabe schüttelte den Kopf.

„Ihr Herz möchte ich haben! Aber nur in Spiritus, wohlverstanden. Ich habe so was noch nicht gehört, noch nicht gesehen. Selbst Mediziner, was? Nützt nichts! Kann Ihnen die Sache doch nicht beschreiben. Vollkommen neu. Müssen an ausgeklapperten, versauten Motor denken. Total ruiniert. Unbegreiflich."

Jawohl, unbegreiflich! Mir selbst ging ein Licht auf, aber wie sollte ich die Sache einem Mann begreiflich machen, der es nicht miterlebt hatte?

Zehn Jahre SA und SS! Zehn Jahre Kampf! Zehn Jahre Hunger! Zehn Jahre Leidenschaft! Zehn Jahre Fieber!

Das und nichts anderes war die Leidenschaft, die das Innere meines Brustkastens verwüstet hatte! Das war die unbekannte neue Krankheit des Jahrhunderts! Aber an ihr würde eben dieses Jahrhundert wieder genesen!

„Nur eine Frage, Doktor! Kann ich fahren?"

„Das können Sie. Aber Sie sind ein kranker Mann. Wär übrigens nett, wenn Sie hierbleiben wollten. Möchte sehen, wie das ausläuft."

Ich fuhr. Ein Invalide, kam ich zu Hause an.

Die Mutter hatte mich Jahre hindurch nicht gesehen. Kein Wunder, wenn sie weinte. Aber schließlich, meinte ich, müßte es genug sein.

„Mutter! Was ist?"

„Sieh in den Spiegel!"

„Nein! Wozu?"

Ich nahm ihr das Bild aus der Hand. Ein Bild von mir. Ein Jugendbild.

Es war Glas darüber. Das Licht fiel darauf. So sah ich mich zweimal. Einmal, wie ich früher war. Einmal, wie ich jetzt war. Einmal im Bild. Einmal im Spiegel. Zwischen beiden Gesichtern lagen zehn Jahre. Zehn Jahre Jugend. Und mit der Jugend war es nun vorbei. Für immer. Ich hatte meine Mutter verstanden. Sie sah es.

„War es denn ein Leben, dieses dein Leben? Mein Junge?"

„Und ob, Mutter! Kein schöneres gibt es."

„Dann ist ja alles gut. Und jetzt ruh dich aus."

Nur allzugern folgte ich dem Rat. Elend war ich noch immer, abgespannt, müde. Abgespannt! Das war das richtige Wort. Die große Spannung war gewichen. Jetzt versagten die Kräfte.

Aber einmal packte ich doch den Tornister. Das war in den Tagen des 30. Januar 1933. Wenn marschiert werden sollte, ich wollte mit, und wenn es das letztemal gewesen sein sollte. Dies würde ohnehin der letzte Marsch sein. Der große Marsch. Der Marsch auf Berlin.

Es war nicht mehr nötig. Am 30. Januar wurde unser geliebter Führer Kanzler des Deutschen Reiches. Die deutsche Revolution brach aus, und niemand konnte sich ihr entgegenstemmen.

Die Sehnsucht so vieler Jahre, sie war endlich wahr geworden: Deutschland gehörte wieder den Deutschen. Deutschland hatte den Marxismus überwunden. Über Deutschland wehten die Hakenkreuzfahnen.

Die Trommeln wirbelten. Durch die Straßen hallten die Siegeslieder der SA.

Blitzschnell rollten dann die alten Bilder vor mir ab. Eine zugeschlagene Tür. Ein zertretenes kleines Hakenkreuz. Saalschlacht. Straßenschlacht. Qualm der Versammlungen. Glühende Worte. Heisere Schreie. Antifa — ran! Rot Front! Heil Moskau! Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft! Gesicht des Staatsanwalts. Das Surren der Geschosse. Blut. Und nochmal Blut. Der Todesschrei der Kameraden. Und dein tiefes Lachen, Putsch, mein treuer Kampfgenosse. Der Motor knattert. Fahnen flattern. Zaunlatten splittern. Heil Hitler! Nieder! Volksgenossen! Brüder! Kampfheil! Siegheil! Sieg!

Die Trommeln wirbeln noch immer. Sie machten mich wieder gesund. Ein paar Sehnen und Bänder, eine Herzklappe und ein Muskel, sie sind nicht mehr so wie bei einem neugeborenen Kind, das ist wahr. Aber das Herz, das eigentliche, das alte SA-Herz, es lebt, es arbeitet, es schlägt, und es wird nicht aufhören zu schlagen, bis die große Aufgabe erfüllt ist, die wir von der Front, von der Kampffront, von der Zehnjahrfront, von der Blutfront mitbringen.

Sie ist das Vermächtnis der Toten. Sie ist eine Lehre. Sie lautet: In der Front ist Wahrheit. In der Front ist Leben. In der Front ist Kraft. Und in der Front ist Treue.

Heil Hitler!

Inhalt

Mit Freude erfüllt es mich im-
mer auch mein Buch in der Ob-
hut der deutschen Hausbücherei zu
wissen. Möge es vielen deutschen
Volksgenossen ein wahres Bild von
unserem schweren Kampf um das
neue Deutschland vermitteln und
ihren Glauben an den Führer ver-
tiefen und verstärken. Wenn
es noch dazu beitragen sollte, der
deutschen Hausbücherei neue Freunde
zuzuführen und somit die vor-
bildliche und wertvolle Arbeit
der deutschen Hausbücherei zu unter-
stützen, so würde das für mich
eine besondere Freude sein

26.7.35 Heinz Lohmann.